P. o. germ. 176m (1

BIBLIOTECA
REGIA
MONACENSIS.

Cäciliens Briefe an Lilla.

Ein

Handbuch

für

Bräute, Gattinnen und Mütter,

oder solche, die es werden wollen.

Erster Band.

Tübingen,

in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

1803.

419. D

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Ihro Hochfreiherrlichen Excellenz,

der verwittweten

Frau Reichshofräthin

Baronin von Mauchart

in Wien

ehrerbietigst gewidmet

von

dem Verfasser.

Vorrede.

Ein Theil der nachstehenden Briefe ꝛc. ist in einigen Heften der Flora, einer Monatsschrift von Freunden und Freundinnen des schönen Geschlechts abgedrukt, und so viel mir bekannt worden ist, mit Beifall aufgenommen worden. Aber der ganze Plan, den diese Briefe umfassen, war theils zu weit angelegt, theils zu sehr ein zusammenhängendes Ganzes, als daß er füglich in einer Zeitschrift, deren Hefte nicht auf einmal, sondern nach gewissen Intervallen erscheinen, und unter einer Menge anderer, zum Theil fremdartiger, Aufsätze, welche sie enthielt, zwekmässig hätte ausgeführt werden können. Deswegen entschlossen wir uns, die Verlagshandlung und ich, den Rest dieser Briefe, nebst denen in der Flora schon abgedrukten, als eine eigene Schrift erscheinen zu lassen.

Ob aber gerade jezt, da, wie es scheint, an Schriften dieser Art eben kein Mangel ist,

die Herausgabe einer neuen ähnlichen zwekmässig und den Zeitbedürfnissen angemessen sey, ob dieselbe nach einer Elisa, nach den Briefen an Lina als Mutter von der Frau von la Roche, nach „Amalie Will meine Freuden und Leiden als Gattinn und Mutter" u. a. dgl. noch zu rechter Zeit erscheine? könnte man fragen. Ich antworte hierauf: Einmal wird man bei der Vergleichung der gegenwärtigen Schrift mit den drei eben genannten bald entdekken, daß sie nicht nur ihrer Tendenz, sondern auch ihrer Ausführung und ihrer Form nach von diesen in mehreren Stükken wesentlich verschieden ist; — und dann weiß ich wirklich keine Schrift, worin auch das pflichtmässige und kluge Betragen der Braut so eigens behandelt wäre, wie hier.

Die historische Einkleidung, die ich den Belehrungen gegeben habe, welche der eigentliche Gegenstand dieser Briefe sind, wird wohl keiner meiner verehrten Leserinnen misfallen, weil sie den an sich vielleicht zu trokkenen Lehren ein anmuthigeres Gewand giebt, aber ich fürchte auch

nicht, daß diejenigen, welche diese Schrift beurtheilen werden, diese Einkleidung tadeln, denn es ist doch wohl nicht zu läugnen, daß sie nicht nur das Vehikel des leichteren Eingangs, sondern zugleich auch das Mittel ist, die Lehren selbst anschaulicher darzustellen. — Eben so wenig befürchte ich jedoch, daß es meinen Leserinnen misfallen werde, daß diese historische Form nicht die eigentliche Form des Romans ist, denn darüber könnten nur diejenigen zürnen, denen es nicht vornehmlich um Belehrung zu thun, sondern denen die Hülle die Hauptsache wäre, solcher aber vermuthe ich unter ihnen keine.

Daß ich nicht den gewöhnlichen Kunstgriff der meisten Romane, welche ihre Helden mit unerschöpflichen Reichthümern überhäufen, gebraucht, sondern vielmehr die meinigen in sehr dürftige Umstände habe gerathen lassen, schien mir nothwendig zu seyn, um gewisse Vorfälle des ehlichen und häuslichen Lebens, und das nach denselben einzurichtende Betragen der Gattinn desto lehrreicher darstellen zu können. Ob dazu mehr Kunst erfordert werde, als seinen

Helden im Ueberflusse leben und wirken zu lassen, darüber will ich mit keinem streiten, der das Gegentheil zu behaupten Lust hat.

Dieser erste Band enthält nun die Pflichten der Braut und der Gattin, der zweite wird die der Mutter schildern; aber er wird — ich glaube dieß hier voraus erinnern zu müssen — kein vollständiges System der Pädagogik liefern, was weder nach dem Umfange dieser Schrift möglich, noch für ihre Bestimmung zwekmässig wäre, sondern sich vornehmlich nur auf denjenigen Theil der Erziehung einschränken, welcher das begreift, was die Mutter dabei zu thun hat, oder wogegen die Mütter ihrer innern oder äussern Verhältnisse wegen am meisten zu fehlen pflegen.

Der Verfasser.

Cäciliens Briefe an Lilla.

Achtzehen Sommer hatte Lilla auf einem weit von der Hauptstadt entlegenen, in einem wenig besuchten Winkel des Landes verborgenen, Gute ihres Vaters durchlebt. — Ihre Mutter hatte sie schon seit zwey Jahren verlohren, sehr frühe für ein junges, aufsprossendes Mädchen, das den Gefahren des jugendlichen weiblichen Alters entgegenreift, doch immer nicht zu frühe für Lilla, um nicht von ihrer vortreflichen Mutter noch zu allen weiblichen Tugenden gebildet, und mit den Waffen guter Grundsäze gegen die nahen Gefahren gesichert worden zu seyn. — Sie war eine der ersten Schönheiten des Landes, schön, wie die knospende Rose, aber das wußte sie nicht; gut, wie ein Engel, und unschuldig wie Eva, als sie aus Adams Rippe entsproßte, aber deß rühmte sie sich nicht, denn in ländlicher Eingezogenheit hatte sie bis jezt ihre Tage verlebt, ungekannt und unbesucht von dem bunten Gewimmel fader Schmetterlinge, aber gekannt und geschäzt von wenigen Edlen, blühte sie wie die Rose im Waldthal, deren Anblik

und Geruch nur zuweilen einen verirrten Pilger ergözt. Sie lebte der Oekonomie ihres Vaters, dessen einzige Freude sie war, und so konnt' es nur selten geschehen, daß sie einen Ausflug in das benachbarte Städtchen machte. — Doch bei einem solchen Besuche lernte in einem der Cirkel, wo man sie immer empfing, wie man den wiederkehrenden Frühling empfängt, ein junger Mann sie kennen, der in dem Städtchen allgemeine Achtung genoß. Ihre unvergleichbare Schönheit blendete ihn; aber die Sittsamkeit, mit der sie sich betrug, die Herzensgüte, die ihr die Zuneigung aller gewann, die Bescheidenheit, womit sie ihre Urtheile vorbrachte, und der Verstand, der aus denselben hervorleuchtete, entzükten ihn. — Kaum hatt' er sie daher zwey= oder dreymal gesehen, so brannte er auch schon vor Liebe zu ihr. Sein einziges Bestreben gieng nun dahin, ihre Liebe zu gewinnen, oder vielmehr zuvor zu erforschen, ob sie ihm nicht abgeneigt wäre, denn schon war der Entschluß in seiner Seele gereift: Lilla müsse sein Weib werden. — Schüchtern, wie Liebende sind, erbat er sich von ihr die Erlaubniß, sie und ihren Vater auf seinem Gute zu besuchen, und erhielt sie von dem unbefangenen Mädchen, das keine andere als gleichgültige Absichten ahnete, ohne Weigerung

und Ziererei. — Nach wenigen Tagen schon benüzte er die ihm gegebene Erlaubniß, und ritt auf das Gut, wo Lilla's Vater hauste. Durch edles, anständigfreies Betragen gewann er bald die ganze Zuneigung des Vaters, so daß ihn dieser bei'm Wegreiten mit der unverstelltesten Herzlichkeit bat, ja recht bald wieder zu kommen. Erwünschter hätte Müntern — so hieß der junge Mann — nichts begegnen können. So was ließ er sich nicht zweymal sagen, und eh' acht Tage in's Land kamen, war er wieder draussen auf dem Gute. Vom Vater aufs freundlichste empfangen, und von der Tochter wenigstens — wie er sich vorstellte — nicht ungerne gesehen, war er wie im Himmel auf dem kleinen einsamen Gute. Jeden Augenblik entdekte er neue vortrefliche Eigenschaften an Lilla, und nun vermocht' er nicht länger an sich zu halten; seine eigentliche Absicht mußte entdekt werden. — Allein, wie es denn bei Angelegenheiten der Liebe zu gehen pflegt, er gieng, und kam wieder, und gieng abermal, und kam zum drittenmal wieder, und immer war noch nichts gesagt. Endlich traf er einst Lilla allein', ihr Vater war weggeritten, und Müntern bot sich die schönste Gelegenheit dar, Lilla's Herz zu erforschen, allein so oft er auch anfangen wollte zu sprechen, so oft erstarb ihm auch das Wort wieder

im Munde, und er machte der reizenden Lilla gegenüber eine stumme Person, so daß auch sie, die nun seine Absichten mit dem Mädchen in solchen Fällen eigenen Scharfsinn zu ahnen anfieng, in Verlegenheit gerieth. Doch endlich nahm er all seinen Muth zusammen, entdekte ihr seine Absichten, und bat sie um aufrichtige Erklärung ihrer Gesinnungen. Lilla's Wangen flog plözlich jene entzükkend-schöne Röthe der Sittsamkeit an, die allen Mädchen eigen ist, die in unbefangener Unschuld die Jahre ihrer ersten Jugend durchlebten, und denen also eine Werbung um ihre Hand eine zu neue Sache ist, als daß sie sogleich sich darein finden könnten. Mit niedergeschlagenen Augen und jungfräulicher Schaam wußte sie Müntern, dessen Erklärung ihr übrigens nicht misfallen hatte, keine andre Antwort zu geben, als daß sie ihn an ihren Vater wies, dessen Rath sie hierinn allein folgen würde. — Nun hatte Münter genug; voll Freude schwang er sich auf seinen Engländer, und gallopirte nach Haus.

Lilla überlegte indessen Münters Erklärung von allen Seiten, aber sie vermochte nicht, für sich einen Entschluß zu fassen. Ihrem Vater wollte sie auch von der Sache noch nichts sagen, eh' es Münter gethan hätte, weil sie auf jeden Fall noch nicht wußte, wie sie sich

benehmen sollte, je nachdem er die Sache von dieser oder jener Seite ansehen würde. Sie half sich also inzwischen auf eine andere Weise.

In der Residenz lebte eine junge Wittwe, Cäcilie L. eine Freundin von Lilla's Mutter, die ihr schon manchen guten Rath gegeben, und schon manchmal aus einer Verlegenheit geholfen hatte. Diese Cäcilie hatte selbst in einer zwar kurzen aber äusserst glüklichen Ehe gelebt, und war ein Weib von feinem Verstande und der rechtschaffensten Denkart. An diese wandte sich Lilla, und erbat sich von ihr ihren Rath und ihre Belehrung — So entstanden

Cäciliens Briefe an Lilla,

die uns die leztere zur Bekanntmachung für unsere Leserinnen anvertraut hat.

Erster Brief.

Cäcilie an Lilla.

Dacht' ich's doch, daß meine liebe junge Freundin nicht immer, wie bisher, unbekannt bleiben, sondern bald die Augen irgend eines Mannes, der ihre Vorzüge zu schätzen weiß, auf sich ziehen würde. Umsonst hatte doch gewiß Ihre gute Mutter — ach daß sie uns beiden der Tod zu früh entriß! — nicht mit so unermüdeter Sorgfalt an Ihrer Bildung gearbeitet, um-

sonst Sie nicht zu all den Tugenden erzogen, die einst das Glük eines Mannes machen sollten, wie die Tugenden dieser guten mir unvergeßlich theuren Freundin das Glük Ihres rechtschaffenen Vaters. — Nun blühen sie schon diese Hofnungen, und werden einst herrliche Früchte tragen!

Aber Sie scheinen etwas bange zu seyn über der wahrscheinlich Ihnen bevorstehenden Veränderung. Verbannen Sie diese Bangigkeit. Wenn Sie, wie ich vermuthe, nun bald Braut werden, so treten Sie ja damit in einen sehr ehrenvollen Stand. Sie werden eben damit, daß Sie die Verlobte eines Mannes werden, auf eine höhere und ehrenvollere Stufe in der Gesellschaft gestellt. Alles wird Sie fetiren, Weiber werden Sie zutraulicher in ihre Zirkel aufnehmen, und Ihnen Rechte im Umgange mit ihnen gestatten, die sie sonst vor ungebundenen Mädchen verschliessen, und Ihre Gespielinnen werden mit theilnehmender Freude entweder, oder mit hämischem Neide, aber doch immer mit einer gewissen Ehrfurcht zu Ihnen, als um eine Stufe über sie erhaben, hinaufblikken, und sich sehnen, auf gleicher Stufe zu stehen. — Und das alles wahrlich mit Recht. Uns Weibern verbieten Natur und Gewohnheit, Männer zu wählen, wir müssen warten, bis wir gewählt wer-

den, und es bleibt uns dann nichts übrig, als Ja oder Nein zu sagen. Verdient es nun nicht Ehre und Achtung, wenn ein Mädchen, das nicht durch Künste der Koketterie Männer zu angeln suchte, von einem rechtschaffenen Manne gesucht, und zur Gattin gewählt wird? Ist es nicht ein Beweis, daß sie Vorzüge haben muß, die die Aufmerksamkeit eines Rechtschaffenen auf sich ziehen konnten, und ist es nicht öffentliche Anerkennung dieser Vorzüge, wenn er um ihr Herz und ihre Hand sich bewirbt? — Legt er nicht — ich setze voraus, daß er ein rechtschaffener Mann sey, der nicht blos aus andern Nebenabsichten, Schönheit, Reichthum, Familienverbindungen u. s. w. ein Mädchen begehrt — legt er nicht damit das Bekenntnis ab, daß er von ihren Vorzügen das Glük seines Lebens erwartet? — Und sagen Sie nun, ist es nicht ehrenvoll, Eigenschaften zu haben, die das ganze Glük eines Mannes gründen können, und ehrenvoll, in einen Stand zu tretten, wodurch es öffentlich bekannt gemacht wird, daß wir diese Eigenschaften haben? — Und dann — Sie wissen an dem Beispiel Ihrer vortrefflichen Mutter, auf welch einem wichtigen Posten in der Gesellschaft ein Weib steht. Sie soll dem Staate Bürger — nicht nur geben, sondern auch erziehen. Sollte also nicht abermal der Stand die Achtung der

Welt verdienen, durch welchen wir erklären, daß wir die Verbindlichkeit auf uns nehmen wollen, jene heiligen Pflichten zu erfüllen? — Also —

Doch, was mache ich da? Ich rede vom Brautstande, wie wenn Sie wirklich schon Braut wären. Indessen, es mag stehen bleiben, Sie werden's ja doch über kurz oder lang. Also — lassen Sie sich nur nicht bange seyn, und erwarten Sie, was geschehen wird mit freudiger Hoffnung. So viel für dießmal. Leben Sie wohl. Ich bin rc.

Zweiter Brief.

Cäcilie an Lilla.

Sie wollen von mir wissen, meine Liebe, ob Sie Müntern Ihr Jawort geben sollen. Aber ich kann Ihnen darauf nicht so geradezu antworten; ich kenne ja Ihren Freiwerber nicht weiter, als in so fern Sie mir ihn beschrieben haben, und Sie selbst sagen mir, daß Sie nichts von ihm wissen, als was einige flüchtige Beobachtungen und das allgemeine Gerücht Sie gelehrt haben. Also ich kann Ihnen weder Ja noch Nein sagen, aber das kann ich und will es auch, Sie vorbereiten, daß Sie selbst untersuchen können, ob Sie Ja oder Nein sagen müssen, wenn Sie glüklich werden wollen.

Daß Sie nicht blindlings wählen sollen, darf ich Ihnen nicht erst sagen, denn daß Sie das gewiß nicht thun, dafür ist mir Ihr Verstand und Ihre solide Denkart Bürge; also auch nicht, daß Sie zuvor sorgfältig prüfen müssen, ehe Sie wählen. Aber was Sie prüfen müssen, was Ihr Urtheil bestimmen, und Ihre Entscheidung lenken muß, das ist es, worüber Sie noch Unterricht nöthig haben können.

Prüfen Sie sich also vor allen Dingen, ob Sie den Mann, der Sie zur Gattin begehrt, werden lieben und hochachten können. — Doch misverstehen Sie mich auch hier nicht. Ich meyne nicht gerade jene affektvolle, leidenschaftliche Liebe, wie Sie sie häufig in Romanen geschildert, aber im gemeinen Leben nur selten antreffen, nicht gerade die Liebe eines Werthers, einer Minaca, einer Heloise. Es giebt noch eine solche leidenschaftliche Liebe und sie kann sehr aufrichtig seyn, aber wenn sie anhaltend und ausdaurend seyn soll, so erfodert sie mehr als gewöhnliche Kräfte, und eine geistige und körperliche Constitution, die weniger unser, als der Männer, Antheil ist. — Also grämen Sie sich nicht, wenn Sie diese feurige Liebe nicht in sich finden, und glauben Sie nicht, daß der Mann Ihrer nicht werth sey, für den Sie

nicht eben so viel empfinden, als Lotte für ihren Werther, Mariane für ihren Siegwart, Heloise für ihren Abälard empfanden.

Lotte gab Alberten die Hand, und ward glüklich mit ihm, wenn sie schon nicht die heftige Liebe gegen ihn fühlte, die Werther für sie und sie für Werthern empfand. — Denn eine solche glühende Liebe ist zum Glükke der Ehe wenigstens entbehrlich. Ja ich glaube sogar, sagen zu dörfen, daß sie zuweilen und unter gewissen Umständen diesem Glükke hinderlich werden kann. Die sogenannten Affections-Heyrathen, wo zwey Liebende so ganz in einander zu schmelzen scheinen, und ausser sich nichts mehr sehen, hören und fühlen, mithin auch alle andere zum Glükke der Ehe so nothwendige Betrachtungen hintansezzen, werden einer gemeinen Erfahrung zufolge nicht lang unter die glüklichen Ehen gezählt. Ich wenigstens würde, wenn ich zu wählen hätte, entweder einen Mann wählen, der mich nicht mit leidenschaftlicher Hize liebte, so bald ich in Gefahr käme, ihn so zu lieben, oder einen, für den ich zwar reine Liebe und Achtung, aber ohne heftige Leidenschaft haben könnte. Dieß dünkt mir auch sehr nothwendig zu seyn. Auf der einen oder der andern Seite mag immer die Glut des Affektes die Liebe beleben, aber wenn die Flamme auf beiden

Seiten gleich hoch auflodert, so steht die Liebe in grosser Gefahr, von der gemeinschaftlichen Hize allzufrühe verzehrt zu werden. Solche Liebende erschöpfen sich zubald im wechselseitigen Genusse; sie können sich nie von einander trennen, und so wird das nie entbehrte Glük endlich zur langen Weile. Dazu kommt noch, daß solche Leute gewöhnlich einander nicht zuvor gehörig studirt, ihre guten und schwachen Seiten im Taumel der Leidenschaft übersehen, und sich also auch nicht gewöhnt haben, Schwächen, die sich späterhin offenbaren könnten, zu tragen und zu verzeihen. Verfliegt nun in der Ehe diese glühende Liebe, wie sie denn bei jedem einmal verfliegt, und entdekt man wechselseitige Schwachheiten, von denen man sich zuvor nichts hätte träumen lassen, so ist man desto unzufriedener, je grösser die Vorstellungen waren, die man sich zuvor von einander gemacht hatte, und man verzeiht einander weit weniger, als man verziehen haben würde, wenn man nicht im ersten Rausche der Liebe vergessen hätte, daß es keinen Sterblichen mit engelgleicher Vollkommenheit giebt.

Ich kann Ihnen dieß mit einer Geschichte, die sich kürzlich bei uns zugetragen hat, und die meine Behauptung auffallend bestätigt, belegen. — Vor ungefähr einem Vierteljahre verheyrathete sich hier ein

Pärchen, das die Wonnetage des Brautstandes in schmelzender Zärtlichkeit und glühender Liebe hingebracht hatte. Sie girrten und schnäbelten sich wie Täubchen, und waren immer unzertrennte Gesellschafter. Die ganze Welt schwand ihnen unter der Seligkeit ihrer Liebe in nichts, und sie lebten mit einander wie in Elisium. Das wird ein glükliches Paar werden, sagten viele, die dieses Leben so mit ansahen. — Die erste Zeit ihrer Ehe schien auch wirklich diese Prophezeihung zu bestätigen. Sie lebten ganz in der glüklichsten Harmonie, die Wünsche des einen waren auch die des andern, und in Gesellschaften sah man immer eines dem andern mit Gefälligkeiten zuvorkommen. Sie herzten und küßten sich, wie wenn sie noch Braut und Bräutigam wären. Doch endlich, als dieß so eine Weile gewährt hatte, sah man bald den Mann ohne die Frau, bald diese ohne jenen, spazieren gehen, Gesellschaften besuchen, Lustpartieen mitmachen und dergleichen, und manche wollten an dem Manne melancholischen Ernst, an der Frau grämliche Gesichter bemerken. Sie suchten sich nicht mehr, wie vormals, und bald kam es so weit, daß sie einander auszuweichen schienen. Nun konnten sich jene Glükspropheten in diese Veränderung nicht finden. Mir war sie leicht erklärbar. Die erste

Hize war verraucht; man entdekte nun an einander Schwächen, welche jene Leidenschaft hatte übersehen lassen, und hielt sich wechselseitig für betrogen, weil man nicht die Engels-Vollkommenheiten an einander fand, die man sich geträumt hatte, und mit geringeren sich nicht begnügen wollte, mithin nun eben so viel Gutes an einander übersah, als man zuvor Schwächen übersehen hatte. So kam es endlich dahin, daß sie bald öffentlich mit einander zu keifen anfiengen, und nun ist diese Unzufriedenheit bereits bis zum unversöhnlichen Hasse gestiegen, so daß, wie das Gerücht will, diese beiden ehmals so zärtlichen Eheleute nächstens durch obrigkeitliche Dazwischenkunft werden geschieden werden müssen.

Sie sehen daraus, daß eine solche ekstatische Liebe zum Glükke der Ehe gar nicht nothwendig ist, und wenn sie auf beiden Seiten gleich ekstatisch ist, ihm sogar hinderlich werden kann. Also mögen Sie immerhin diese Liebe gegen einen Mann nicht haben, der sich um Ihre Hand bewirbt, er kann doch Ihrer, und Sie können seiner vollkommen werth seyn, und glüklich mit einander werden. — Nur fordern Sie alsdann eben diese Liebe auch nicht von ihm; denn auch er kann Liebe und Achtung für Sie haben, ohne in Sie verliebt zu seyn, und wenn

Sie sie dennoch bei ihm finden, wie mir denn wirklich Münter eine solche Liebe zu Ihnen zu haben scheint, so prüfen Sie, ehe Sie sich ganz entschliessen, ob diese Liebe aufrichtig und ausdaurend ist. — Aber woran soll ich das erkennen? werden Sie fragen. Ich will Ihnen auch darauf antworten. Beobachten Sie ihn im Umgange mit Ihnen eine etwas längere Zeit, als gewöhnlich zwischen der ersten Werbung und der Hochzeit zu verstreichen pflegt. Bleibt er sich in dem Zeitraum eines Jahres ungefähr immer gleich in den Aeusserungen seiner Liebe; können Sie ihn nie bei einer auffallenden Lauigkeit überraschen; kommt er, nicht gerade mit eilfertiger Hize, aber mit unverstellter Herzlichkeit Ihren Wünschen zuvor; entdekt er Ihnen mit aufrichtiger Offenheit sein Herz und seine Denkart, so dürfen Sie seine Liebe für aufrichtig und ausdaurend halten. Ferner: Prüfen Sie ihn an dem Probierstein, der schon manche Männer gefällt hat, kommen Sie ihm bei seinen Bemühungen um Ihr Herz mit Liebe entgegen, und zeigen Sie ihm, daß er Ihnen nicht gleichgültig sey; gehört er dann unter die Schmetterlinge, denen es nur um Eroberungen zu thun ist, um damit als mit Trophäen prangen zu können, so wird er bei diesem Entgegenkommen von Ihrer Seite eben so lau zu werden anfangen, als er

zuvor beim Widerstande immer feuriger ward; ist hingegen seine Liebe aufrichtig, so wird sie, wenn Sie durch Gegenliebe ihr lohnen, immer herzlicher werden; er selbst wird immer mehr warme, innige, unverstellte Anhänglichkeit an Sie bekommen, und Sie können sich versprechen, daß Sie glüklich mit ihm werden, und seine Liebe auch im Ehestande fortdauren werde. — Daß sie nach einer solchen Prüfung im ersten Fall schnell abbrechen müssen, im zweyten aber ohne Furcht wählen dörfen, versteht sich von selbst.

Doch ich habe hier eine beinahe zu lange Abschweifung gemacht, und komme nun wieder darauf zurük, wovon ich ausgieng. — Ich sagte Ihnen, Sie sollten sich prüfen, ob Sie den Mann, der Sie zur Gattin begehrt, werden lieben und hochachten können. Nicht alle Liebe ist zum Glükke der Ehe entbehrlich; Sie müssen für den Mann, mit dem Sie sich auf die ganze Zeit Ihres Lebens verbinden sollen, wenigstens eine gewisse Art der Liebe empfinden, ich meyne, die Liebe, die sich auf Hochachtung gründet. Wo diese leztere nicht ist, da kann bei allem äussern Anschein einer vortheilhaften Verbindung keine glükliche Ehe bestehen. Ein Weib, das einen Gatten gewählt hat, den sie verachten muß, kann nicht mit ihm harmoniren; dieser Mangel an Harmonie aber

muß am Ende Unzufriedenheit, Reue, und alle die Leidenschaften hervorbringen, die das Glük der Ehe verbittern. Finden Sie hingegen in dem Manne, der Ihr Gatte werden will, Eigenschaften und Verdienste, die Ihnen Hochachtung abnöthigen, so werden Sie gewiß, ich traue das Ihrem guten Herzen zu, sobald ein solcher Mann Ihnen mit Liebe entgegen kommt, auch Gegenliebe gegen ihn fühlen, und zwar eine so reine und dauerhafte, daß sie das Glük Ihrer Ehe gründen muß, weil sie selbst auf einen Grund gebauet ist, der nicht erschüttert werden kann. — Das sey also immer einer der vorzüglichsten Gegenstände Ihrer Untersuchung: wie die sittlichen Eigenschaften des Mannes, dessen Gattin Sie werden sollen, beschaffen sind, und nur Vernunftgründe müssen dann Ihre Wahl bestimmen. Finden Sie in ihm einen Mann von durchaus edler und rechtschaffener Denkart, der Ehrfurcht für Tugend und Religion, Fleiß in seinem Beruf, Geschiklichkeit in seinen Geschäften, Gewissenhaftigkeit im gemeinen Leben besizt, und die Achtung der Welt und seines Vaterlandes entweder wirklich genießt, oder wenigstens verdient, so geben Sie ihm Ihre Hand, in der gewissen Hoffnung, glüklich mit ihm zu werden; wo Sie aber dieß nicht finden, da ziehen Sie sich

zurük,

zurük, und lassen Sie sich durch die schönste Larve, durch die elegantesten Manieren, und durch die glänzendsten Aussichten auf künftiges Glük nicht blenden, denn hinter all diesem Glanze liegt eine Schlange verborgen, deren Stachel Ihre Tage vergiften würde.

Ich bin aber hier gelegenheitlich auf eine neue Betrachtung gekommen, über die ich Sie auch noch unterrichten muß. Es giebt Männer, die uns Weibern auf der einen Seite den Ruhm nachsagen, daß wir uns bei'm Heyrathen nicht so leicht, wie sie, durch ein schönes Gesicht blenden oder bestimmen lassen, — auf der andern Seite hingegen auch, daß wir einen unwiderstehlichen Drang in uns fühlen, Heyrathen unter andern zu stiften; und ich glaube, daß die Männer, die dieses behaupten, Recht haben. — Diese beide Erfahrungen will ich nun benuzen; die erste: um Ihnen nicht mit langen Tiraden zu sagen, daß Sie sich, wenn Sie heyrathen wollen, nicht durch eine schöne Person oder durch elegante Lebensart bestimmen lassen; die andere aber, um Sie zu warnen, daß Sie sich auch nicht verleiten lassen, durch andere ausserwesentliche Zufälligkeiten Ihre Entscheidung vorbereiten und Ihre Wahl lenken zu lassen. Die Heyrathsstifter und Heyrathsstifterinnen — denn daß man unter dem andern Ge-

schlecht nicht auch solche Menschen finde, gebe ich doch den Männern nicht zu — nehmen hauptsächlich immer nur darauf Rüksicht, ob — wie sie sich ausdrükken — die Parthie vortheilhaft sey, d. h. ob beträchtliche Reichthümer, vortheilhafte Familienverbindungen, glänzende Rangstufen damit zu gewinnen seyen, auf jene wesentliche oben angegebene Eigenschaften und Vortheile wird gewöhnlich keine oder wenig Rüksicht genommen, und damit wird so manches Mädchen ein Schlachtopfer der Familien-Convenienzen, und mit der schönsten Anlage zum Glük auf ihr Lebenlang unglüklich gemacht. Sie kennen die ehmals so gute, frohe, muntere Amalie B., die gewiß, wenn je eine, verdiente, durch einen Mann glüklich zu werden, weil sie so ganz dazu geneigt war, einen Mann zu beglükken. Diese wurde ein solches Opfer. Ein reicher, angesehener Finanzrath aus S. kam, und warb um ihre Hand. Kaum war dieß unter ihrer Familie halbweg bekannt, so stürmten sogleich alle mögliche Vettern und Basen auf Amalien und ihre Eltern loß, sie sollten ein so glänzendes Glük ja nicht aus der Hand lassen. Amalie, durch die reizendsten Vorspieglungen von dem Ansehen, worinn der Finanzrath stünde, von den unermeßlichen Reichthümern, die er besässe, geblendet, und von den unaufhörlichen Vorstellungen ihrer Vet-

tern und Basen bestürmt, willigte ein, und gab ihm ihre Hand. — Nun ist sie so unglüklich, als man es je in einer Ehe seyn kann. Sie kann ihren Mann nicht lieben, weil er ein Schurke ist, und er liebt sie nicht, weil er sie aus der Dunkelheit hervorgezogen zu haben glaubt, und mitten unter dem Ansehen, das sie genießt, und dem Aufwand, den sie machen kann, und nach ihres Mannes Willen machen muß, ist sie höchst unglüklich, weil sie im Grunde alle Freuden entbehrt, die, zu einer glüklichen Ehe, wesentlich gehören. Sie hat ganz ihre vorige Munterkeit verlohren, und unter Verwünschungen des Glükkes, um das sie so viele ihrer Schwestern beneiden, sehnt sie sich in die stille friedliche Hütte eines redlichen Mannes, der sich und die seinen mit mässigem Einkommen nährt. — Wie wenig tragen also solche Zufälligkeiten zum wahren Glükke der Ehe bei, und wie wenig sind sie es werth, daß sie ein Mädchen zum ersten Bestimmungsgrunde bei ihrer Wahl erhebt;

Doch ganz dürfen Sie diese Rüksichten auch nicht bei Seite sezzen. — Man lebt doch auch nicht vom Mondscheine, und die glühendste Liebe hat keinen grössern Feind als den Mangel. Die girrenden Verliebten, welche wähnen, sie würden in unfruchtbaren

Wüsteneien von einigen sparsamen Wurzeln und einem Trunke frischen Wassers genährt, an ihrer Liebe allein übersatt haben, würden grosse Augen machen, und ihrer ätherischen Liebe bald überdrüssig werden, wenn sie wirklich in eine solche Lage kommen sollten, und häufig genug lehrt die Erfahrung, daß solche Menschen, die unbesonnen genug sich blos auf ihre Liebe verliessen, und von ihr auch unter kümmerlichen Umständen, die sie sich selbst bereiteten, Zufriedenheit hofften, gar bald kalt gegen einander und von Reue über den unbesonnenen Schritt geplagt zu werden anfiengen. Denn Mangel erwekt Nüchternheit aller Art, schlägt also auch den Taumel leidenschaftlicher Liebe gar frühe nieder, und wenn dann an die Stelle der verflogenen Liebe nicht das Aequivalent der Zufriedenheit mit seinem Schiksale tritt, so ist es um das Glük einer solchen Ehe bald geschehen. — Nehmen Sie also immerhin auch darauf Rüksicht, ob der Mann, der Ihre Hand begehrt, in solchen Umständen ist, daß er sich eine Gattin und eine künftige Familie anständig ernähren kann. Sie brauchen nicht Ueberfluß, nicht Reichthum, nicht glänzende Ehrenstufen in der Gesellschaft, das alles ist zu ihrem Glükke entbehrlich; aber eine Lage haben Sie nöthig, in der Sie ohne

kümmerliche Sorgen sich und die Ihrigen ihrem Stande gemäs ernähren und fortbringen können, denn, wenn dieß fehlt, so schwindet auch Ihre Zufriedenheit und mit derselben Ihr Glük.

Dieß sey nun auf Ihre Frage für einmal genug. Ueberlegen Sie nun nach dem was ich Ihnen bisher, gesagt habe, ob Sie Müntern wählen müssen oder nicht. Einige Nebenregeln, die Sie auch noch vor ganz entschiedener Wahl werden zu beobachten haben schreibe ich Ihnen ein andermal. Indeß leben Sie wohl.

Dritter Brief.

Cäcilie an Lilla.

Ich zaudere nicht, Ihnen vollends den lezten Rath zu geben, den Sie, ehe Sie sich gänzlich entschliessen, nöthig haben, weil Sie in den Fall kommen könnten, Ihre Entscheidung von sich geben zu müssen, ehe Sie diesen Brief erhielten, wenn ich Sie länger darauf warten ließe.

Schon das war mir Beweis Ihrer weisen Bedächtlichkeit, daß Sie in dieser wichtigen Angelegenheit keinen Schritt thaten, ohne den Rath einer Freundin, die das schon durchgemacht hat, was Ihnen noch bevorsteht, einzuholen. — Aber ich kann es Ihnen

nicht verhehlen, es gefällt mir nicht, daß Sie Ihren Herrn Vater noch nicht zu Ihrem Vertrauten in dieser Sache gemacht haben. Aeltern müssen hierin immer die ersten Rathgeber ihrer Kinder seyn. Freilich, wenn Ihre vortrefliche Mutter noch lebte, so glaube ich ganz gewiß, Sie hätten längst Ihr Herz in ihren theilnehmenden Busen ausgeschüttet, aber mit Männern — das weiß ich wohl — selbst wenn es Väter wären, besprechen wir Frauenzimmer dergleichen Herzensangelegenheiten nicht gerne; eine — vielleicht falsche und unzeitige — Schaam, die indeß in unserer natürlichen Delikatesse ihren Grund hat, hält uns zurück. — Allein Väter, besonders Väter, wie der Ihrige, so voll inniger Liebe und Zärtlichkeit, machen hierinn billig eine Ausnahme. Aeltern können es von ihren Kindern mit allem Rechte erwarten, daß sie sie in wichtigen Angelegenheiten zu ihren Vertrauten machen, und Aeltern, ich setze voraus, das sie eine rechtschaffene Denkart und richtige Begriffe von Glükseligkeit des Lebens besitzen, können auch in solchen Dingen die besten Rathgeber ihrer Kinder seyn. Denn von niemand als von seinen Aeltern kann ein Kind sicherer einen Rath erwarten, dem keine eitele oder eigennützige Nebenabsichten zum Grunde liegen, von niemand als von seinen Aeltern kann es mehr reine

Rücksicht auf sein Glük und mehr Thätigkeit zur Beförderung desselben erwarten. Also machen Sie geschwind Ihren Fehler wieder gut, und entdecken Sie Ihrem Herrn Vater mit der unverstelltesten Offenherzigkeit die ganze Geschichte. Legen Sie Ihr Glück in seine Hände, und bitten Sie ihn, daß er Ihnen selbst die Prüfung, die im vorliegenden Falle so nothwendig ist, anstellen helfe. Glauben Sie mir, Sie werden gut dabey fahren; das Geschäft der Prüfung wird ihnen um vieles erleichtert werden, und das Ende Ihrer gemeinschaftlichen Berathschlagungen; es mag dann seyn, welches es will, wird Ihnen mit Zufriedenheit lohnen.

Wenn ich es aber oben als einen Beweiß weiser Bedächtlichkeit angab, daß Sie diesen wichtigen Schritt nicht ohne fremden Rath thun wollen, so muß ich doch noch einige Einschränkungen beyfügen, denn das Rathserholen könnte Ihnen unter gewissen Umständen gefährlicher und schädlicher werden, als wenn sie gar keinen begehrten. — Fragen Sie also nicht viele Leute um Rath. Es ist in allen Fällen das Zeichen eines unentschlossenen Gemüths, viele Leute um Rath zu fragen, und ein Unentschlossener wird nie weise Entschlüsse fassen. — Aber in ihrem Falle ist es doppelt schädlich, viele Leute um Rath zu fragen.

Nicht jeder würde Ihnen so uneigennützig rathen, als ich es zu thun mir bewußt bin, und als Ihr Herr Vater es ebenfalls thun wird. — Sie erinnern sich der Heyrathsstifter und Heyrathsstifterinnen, von denen ich in meinem vorigen Briefe sprach. Ihre Anzahl ist Legion. Und wenn solche um Rath gefragt werden, so glauben Sie sicher, daß sie immer mit Nebenabsichten zu- oder abrathen. Ist der Werber aus ihrer Familie, oder auch nur auf entfernte Art mit ihnen verwandt, hat ihnen vielleicht einmal ein Compliment gemacht, oder einige Artigkeiten gesagt, oder glauben sie, von seiner Familie auf irgend eine Art einen Dank zu verdienen, wenn sie seine Absichten befördern helfen, so werden sie Ihnen mit der rastlosesten Gefälligkeit rathen, eine solche Parthie ja nicht aus den Händen zu lassen, unbekümmert, ob er die Eigenschaften hat, die zu einer glücklichen Ehe unentbehrlich sind oder nicht, und ob Sie durch diese Ehe glücklich oder unglücklich werden; — hat hingegen Ihr Freiwerber solche Leute — vielleicht ganz unabsichtlicher und unschuldiger Weise — beleidigt oder vernachläßigt, oder haben sie vielleicht selbst Absichten mit eigenen Töchtern oder Verwandtinnen auf ihn, oder hat eine dieser Personen gar die Absicht, Sie, meine Liebe, für einen

Sohn oder Anverwandten zu angeln, so werden sie Ihnen den Mann, der um ihre Liebe wirbt, nicht schlimm genug abmahlen können, werden Sie entweder geradezu vor ihm warnen, oder vielleicht nur so im Vorbeygehen Ihnen verdächtig zu machen suchen, und werden keine Künste der Verläumdung u. dgl. sparen, um nur die Absichten Ihres Werbers zu vereiteln. Dadurch könnte leicht Ihnen ein Stachel ins Herz geworfen werden, der es tief verwundete, der Ihre Prüfung schwankend machen, Ihre Wahl Ihnen erschweren, und Sie zu einer Unentschlossenheit verleiten würde, die Ihrem Glükke sehr nachtheilig werden könnte. Also lassen Sie immer die unberufenen allzeitfertigen Rathgeber und Rathgeberinnen aus dem Spiele, und halten Sie sich allein an den Rath, von dessen Redlichkeit und Uneigennützigkeit Sie zuvor überzeugt seyn können.

Haben Sie nun nach dem, was ich bisher Ihnen angegeben, und was Ihnen Ihr Herr Vater noch weiter aus einander setzen wird, die nöthige Prüfung vorgenommen, und haben Sie durch Vernunftgründe Ihren Entschluß bestimmen lassen, ob Sie dem Manne, der sich um Sie bewirbt, Ihre Hand und Ihr Herz schenken müssen, so beharren Sie nun mit Festigkeit auf diesem Entschluſ-

se, den eine solche Prüfung hervorgebracht hat, und führen Sie ihn aus, ohne sich durch irgend etwas wieder irre machen zu lassen. Es ist möglich, daß Ihnen ein Entschluß, wenn schon durch die reifste Prüfung und Ueberlegung hervorgebracht, dennoch in gewissen Stunden bey einer gewissen Laune und Geistesstimmung doch übereilt, und der gegenseitige besser dünken kann. Aber lassen Sie sich ja durch solche Launen nicht hinreissen, sie würden Ihrer Ruhe und Zufriedenheit äusserst gefährlich und nachtheilig werden, denn eine solche Laune kann Sie nach jedem Entschluß überraschen, und Sie würden nie zu einer Entscheidung gelangen, wenn sie solchen Launen Gehör geben wollten. Also, was Sie nach vernünftiger Prüfung gewählt haben, dabey bleiben Sie, und damit Sie nicht in Gefahr kommen, wieder zu wanken, so führen Sie den gefaßten Entschluß auf der Stelle aus, oder in Ihrem Falle, erklären Sie Ihrem Liebhaber, wenn geprüfte Gründe Sie bestimmt haben, ihn zu wählen, diese Wahl so bald als möglich. Aber, wenn auch Sie selbst für sich nie in Gefahr kämen, wieder zu wanken, so giebt es doch auch hier wieder Misgünstige genug, die, so bald Ihre Wahl bekannt wird, Ihnen allerley Bedenklichkeiten in's Ohr rau-

nen werden, um Sie wo möglich wieder umzustimmen. Es macht der Menschheit nicht viel Ehre, daß es Leute giebt, die keinen andern glüklich sehen können, ohne daran zu arbeiten, sein Glük zu untergraben, aber eine bevorstehende Heyrath lehrt es gewöhnlich, daß es solche Leute giebt. Auch Sie werden, wenn Sie Müntern wählen, von solchen Wespen umsumst werden, aber hüten Sie sich vor ihrem Stachel, und wenden Sie das Mittel gegen sie an, wodurch man Wespen am leichtesten von sich vertreibt, lassen Sie sie schwärmen, ohne sich um ihr Gesumse zu bekümmern. Sie werden's Ihnen zwar sehr nahe legen, werden von allen Seiten Sie anzugreifen, werden Ihnen ihren Gewählten nur so von ferne her zu entleiden, werden Ihnen, wenn der erste Angriff nicht gelingt, durch offenbare Verläumdung, der sie übrigens einen ziemlichen Anstrich von Wahrscheinlichkeit zu geben wissen, und durch verdrehte Geschichten seine Treue und die Redlichkeit seiner Absichten verdächtig zu machen suchen, werden aus den unschuldigsten seiner Handlungen Gift zu saugen, und dieses Gift Ihrem arglosen Herzen mitzutheilen sich bemühen, aber wehe Ihnen, wenn Sie diesen Schwäzern und Schwäzerinnen Gehör geben. — O meine liebe junge Freundin, ich kann Sie nie genug vor

dieser verpesteten Klasse von Menschen warnen. Darum, sehen Sie, darum rieth ich Ihnen, Ihren gefaßten Entschluß mit Festigkeit und Schnelligkeit auszuführen. — Fliehen Sie, ich bitte Sie, fliehen Sie, so bald Sie gewählt haben, diese unselige Zwischenträger und Zwischenträgerinnen, und verstopfen Sie Ihre Ohren vor ihrem Geschwäze. Glauben Sie mir, diese Leute haben immer unredliche Absichten, und glauben Sie ihnen daher nie, was sie zum Schaden Ihres Erwählten Ihnen vorsagen. Oder wenn sie auch ihren Nachrichten durch gottlose Künste einen solchen Anstrich von Wahrscheinlichkeit zu geben wußten, daß Ihnen selbst Zweifel aufstiegen, so unterdrücken sie diese Zweifel, oder noch besser, besprechen Sie sich darüber mit dem Manne Ihrer Wahl, und geben Sie Acht, wie schnell durch diese gegenseitige Erklärung Misverständnisse verschwinden werden, die, hätten Sie dieselbe mit einigem Argwohn in Ihre Brust verschlossen, entweder Ihnen Ihre Ruhe geraubt, oder gar den Verlust einer glüklichen Ehe zugezogen hätten, welche verscherzt zu haben Sie vielleicht Ihr ganzes Leben hindurch beweinen würden.

Ich habe einst in meiner eigenen Familie ein trauriges Beyspiel davon erlebt.

Eine meiner Anverwandtinnen hatte sich mit einem jungen Manne verlobt, der im allgemeinsten Rufe der Rechtschaffenheit und Geschicklichkeit stand, und als wir ihn näher prüften, fanden wir auch wirklich, daß das Gerüchte nicht gelogen hatte. Ich prieß meine Baase glücklich, daß ihr eine in jedem Betrachte so vortheilhafte Heyrath bevorstände, nnd sie selbst hieng an dem jungen Maune mit der unverstelltesten Liebe, die sich auf reine Achtung für seine wirklich großen Vorzüge gründete. Indessen konnte ihre Verbindung noch nicht gleich vollzogen werden, weil der junge Mann — er war ein Kaufmann — zuvor noch eine Reise in Geschäften nach Boston in Nordamerika zu machen hatte. Sie schieden von einander mit den unverstelltesten herzlichsten Versicherungen unwandelbarer Treue, und er versprach, mit jeder Gelegenheit an seine Braut zn schreiben. Anfangs kamen auch wirklich Briefe über Briefe, und alle voll der herzlichsten Versicherungen seines immerwährenden Andenkens an sie, seiner unerschütterlichen Treue, und seiner heissen Sehnsucht nach ihr. Auf einmal, nach Verfluß eines Vierteljahres, blieben diese Briefe aus. Wilhelmine — so hieß meine Baase — schrieb immer fort, und hoffte immer auf Antwort, aber auf ihre zärtlichste sowohl, als auf ihre kläglichste Auf-

forderungen erfolgte keine mehr. Das gute arglose Mädchen konnte sich den Fall einer Untreue gar nicht als möglich denken, und wir, die wir dieß selbst nicht befürchteten, bestärkten sie in ihrer Meinung von dieser Unmöglichkeit. Wir riethen hin und her, was die Ursache dieses plötzlichen Stillschweigens seyn möchte, und konnten endlich keine andere mehr auffinden, als Unglück oder Krankheit. Das arme Mädchen verfiel vor Kummer und Sorgen so sehr, daß wir anfiengen, eine Auszehrung zu befürchten. — Während dieser Zeit kam einst eine alte Bekannte unsers Hauses, die uns vormals oft besucht hatte, und nur seit Wilhelminens Verlobung weggeblieben war, in unsere Gesellschaft. Nach einigen gleichgültigen Gesprächen fragte sie endlich nach dem Befinden des Herrn Bräutigams. Wilhelmine erzählte ihr mit dem unverstelltesten und arglosesten Schmerz ihren Kummer. — „Hm, hm," fieng sie endlich mit einer wahren Katzenphisiognomie an, „so ist's doch wahr? Ei, ei, hätt' ich doch so was meiner Lebstage nicht geglaubt. War doch immer so ein scharmanter junger Herr. Hm, hm." — Unwillig fragte ich sie: wohin dieser Eingang führen sollte? Aber ohne aus ihrem Gleichgewicht zu kommen, antwortete sie mit anscheinender Verwunderung: „Wie? wissen Sie denn noch

nichts davon? Warum ist denn Mamsell Minchen so betrübt? Ei, ei, ich will nichts gesagt haben, mein Gott bewahre mich." Wilhelmine wurde natürlich nur um so begieriger, und drang in die Alte, zu sagen, was sie denn wüßte? Und damit kam endlich eine so zusammenhängende Geschichte ans Licht, deren Ende die Nachricht war, daß sich Hermann, Wilhelminens Verlobter, in Boston mit einem Kaufmann associrt, und dessen Tochter geheyrathet habe, daß das gute Mädchen am ganzen Leibe zu zittern und leichenblaß zu werden anfieng. — Ich argwohnte Teufeleyen, und widersprach also der Alten gerade zu; allein sie zog endlich einen Brief aus der Ficke, der an ihren Sohn, einen Kaufmannsdiener in Amsterdam, geschrieben war, und die wirkliche Bestätigung dieser Nachricht enthielt. Die Handschrift des Briefes war so ganz Hermanns seine, daß uns beynahe kein Zweifel mehr übrig blieb. In diesem Briefe bat dieser seinen Freund, die Nachricht von seiner Verheyrathung auf die möglichst schonende Art seiner bisherigen Verlobten beyzubringen. — Wilhelmine sank bey dieser Nachricht in todesähnliche Ohnmacht hin, aus der wir sie nur mit vieler Mühe erweckten. Allein sie erwachte nur zu unsäglichem Kummer, und was ihr und unser Leiden vermehren mußte, war, daß noch

am Abend des nemlichen Tages ein Brief von ihr an ihren Hermann, den sie gerade zu nach Boston adressirt hatte, unerbrochen Retour kam. Noch hatte ich immer Hoffnung, nud glaubte, die Geschichte würde sich einst noch zu Wilhelminens Vortheil aufklären, weil ich jenen Brief und die Nachricht der Alten für helle Betrügerey hielt. — Ich erkundigte mich zu dem Ende bey einem Kaufmann unserer Stadt, von dem ich wußte, daß er mit jenem Hause in Boston, mit welchem sich unser Hermann associrt haben sollte, in Verbindung stand, aber stellen Sie sich meinen Schrecken vor, als mir dieser die Nachricht gab, daß wirklich jenes Haus, wie sich aus seiner Handlungs-Correspondenz ausweise, sich seit einiger Zeit unter der Firma: Larner und Hermann, unterschreibe, daß Larner wirklich eine Tochter habe, daß er aber nicht sagen könne, ob Herrmann diese geheyrathet habe, was ihm jedoch wahrscheinlich sey, da er sich mit ihm associrt habe. — Ich verbarg sorgfältig diese Nachricht vor meiner schon schrecklich genug geplagten Freundin; allein ich hatte nun eben auch keinen Trost mehr für ihr zerrissenes Herz. Sie welkte langsam dahin, und der Tod nagte sichtbar schon an der innersten Wurzel ihres Lebens.

Indessen kam nach Verfluß eines Jahres ungefähr

ihr Verlobter zurück, und gab uns eine schreckliche Aufklärung der ganzen Geschichte. Er war in Amsterdam, wo er sich eine Zeitlang aufhalten mußte, kurz vor seiner Abreise nach Boston, durch treulose Freunde in die Gewalt eines Seelenverkäufers gekommen, der ihn lange Zeit bey sich eingesperrt hielt, und ihn weder einen Menschen sprechen, noch irgend einen Brief ihm zukommen ließ. So ward es ihm also unmöglich, einen Brief von Wilhelminen zu erhalten, oder an sie zu schreiben. Nach einiger Zeit mußte er sich bequemen, als Matrose auf ein Schiff zu geben, das aber glücklicher Weise eben nach Boston segelte, wohin er ohnedieß zu reisen dachte. Kaum war er daselbst angekommen, so gab er sogleich Larnern, dem zu lieb er hingereißt war, Nachricht von seinem Unglück, und dieser kaufte augenblicklich ihn los. — Nun schrieb er plötzlich an seine Braut, um ihr seine ausgestandene Widerwärtigkeiten zu erzählen; allein weder auf diesen noch auf alle folgende Briefe bekam er je eine Antwort. — Wir erfuhren erst später, daß dieß so zugegangen war: der Sohn jener Alten, Hermanns angeblicher Freund, an den er alle seine Briefe einschloß, unterschlug diese, weil er nach dem Verlangen seiner Mutter selbst Absichten auf Wilhelminen hatte, die einiges Vermögen besaß, das der Alten in

die Augen leuchtete. Eben dieser war es auch, der auf Veranlassung seiner Mutter jenen verwünschten Brief von Hermanns Untreue schmiedete. — Er wußte seine Handschrift — kaufmännische Züge ähneln ja alle einander — so künstlich nachzuzeichnen, daß Hermann selbst über die Aehnlichkeit staunte. — Dieser konnte am Ende, da er nie mehr eine Antwort erhielt, nichts anders denken, als seine Braut müsse entweder todt oder ihm untreu geworden seyn. Er mußte, seiner Geschäfte halber, noch länger in Boston bleiben, und endlich fand sich die vortheilhafte Gelegenheit, sich mit Larnern zu associren, wobey übrigens von einer Heyrath zwischen ihm und Larners Tochter nie die Rede gewesen war. — Nachdem dieß Geschäft beendiget war, beschloß er nach Teutschland zurückzukehren, um sich selbst zu überzeugen, was es mit seiner Braut für eine Bewandtniß hätte. Er kam an, flog zu uns, und hörte mit einem Schrecken der ihm die Haare empor sträubte, die ganze schreckliche Geschichte; aber die unglückliche Wilhelmine fand er nicht mehr, schon vor einigen Monaten hatte ich die früh entblätterte Rose zu ihrer Ruhe begleitet. — Verzweifelnd eilte er von uns, und reiste nach Boston zurück, theils um ferne von dem Orte zu leben, wo das Grab das liebste, was er auf

der Erde gehabt hatte, einschloß, theils um unterwegs in Amsterdam blutige Rache an dem treulosen Freunde zu nehmen, der ihn so schändlich betrogen hatte. Und seitdem habe ich nichts mehr von ihm erfahren. — So zerstörte der Neid eines alten Weibes das Glück zweyer Liebenden, und vernichtete eine glückliche Ehe, die, wenn sie zu Stande gekommen wäre, gewiß unter die zufriedensten gezählt worden wäre.

Auf mich machte diese Geschichte einen fürchterlich tiefen Eindruck, und ich konnte mich über dem Unglück der guten Wilhelmine um so weniger trösten, als ich auf der einen Seite mir den beständigen Vorwurf machen mußte, ich hätte das Geschwäz der Alten gleich Anfangs als Lügen verwerfen, und auch Wilhelminen es von dieser Seite ansehen lernen sollen, — und auf der andern Seite vor den Gefahren zitterte, denen ein Mädchen — ich war damals selbst noch unverheyrathet — wenn es in den Ehestand treten will, durch die Bosheit misgünstiger Menschen ausgesetzt ist.

Seit dieser Zeit warne ich jede Verlobte vor diesem Geschmeiß, und bitte sie, ja nicht auf irgend eine Art von Geschwäz Rücksicht zu nehmen, wodurch man ihr ihren Verlobten verdächtig machen will, ob-

ne selbst zu prüfen, und mit liebenswürdiger Offenherzigkeit sich mit ihm darüber zu besprechen. Und eben dieß ist auch die Ursache, warum ich darüber gegen Sie, meine Liebe, so weitläufig war.

Damit aber habe ich Ihnen denn nun alles gesagt, was Sie zur Vorbereitung auf den Schritt, den Sie zu thun im Begriffe stehen, zu wissen nöthig haben. Ich überlasse es nun Ihrer eigenen Klugheit, es auf sich anzuwenden, und bin begierig, den Erfolg Ihrer Prüfung zu erfahren, denn daß Sie davon Ihrer theilnehmenden Freundinn Nachricht geben werden, daran zweifle ich gar nicht. Leben Sie wohl.

Vierter Brief.

Cäcilie an Lilla.

Gott segne dich! waren die letzten Worte Ihrer sterbenden Mutter an Sie. Ich wiederhole sie hier, mit meinem herzlichsten Wunsche begleitet, weil sie nirgens als in Ihrem Falle, besser in Erfüllung gehen können. Der Aeltern Segen bauet den Kindern Häuser. Ja gewiß, meine Liebe, er wird auf Ihnen ruhen, gewiß, Sie müssen glücklich werden, Ihre Klugheit und Ihre Rechtschaffenheit verdienen es, und ich freue mich, durch Sie und Ihren Münter

nun bald die Zahl der glücklichen Ehen vermehrt zu sehen.

Doch Sie wollen von mir neue Anweisungen, wie Sie sich in dem Stande, den Sie gewählt, zu betragen haben. — Ich könnte und würde, wenn ich weniger Ihre Freundinn wäre, Ihnen sagen, das werde Ihre eigene Klugheit Sie lehren, aber nein dieser Stand ist Ihnen wirklich zu neu, als daß Sie nicht einiger Anweisung darinn bedürften. Ich will Ihnen also aufrichtig sagen, was Sie nun zu beobachten haben.

Vor allen Dingen hüten Sie sich, wenn Sie nun Ihren Erwählten Ihren Entschluß erklären, vor jener falschen Ziererey, die es dem guten Tone für gemäs hält, sich seine Erklärung abnöthigen, mit verstellter Sprödigkeit den Mann recht lange nach der Erfüllung seiner Wünsche schmachten zu lassen, und ihm jeden Schritt, den er, um zum Ziele zu kommen, macht, zu erschweren. Ich kenne nichts thörichteres, als dieß Betragen, und nichts beleidigenderes gegen den Mann unserer Wahl. — Warum sollen wir uns der Erklärung eines Entschlusses schämen, dessen selbst wir uns, wenn wir ihn nach reifer Prüfung und Ueberlegung gefaßt haben, doch nicht zu schämen Ursache haben? Oder warum zaudern wir, dem Manne, der uns be-

gehrt, einen Entschluß zu erklären, den er doch einmal erfahren muß und nach unserer eignen Absicht erfahren soll? — Ist es nicht beleidigend für einen Mann, der uns mit warmer, aufrichtiger Liebe entgegen kommt, und zugleich Schande für uns, wenn wir bey dem festen Vorsatze seiner Liebe mit Gegenliebe zu lohnen, doch immer hartnäckig jeden Beweis derselben vor ihm verschliessen, und ihm damit gleichsam sagen: wir wollen durch Sturm erobert seyn, wenn wir ihn um jeden freundlichen Blick, und um jedes gute Wort betteln lassen? Und scheint es nicht damit, wir haben zu uns selbst so wenig Zutrauen, daß wir befürchten müssen, der Mann möchte unsrer überdrüssig werden, wenn wir seine Liebe nicht durch Widerstand anfeuern? — Gleichwohl ist diese Ziererey bey Verlobungen beynahe allgemeiner Ton unter den heutigen Mädchen unsers Standes. — Auch weiß ich wohl, daß sie selbst bey gutgearteten Mädchen unabsichtlich aus einer gewissen natürlichen Verschämtheit, und aus der Neuheit des Auftrittes herkommen kann, und ich wollte nicht dafür stehen, daß es nicht Ihnen selbst, die Sie so ganz in jungfräulicher Sittsamkeit und Eingezogenheit aufgewachsen sind, schwer werden sollte, sich davon loszumachen; allein so schwer es Ihnen auch werden mag, so müssen Sie ihr doch entsagen. Erklären Sie Ihrem Münter mit aller möglichen

Freymüthigkeit, daß Sie seine Absichten zu erfüllen geneigt seyen, und die Seinige werden wollen. — Haben Sie in ihm bey der angestellten Prüfung Eigenschaften entdekt, die Ihre Liebe und Achtung verdienen, und haben Sie seine Liebe aufrichtig, zärtlich, und ausdaurend gefunden, so verdient er es auch, daß Sie ihm dieß sagen, und ihm damit den ersten Beweis geben, daß Sie seine Vorzüge und seine Absichten, das Glück seines Lebens mit Ihnen zu theilen, zu schätzen wissen. — Auf welche Art Sie nun aber ihm diese Erklärung geben wollen, überlasse ich Ihnen, nur daß sie freymüthig, deutlich und unzweydeutig sey.

Im Umgange mit ihm beweisen Sie ihm nun alle die Liebe und Achtung, die er verdient, und die Sie für ihn empfinden. Ich sagte Ihnen in einem meiner ersten Briefe, Sie dürften nicht wählen, ehe Sie sich geprüft hätten, ob Sie für den Mann, der sich um Sie bewirbt, Liebe und Achtung haben können. Nun haben Sie gewählt, und sagen also damit, Sie fühlen wirkliche Achtung und Liebe für Müntern. Er aber kann nun erwarten, daß Sie ihm Proben von dieser Liebe und Achtung geben. Es ist hier derselbe Fall wie oben. Würden Sie ihm diese Beweise versagen, so müßte er Sie für eine Thörinn

halten, die einen Mann gewählt hätte, den sie nicht lieben und hochachten kann. Und als eine Thörinn werden Sie doch vor Müntern nicht erscheinen wollen. Halten Sie also abermal nicht mit falscher Verschämtheit die Ergüsse Ihres zärtlichen Herzens zurück, sondern geben Sie ihm wirkliche unverkennbare Proben, daß Sie Zärtlichkeit gegen ihn fühlen. Er kann dieß fordern, denn aufrichtige und ungeheuchelte Liebe, verbunden mit Vorzügen des Geistes und Herzens kann Gegenliebe und gegenseitige Achtung, und unzweydeutige Beweise davon fordern.

Aber verstehen Sie mich wohl, Sie müssen immer mit der Achtung, die Sie für ihn haben, eine gewisse vertrauliche Liebe verbinden. Achtung allein würde Sie entweder wirklich zu kalt lassen, oder wenigstens Ihrem Betragen gegen Ihren Verlobten einen Anstrich geben, der ihn Kälte vermuthen lassen, und also betrüben würde. Bloße Achtung hindert jene freundschaftliche und zutrauliche Annäherung, die doch von nun an unter Ihnen beyden Statt finden muß. — Behandeln Sie ihn also von jetzt an ganz als Ihren Vertrauten, entdecken Sie ihm mit liebenswürdiger Offenherzigkeit Ihre Denkart, Ihre Wünsche, Ihre Begebenheiten, machen Sie ihn zuweilen zu Ihrem Rathgeber, ge-

hen Sie ganz ungezwungen mit ihm um, kurz behandeln Sie ihn, wie Sie ungefähr einen geliebten und geschätzten Bruder behandeln würden. Fliehen Sie deswegen jene kalte Höflichkeit, die zwar Beweis von Achtung, niemalen aber von zutraulicher Liebe seyn kann, und das Herz des Liebenden so unbefriedigt läßt. — Auch scheuen Sie Sich nicht, diese Beweise von Liebe, Zutrauen, und freundschaftlicher Annäherung öffentlich ihm zu geben. Zwar werden Sie, wenn Sie dieß thun, manche Näkereyen von andern auszustehen haben. Es ist nun einmal der muthwillige Ton eingerissen, daß man Verlobte, besonders wenn sie sich als solche betragen, mit allerley, zum Theil an sich unschuldigen Näkereyen plagt, daß man über ihre Zärtlichkeit spöttelt, sie girrende Täubchen, verliebte Ritter, mondsüchtige Träumer und dergleichen nennt, und ich will nicht entscheiden, ob nicht dieser Ton manches sittsame Mädchen zu sehr in Verlegenheit setzt, und manches leichtsinnige zu unbekümmert und sorglos in den so wichtigen Ehestand hineinführt; — allein was kümmern solche Kleinigkeiten ein vernünftiges Frauenzimmer? So lange Sie nicht solche Näkereyen wirklich verdienen, daß heißt, so lange Sie nicht öffentlich mit übertriebener, schmelzender, schmachtender Zärtlichkeit an

Ihren Geliebten sich hängen, so lange Sie sich nicht durch übertriebene und am Ende eckelhafte Liebkosungen gegen ihn auszeichnen, — und das alles werden Sie nie thun — so können Sie diese Näkereyen verachten, weil sie Sie nichts angehen, und weil ein annäherndes freundschaftliches Zutrauen sie nicht verdient, und müssen sie verachten, weil, wenn Sie sich zu sehr darum bekümmern würden, dieß sie leicht zu einem Mangel an Vertraulichkeit gegen Ihren Erwählten verleiten könnte, der ihn betrüben müßte, und Ihnen schädlich werden könnte. — Gleichwohl finde ich unter manchen Bräuten diesen Mangel an Vertraulichkeit gegen ihre Erwählte, die sie doch wirklich im Herzen lieben und hochschätzen, und habe schon manchen Jüngling kennen gelernt, der bey der heissesten Liebe gegen sein Mädchen dennoch nie befriedigt ward, und im Stillen sich grämte, weil ihn das Mädchen — nicht haßte, sondern nur — nicht mit freundschaftlicher Zutraulichkeit empfieng. Bey manchen Mädchen ist's Ziererey, absichtliche Verstellung, um den Anbeter an Sklavenketten zu führen, bey andern ist's Schüchternheit, misverstandene Delicatesse, Ungewohnheit des Umganges mit Männern, Furcht vor den Näkereyen anderer — und noch bey andern ist's allzugroße Bescheidenheit, sind's allzuhohe Be=

griffe von den Vorzügen des Mannes, mit dem sie verbunden werden sollen, was die Vertraulichkeit im Umgange mit ihm hindert; aber die Ursache mag nun auch seyn, welche sie will, geben Sie einmal, liebe Lilla, einen Beweis, daß ein vernünftiges Frauenzimmer alle diese Hindernisse überwinden kann. Gehen Sie auf einen anständig- vertraulichen Fuß mit Ihrem Münter um, und Sie werden erfahren, wie gewiß er Ihnen diese Vertraulichkeit mit immer herzlicherer Liebe lohnen wird, und wie in eben dem Grade seine Liebe und Achtung gegen Sie wachsen wird, in welchem Sie ihm Proben der Ihrigen geben. — Wollten Sie hingegen ihm diese Vertraulichkeit versagen, so würden Sie dadurch in die Gefahr kommen, daß er Kälte und Gleichgültigkeit, wo nicht gar Widerwillen bey Ihnen muthmaßte, und am Ende — denn nicht jedes Temperament, und nicht beständig feuert Widerstand zu neuer Liebe an — vielleicht auch kalt zu werden anfienge, und seine Liebe, unwillig darüber, keine Gegenliebe zu sehen, verminderte, was dem Glük Ihrer Ehe eben nicht sehr vortheilhaft seyn könnte, und Ihnen am Ende manchen Kummer verursachen würde.

So gieng es hier vor mehreren Jahren der spröden Demoiselle C * *. — Es hatte sich troz ihrer all-

bekannten Sprödigkeit endlich doch ein Werber um ihre Hand gefunden, der ihr sehr willkomm war, und dem Sie deswegen mit dem größten Vergnügen sich ergab. Allein ihre bisher gewohnte Sprödigkeit, die sie jedoch immer hauptsächlich nur als eine Kunst der Koketterie gebraucht hatte, gab ihr den unglüklichen Gedanken ein, ihm die Erfüllung seiner Wünsche, so geneigt sie dazu war, auf alle nur mögliche Art zu erschweren, und ihn recht lange schmachten zu lassen. Er wußte endlich ihre Erklärung, daß Sie die Seinige werden wollte, ihr abzunöthigen, aber auch jetzt noch setzte sie ihre Näkereyen beständig fort. Sie versagte ihm jede Gunstbezeigung, verweigerte, unerachtet sie nun wirklich und öffentlich seine Verlobte war, jeden Kuß, nahm jede seiner schmeichelhaftesten Liebesbezeugungen mit der größten anscheinenden Kälte und Gleichgültigkeit auf, ja sie gieng so weit, daß sie oft, blos um ihn zu näcken, in Gesellschaften gegen jede Mannsperson, nur gegen ihn nicht, gefällig und freundlich war. Sie wollte dadurch ihn nur desto stärker fesseln, allein was geschah? der Werber wurde endlich der ewigen Näkereyen müde, und erklärte ihr rund heraus, daß er, wenn sie seine Braut seyn wollte, ein anderes Betragen von ihr zu erwarten berechtiget wäre. — Anstatt jetzt noch zu rech-

ter Zeit einzulenken, und ihr Betragen zu ändern, glaubte sie vielmehr, ihre Würde fordere es, ihm trotzig zu antworten: wenn er mit ihrem Betragen nicht zufrieden wäre, könnte er sich eine andere suchen. Allein zu ihrem großen Schrecken nahm sie der Mann beym Worte, und trennte sich für immer von ihr. Und noch sitzt sie hier ehelos als eine alte Jungfer in unserer Stadt, die ihre vormalige Sprödigkeit und Ziererey schmerzlich bereut.

Mit diesem annähernden freundschaftlichen Zutrauen gegen Ihren Verlobten, verbinden Sie ferner auch zuvorkommende Gefälligkeit gegen ihn, und zwar in weit höherem Grade, als Sie es sonst im ungebundenen Stande gegen Männer thaten und thun durften. Wenn er Lebensart besitzt, so wird er zwar selten Ihnen Zeit lassen, ihm mit Gefälligkeit zuvorzukommen, aber theils wird es der Fälle doch auch einige geben, wo Sie es thun können, theils können Sie dieselben wenigstens immer erwiedern. — Benutzen Sie daher jede Gelegenheit dazu, Sie geben ihm damit einen Beweis ihrer Achtung und Liebe, den er gewiß dankbar erwiedern wird, und benützen Sie diese Gelegenheiten auch öffentlich. Es ist nicht unter Ihrer Würde, öffentlich zu zeigen, daß Sie den Mann, mit dem Sie glüklich

zu werden hoffen, zu schätzen wissen. — So lange Sie ungebunden waren, so durften Sie freylich — das wollten Sittsamkeit und Wohlstand — keinen Mann in der Gesellschaft auszeichnen, keinem besondere Gefälligkeiten erweisen, keinem, wo es der Rang nicht befahl, entscheidende Vorzüge vor den anderen geben, aber nun, da Sie Braut sind, hat sich das alles geändert. — Nun dürfen Sie öffentlich in jeder Gesellschaft den Mann Ihrer Wahl allen andern, so weit es ohne Verletzung der Ehrerbietung gegen höhere geschehen kann, vorziehen, dürfen ihm entscheidende Vorzüge vor andern geben, dürfen ihm Gefälligkeiten erweisen, und Gunstbezeugungen gestatten, die Sie im ungebundenen Stande keinem Manne gestattet haben würden. — Denn warum sollten wir uns schämen, öffentlich anzuerkennen und darzulegen, daß wir die Braut eines würdigen Mannes sind? Ich habe Ihnen in meinem ersten Briefe bewiesen, daß der Stand einer Braut ein sehr ehrenvoller Stand ist, kanns also Schande seyn, ihn öffentlich anzuerkennen? Manche Mädchen fallen, um nicht mannsüchtig zu scheinen, hier in den entgegengesetzten Fehler, und nehmen ein Betragen an, wie wenn sie unzufrieden wären, daß ein Mann sie gewählt hat, aber dieses Betragen ist meines Erachtens

immer eine Beleidigung gegen den Verlobten, denn sagen Sie selbst, hat er nicht Ursache unwillig zu werden, wenn wir ihm zu dem Verdacht Anlaß geben, als ob wir uns schämten, seine Braut zu seyn?

Ich komme nun auf die Haupttugend, die Sie in Ihrem neuen Stande zu beobachten haben; diese ist unerschütterliche Treue gegen Ihren Geliebten. Alle andere Mannspersonen müssen Ihnen von nun an ganz gleichgültig seyn, sie dürfen für keine — ich nehme natürlich hier Ihre nächste Verwandte aus — das empfinden, was Sie für Ihren Münter fühlen, und keinem die Gunstbezeugungen erweisen, die Sie ihm erweisen. Er hat nun das ausschliessende Recht auf Ihre Liebe und Zuneigung. — Weisen Sie daher künftig jede allzuzudringliche Gunst- oder Ehrenbezeugungen anderer Männer mit der Erklärung ab: ich bin Braut; suchen Sie von nun an mehr die Gesellschaft vernünftiger verheyratheter Männer und Weiber, als die ungebundener Mädchen und Jünglinge, unter denen so viele hirnlose Schmetterlinge und ungezogene Mücken herumflattern. Sie werden davon einen gedoppelten Vortheil haben. Einmal geben Sie damit Ihrem Verlobten einen Beweis, daß es Ihnen nun nicht mehr um die Gunst anderer Männer zu thun ist, sondern daß Sie ihm allein angehören wollen, was er

mit dankbarer Liebe erkennen wird; — und dann werden Sie im Umgange mit vernünftigen Weibern manches lernen können, was Ihnen in Ihrem künftigen Ehestande wohl zu Statten kommen wird. — Indessen, Sie könnten es für beleidigend halten, daß ich Ihnen Treue empfehle; Sie könnten sagen, sie sey eine so natürliche Tugend, daß man einer Braut nicht viel Gutes zutraue, wenn man sie ihr empfehlen wolle; ich muß mich also wohl noch etwas näher erklären. Nehmen Sie daher meine Versicherung hin, daß ich an Ihrer Treue gar nicht zweifle, und daß ich gar nicht befürchte, sie möchte einst wankend werden, aber Sie wissen, meine Liebe, wie viel Vorsichtigkeit ein Mädchen nöthig hat, daß sie auch nicht scheine, was sie nicht ist, und daß es besonders für Frauenzimmer eine goldene Regel ist: man muß nicht nur gut seyn, sondern auch gut scheinen, muß auch den Schein von Fehlern vermeiden, die unserm guten Rufe nachtheilig seyn könnten, und der gute Ruf eines Frauenzimmers beruht ja leider! meistens blos auf dem äussern Schein. Es ist um die Ehre eines Mädchens, das wissen Sie wohl, eine kizliche Sache, und sie geht eben so leicht durch Unvorsichtigkeit, als durch wirkliche Fehltritte verloren. — Also Vorsicht ist es hauptsächlich nur, was ich Ihnen empfehlen will, Vorsicht, daß Sie

weder vor Ihrem Verlobten, noch vor andern auch nur den Schein einer Untreue verrathen. Und diesen Verdacht einer Untreue könnten Sie sich am leichtesten durch allzuungebundenen und zu wenig gewählten Umgang mit andern Männern zuziehen. Denn Sittsamkeit bleibt noch immer eben so sehr die Pflicht der Braut, als sie die Pflicht des ungebundenen Mädchens war.

Fliehen Sie zu dem Ende, ich bitte Sie um Ihrer eigenen Ruhe willen, vorzüglich eine gewisse Klasse von Personen des andern Geschlechtes, ich meine die, die mit der größten möglichen Dreistigkeit in jede Gesellschaft sich eindrängen, auch wo man ihrer gar nicht begehrt, um da, wie sie sich rühmen, jedes Frauenzimmer zu erobern. Sie wissen, es ist schwer einem russigen Kessel nahe zu kommen, ohne sich zu beschmuzen. Die Anwendung ist leicht. Nicht, als ob ich dabey etwas von Ihnen befürchtete, aber ich befürchte für Sie. Leute von dieser Gattung haben keine gesittete Lebensart, mithin auch keine Discretion, es ist ihnen ganz gleichgültig, ob sie jemand beleidigen oder nicht, sie haschen nach Gunstbezeugungen von Frauenzimmern, um damit triumphiren zu können, und rühmen sich, wenn sie den geringsten Anlaß dazu bekamen, Gunstbezeugungen er-

halten zu haben, an die man nicht dachte. Hinten-drein lachen sie dann ein Mädchen noch aus, das gutmüthig genug war, ihnen mehr Ehrlichkeit zuzutrauen, als sie besitzen. Das ist die Ursache, warum ich Sie bitte, sich von solchen Menschen so viel möglich entfernt zu halten. — Doch misverstehen Sie mich auch hier nicht. Niemand, selbst Ihr Verlobter nicht, wird von Ihnen begehren, daß Sie alle männliche Gesellschafter um seinetwillen fliehen sollen, man würde Sie für stolz oder albern halten, wenn Sie das thäten, ja ich gebe Ihnen sogar zu, daß Sie zu Gelegenheiten kommen können, wo es unmöglich ist, sich von den Leuten der genannten Klasse ganz zu entfernen, wie z. B. bey Conzerten, Bällen, und anderen Gelegenheiten, aber hier wird Ihre eigene Klugheit Sie lehren, diejenige Würde gegen dergleichen Menschen zu behaupten, die jedem gutgearteten Frauenzimmer eigen ist, und die auch den Unverschämten in den Schranken zurück hält, daß er sich keine Zudringlichkeiten erlaubt, und in Ihnen die ehrwürdige Braut eines andern respectirt.

Dieß sind die hauptsächlichsten Pflichten, die Sie als Braut gegen Ihren Verlobten auf sich haben, aber noch bringt dieser neue Stand einige andere mit sich, die sich nicht zunächst auf Ihren Ver-

lobten beziehen. — Indem Sie Braut werden, werden Sie zugleich Glied einer neuen Familie, die Sie im Vertrauen auf die gute Wahl Ihres Münters mit offenen Armen empfangen wird. Die Aeltern Ihres Verlobten sind nun auch Ihre Aeltern, seine Geschwister Ihre Geschwister. — Jene können also von Ihnen eben die Liebe, Achtung und Ehrerbietung, die Sie gegen Ihre eigene Aeltern, — diese eben die Liebe, Freundschaft und Zutraulichkeit fodern, die Sie gegen Ihre eigene Geschwister haben. — Beweisen Sie also den Aeltern Ihres Verlobten wirklich alle diese Liebe und Ehrerbietung, suchen Sie sich durch ein kindlich = achtungsvolles und zutrauliches Betragen gleich Anfangs in ihrer Gunst vestzusezen, und gehen Sie mit Ihren Schwägern und Schwägerinnen wie mit Brüdern und Schwestern um. — Ueberhaupt suchen Sie sich gleich in Ihrer neuen Famlie zu nationalisiren, daß heißt, gewöhnen Sie sich, ganz als Glied dieser Familie sich zu denken und zu betragen, beweisen Sie gegen alle bisherige Glieder derselben eben das annähernde, freundschaftliche Zutrauen, eben die zuvorkommende Gefälligkeit, die ich Ihnen oben gegen Ihren Verlobten empfohlen habe. — Machen Sie Ihre Schwiegerältern zu Ihren Vertrauten, fordern und nehmen Sie in wichtigen Ange-

legenheiten ihren Rath an, nehmen Sie freundschaftlichen Antheil an allen ihren Schicksalen und Ereignissen, so wie an den Begebenheiten derer, die denselben theuer sind, und geben Sie dann Acht, wie froh man Sie in die neue Familie aufnehmen, und wie Ihnen alles mit Liebe, Freundschaft, und Zutrauen entgegen kommen wird.

Und nun leben Sie wohl, meine Liebe. Ich habe Ihnen nun aufrichtig und offenherzig alles gesagt, was Sie in Ihrem neuen Stande zu beobachten haben, und habe es Ihnen vielleicht zuweilen mit zu viel Ernst gesagt. Allein mir ist doch nicht bange, daß Sie mir das übel deuten könnten. Ihr gesetzter vernünftiger Ernst bürgt mir dafür, daß Sie die gutgemeinten Ermahnungen einer Freundin, die Sie liebt, und bey einem so wichtigen Schritte so gerne ganz glücklich wissen möchte, als wahre Freundschaft aufnehmen werden. Gott segne Sie!

Fünfter Brief.

Cäcilie an Lilla.

Ihr Dank, meine Liebe, ist zu groß, aber meine Freude ohne Grenzen, daß Sie schon jetzt anfangen, so glücklich und vergnügt in Ihrem neuen Stande zu seyn. Aber bey all dem sagen Sie, wandle Sie zu-

weilen eine gewisse Bangigkeit an, ob Sie auch alle die Pflichten, die ich Sie gelehrt habe, ganz werden erfüllen, und sich Ihres Standes und Ihres Verlobten vollkommen würdig werden betragen können. Ich zweifle daran keineswegs, aber um Sie aufzumuntern und Ihnen Muth zu machen, will ich Ihnen noch etwas sagen. Ich habe Ihnen bisher die Pflichten Ihres Standes erklärt, Sie haben aber nicht nur Pflichten, Sie haben auch eben so viele Rechte desselben.

Was Sie Ihrem Geliebten schuldig sind, das können Sie gegenseitig auch von ihm fordern. Er ist Ihnen nun ausgezeichnete Achtung vor allen Ihres Geschlechtes schuldig. Sie können von ihm erwarten, daß er sich überall, auch öffentlich und in Gesellschaften, so bezeuge, daß er damit erkläre, er halte es für eine Ehre, daß Sie ihm Ihre Hand und Ihr Herz geschenkt haben. Sie können von Ihm verlangen, daß er Ihnen mehr Gefälligkeiten und Ehrenbezeugungen als andern Frauenzimmern, und vor allen andern, erweise, und daß er Ihre Vorzüge, um derer willen er Sie gewählt hat, öffentlich anerkenne.

Mit eben dem Rechte können Sie auch die ausschliessende Liebe und die unerschütter-

liche Treue von ihm fordern, die Sie gegen ihn beweisen. Auch er darf nun kein anderes Mädchen mehr Ihnen gleich halten, darf sich um keiner andern Gunstbezeugungen mehr bemühen, darf sich gegen keine andere gewisse Vertraulichkeiten mehr erlauben, die sonst wohl Männern im ungebundenen Stande nicht nur freystehen, sondern auch nicht selten von ihnen erwartet oder gefordert werden. Doch so ganz eingeschränkt wird nun der Kreis des Verlobten nicht, wie der der Braut. Sie wissen, wir Frauenzimmer fordern von Männern weit mehr Ehrenbezeugungen, als sie von uns, diesen kann sich also auch der Verlobte, ohne beleidigend zu werden, nie ganz entziehen, aber Sie haben auch davon nichts zu befürchten, denn gewöhnlich sind es Complimenten, bey denen man nichts denkt.

Vorzüglich können Sie nun von Ihrem Verlobten männliche Beschüzung aller Ihrer Ansprüche und Rechte erwarten. Wir Frauenzimmer sind in der Gesellschaft übel daran, wir haben nirgends einen bestimmten Standpunkt, nirgends entschiedene Rechte, nirgends ein Mittel, unsre rechtmäßige Ansprüche gegen Gewaltthätigkeiten zu schüzen, wir sind, was bürgerliche Verhältnisse betrifft, eine wahre Nulle in der Gesellschaft. — Deswegen haben

sich von jeher die Männer zu unsern Beschüzern aufgeworfen, und wenn wir billig seyn wollen, so müssen wir gestehen, daß wir davon wirklichen Vortheil haben. — Ihr Beschüzer ist nun Münter, auf ihn werfen Sie von nun an alle Ihre Sorgen, die Sie nicht selbst besorgen können. Er hat die Pflicht auf sich, Sie da zu beschüzen, wo weibliche Waffen zu schwach sind. Er steht nun für Sie in der Gesellschaft da, so bald er mit Ihnen da steht. Wer Sie beleidigt, beleidigt ihn, und er kann weit eher Beleidigungen ungeahndet hingehen lassen, die seine Person angehen, als solche, die Ihnen angethan wurden. Ihre Ehre ist nun seine Ehre, wer sie antastet, tastet ihn an; Ihre Rechte sind seine Rechte, und mit feurigem Eifer muß er sie hervorsuchen, beschüzen, vertheidigen. Das können Sie erwarten, für die zutrauensvolle Liebe, womit Sie sich ihm ganz ergeben haben.

Von seiner Familie können Sie nun liebreiche und achtungsvolle Aufnahme erwarten. Er sowohl, als seine Familie, erklärten, indem er Sie wählte, daß sie von Ihnen das Glük seines Lebens erwarten, sie müssen und werden nun also auch Ihnen mit der Liebe und Achtung entgegen kommen, die diese Erwartung fordert Sie müs-

sen Sie nun als Tochter und Schwester ansehen und behandeln, müssen Ihnen alle Rechte eines Kindes gestatten, müssen mit offenherziger Vertraulichkeit Sie in Ihre Zirkel aufnehmen, an ihren Schiksalen Antheil nehmen lassen, und mit zärtlicher Sorgfalt gegenseitigen Antheil an den Ihrigen nehmen.

Und gewiß, meine Liebe, das alles wird wirklich geschehen. Sie haben der Eigenschaften genug, die Liebe und Achtung erwekken können, und an Ihrem Münter müssen Sie die nämlichen entdeckt haben, da Sie ihn nach langer vernünftiger Prüfung wählten. — Mit entzückender Freude seh' ich im Geiste die glückliche Ehe voraus, die Sie genießen werden. Sie werden zum Troz aller Verfechter des ehelosen Standes einen Beweis geben, daß eine Ehe, wo wechselseitige Harmonie, Zutrauen, Liebe und Achtung herrscht, daß Verbindung mit einem würdigen Mann und einer liebevollen und geliebten Familie Seligkeiten schenkt, die der Hagestolz umsonst sich träumt. Dieß der Wunsch und die Weissagung

Ihrer

aufrichtigen

Cäcilie L.

Lilla hatte nun also ihren Münter geheyrathet, und ausgerüstet, mit den vortreflichen Eigenschaften des Kopfes und Herzens, die sie besaß, geleitet von ihrem eigenen guten Verstande und von der mütterlichen Freundin, welcher sie sich anvertraute, vorsichtig, klug, und vernünftig in ihrer Wahl, wie sie war, und durch entscheidende Proben überzeugt, daß Münter der Mann wäre, an dessen Hand sie friedlich und glüklich die oft so rauhen Pfade des Ehestandes wandeln könnte, konnten wir — und welche unserer liebenswürdigen Leserinnen that es nicht mit uns? — dem guten Mädchen voraus schon versprechen, daß sie ihre Wahl nie zu bereuen Ursache finden, daß sie eine glückliche Gattin und — wenn der Himmel will — Mutter werden würde.

So war es auch. Vergnügt, wie ein Genesener, der an einem schönen Maytage zum erstenmal wieder der freyen Luft genießt, führte Münter sein Weibchen in sein Haus, und Lilla zufrieden und heiter, wie ein gutes Gewissen, folgte dem Manne ihrer Wahl, wie der Sonne der Morgenstern, der bescheiden und hell zugleich mit ihren Strahlen glänzt. — Im Städtchen, wo Münter wohnte, und wo er ausgezeichnete Achtung genoß, gieng ein Theil dieser Achtung sogleich auch auf Lilla über, die — so dachten

die Bewohner des Städtchens — gut seyn mußte, weil sie Münter gewählt hatte. In allen Zirkeln, wohin ihr Gatte sie brachte, ward sie mit der freundschaftlichsten Achtung und Zuneigung aufgenommen, aber nicht lange, so ward eben diese Achtung ihr Eigenthum, die sie zuerst nur von Müntern erborgt hatte. Man lernte sie näher kennen, und fand nun durch Erfahrung bestätigt, was man voraus vermuthet hatte. Auch unterließ ihr Gatte nicht, bey jeder Gelegenheit die gute Meinung von ihr durch eigene Beweise ihrer Liebenswürdigkeit zu verstärken. Ihr selbst, seiner geliebten Lilla, gab er täglich neue Proben davon, wie gut er ihre Vortreflichkeit zu schätzen wußte, sein Auge hieng an ihren Blicken, sein Wollen an ihrem Munde. Lilla hingegen hieng dafür an ihm mit der herzlichsten unverstelltesten Liebe, und zeigte ihm zwischen vier Augen und öffentlich, wie zufrieden sie mit ihrem Schicksale war, das sie an einen Gatten gebunden hatte, der Liebe und Achtung verdiente und überall wirklich genoß. Je näher sie einander kennen lernten, desto mehr wuchs ihre gegenseitige Anhänglichkeit an einander, so schwanden ihnen in ungetrübter Zufriedenheit die ersten Monden ihrer Ehe dahin, und das Barometer ihrer Liebe schien das beständigste Wetter anzuzeigen.

Indessen war Lilla viel zu klug, um nicht durch Erfahrungen, die sie sonst wohl zu machen Gelegenheit gehabt hatte, überzeugt zu seyn, daß oft die süssesten Flitterwochen und Kußmonden einer Ehe sich in eben so bittere Wehetage verwandelten, wenn die Neuverehelichten nicht klug genug waren, vorauszusehen, daß das erste Feuer der Liebe nothwendig verlodern muß, daß diejenigen, die in glühender Liebe die ersten Wochen nnd Monden des Ehestandes vergierten, sich nur zu bald durch wechselseitigen Genuß erschöpfen, und sich zu einer langen Weile im Umgange vorbereiten, die an die Stelle der vorigen sehnsuchtsvollen Liebe Abscheu erregenden Ekel setzt. — Lilla glaubte, daß auch hier wie überall nur Mässigkeit, selbst im Umgange die Würze des ehelichen Lebens wäre, ohne welche es bald abgeschmakt werden müßte, und daß ein nicht auf Leidenschaft, sondern auf Vernunft gegründetes Betragen beider Gatten dazu gehöre, um bald verfliegende Liebe in daurende Freundschaft umzuwandeln. — Bescheiden aber, wie sie war, getraute sie sich nicht, dieses vernünftige Betragen einzig durch sich selbst zu finden, sondern sie sah sich auch hier wieder, wie vormals, ehe sie wählte, nach fremdem Rathe um, und wo hätte sie diesen sicherer holen können, als

bey eben der mütterlichen Freundinn, die damals ihre Schritte geleitet hatte? — Wenige Wochen nach ihrer Hochzeit schrieb sie daher wieder an Cäcilien.

Noch finde ich, meine verehrungswürdige Freundin, keine Ursache den Schritt, den ich durch Sie geleitet, und auf Ihren Rath gethan habe, zu bereuen. Mein Münter ist mir ganz das, was er mir seyn kann, und seyn soll, und ein schöneres Loos kann keiner Sterblichen beschieden seyn, als mir. Indessen es wäre freylich gar zu frühe, wenn mich jezt schon ein Schritt gereute, den ich, wenn dieß wäre, ohne alle Besonnenheit gethan haben müßte. Noch lebe ich in den Flitterwochen des Ehestandes, aber ich fühle, daß sie vorübergehen werden, und die übergroße Glükseligkeit mit ihnen verschwinden wird, und verschwinden muß. O meine Freundin, ich berge es nicht, mir bangt vor diesem Zeitpunkte. Was werde ich, wann er erscheint, an die Stelle meiner jezigen Empfindungen setzen? Womit die Leere verhüten, die dann in meinem und meines Mannes Herzen entstehen könnte? — Sie werden mir sagen: setze Vernunft an die Stelle der Leidenschaft; aber ach! wie leicht ist es, dieses zu sagen, und wie schwer, es zu befolgen! Wie oft lauft unser Herz mit un=

serm Kopfe davon! — Nein ich gestehe es Ihnen, ich weiß mir allein nicht zu rathen, wenn nicht Sie, die mir bisher Freundin, Rathgeberin, Führerin, war, es auch jetzt zu seyn fortfahren. O unterrichten Sie, ich bitte Sie um Ihrer Freundschaft gegen meine selige Mutter willen, unterrichten Sie mich über die wichtigen Pflichten, die mir nun obliegen, zeigen Sie mir die Klippen, an welchen ich mein Schiffchen vorbey führen muß, wenn das Glük meiner Ehe nicht scheitern soll, und lehren Sie mich das Steuerruder so zu halten, daß ich glücklich vorbeysteure. Ihr eigenes Beyspiel wird mich hinlänglich unterrichten, Sie haben eine Ehe geführt, wie man wenige findet, o sagen Sie mir, wie griffen Sie's an, um dieß Glük so dauerhaft zu gründen, daß es sich nur mit dem Tode Ihres geliebten Gatten endigen konnte?

Cäcilie hatte kaum diesen Brief erhalten, als sie sogleich ihrer jungen Freundin mit dem erbetenen Rathe zu Hülfe kam, und so entstanden wieder wie vormals, eine Reihe von

Cäciliens Briefen an Lilla

wodurch sie die letztere nun in ihrem neuen Stande leiten wollte, wie sie sie zuvor zu demselben hingeleitet

hatte, und die wir hier abermal der Ordnung nach unsern Leserinnen mittheilen.

Sechster Brief.

Cäcilie an Lilla.

Wäre ich auch nicht so ganz versichert gewesen, meine geliebte Freundin, daß meine Ahnungen wegen Ihres jezigen Zustandes mich nicht täuschen würden, hätte mich auch nicht das allgemeine Gerücht — in diesem Falle immer eine sichere Stimme — längst davon belehrt, welch ein glückliches Paar Sie und Ihr lieber Münter sind, so hätte Ihr gestriger Brief es in so vollem Maaße gethan, daß mir kein Zweifel mehr übrig bleiben könnte. — Ja Lilla, Sie sind glücklich, glücklich gerade so wie man es seyn muß, um seinem Glücke Dauer zu versprechen, und Sie werden es bleiben, troz den ängstlichen Besorgnissen, die Ihnen jezt Ihr nur allzugroßes Glück erweckt.

Freylich, liebste Lilla, werden Sie sich darauf gefaßt halten müssen, daß der Taumel von Empfindungen, worin Sie jezt schwärmen, über kurz oder lang verfliegen wird. Aber Sie werden darum nicht unglücklich seyn, ich bin vielmehr vest überzeugt, daß

Ihr Erwachen das fröhliche Erwachen eines Menschen seyn wird, der lange durch einen Sinnebenebelnden Taumel betäubt nun auf einmal wieder alles hell übersieht. Danken Sie dem Himmel, daß dieser Taumel nicht fortwähren wird. Es wäre Ihrer Ruhe, Ihrer Zufriedenheit, Ihrer Tugend und Ihren häuslichen Umständen gleich verderblich, wenn Sie so fortschwärmten. Freylich, das glauben Verliebte und angehende Eheleute nicht, die überströmenden Empfindungen sind zu süß, als daß man sie missen möchte, aber was würde aus der Welt werden, wenn sie fortdauerten? Wie sehr müßte der regelmäßige ruhige Gang der Geschäfte dabey verlieren, wie schädlich die Gesellschaft, worin wir leben, getrennt werden! — Also lassen Sie sich nicht bange seyn. Es ist weise Einrichtung unserer Natur, daß sich auch in der glüklichsten Ehe Liebe zulezt in Freundschaft verwandelt, das heißt, eine stürmische vorübergehende Empfindung in eine sanfte und dauernde.

Indessen haben Sie Recht, es giebt Ehe-Paare, bey denen an die Stelle der doch so bald verflogenen Liebe gar nichts tritt, nicht jene sanfte, herzliche, gleichmüthige Freundschaft, die jene so glücklich ersezt, sondern es entsteht in ihrem Herzen eine Leere, die eines dem andern entleidet, und ein höchst pein=

licher Zustand ist. Allein fürchten Sie darum für sich nichts. In Ihrem oder Ihres Mannes Herzen wird diese Leere nie entstehen, dafür bürgt mir Ihre beiderseitige Bedächtlichkeit, womit Sie einander gewählt haben, und Ihre Gewohnheit, nach vernünftigen Grundsäzen zu handeln.

Doch gehört allerdings zur dauerhaften Gründung des ehelichen Glükes eine gewisse vorsichtige Klugheit in dem Betragen beider Gatten gegen einander, und vornehmlich des Weibes, eine Klugheit, die freylich am sichersten aus der Erfahrung gelernt werden kann; und in so fern nehme ich keinen Anstand, Ihr Verlangen zu befriedigen, und Sie mit den Vorschriften der Pflichtmäßigkeit und den Regeln der Klugheit bekannt zu machen, welche vereint das Glück einer Ehe begründen und dauerhaft machen.

Ich werde mich jedoch nicht dabey aufhalten, Ihnen die ersten und natürlichsten Pflichten der Gattinnen, die zärtliche Liebe gegen den Mann, die aufrichtige Theilnahme an allen seinen Ereignissen, die sorgfältige Aufmerksamkeit auf seine Wünsche, die liebreiche Erleichterung seiner Sorgen, die innige Hochachtung für seine gute Eigen-

schaften und Verdienste, die unerschütterliche Treue gegen ihn zu empfehlen, welche alle ein so natürliches Erbtheil einer guten und rechtschaffenen Gattin sind, daß es überflüssig und unhöflich zugleich wäre, sie ihr erst empfehlen zu wollen. Wahrlich Sie würden mich, besonders in dem jetzigen Zustande Ihrer Empfindungen auslachen, wenn ich Ihnen Liebe, Zärtlichkeit, Hochachtung gegen Ihren Münter empfehlen wollte, also weg mit solchen Tiraden! Ich weiß gewiß, daß Sie jene Tugenden nie verlieren werden.

Aber es giebt gewisse andere, dem Anscheine nach kleine und unbedeutende Vorschriften für das Betragen in der Ehe, deren Befolgung zum Glücke derselben eben so wesentlich nothwendig ist, als jene Haupttugenden, nnd deren Mangel selbst bey jenen Tugenden unsägliches Unheil über eine Familie bringen kann. Und diese sind es, die ich Ihnen mit aller möglichen Ausführlichkeit werde aus einander setzen müssen. Sie wollen, daß ich dieß nach dem Gange meines eigenen ehelichen Lebens thue. Es sey; nicht als ob ich mir schmeichelte, von meinem Betragen in meiner Ehe ein Muster geben zu können, sondern um Sie mit dem ganzen gewöhnlichen sowohl, als ungewöhnlichen Gange einer Ehe bekannt

zu machen, und zugleich durch aufrichtige Erzählung der Fehler, die ich begieng, Sie vor ähnlichen zu warnen. Empfangen Sie also hiemit die

Geschichte meiner Ehe.

Nicht immer habe ich die glükliche undzufriedene Ehe geführt, deren Beschreibung Sie wohl allein von mir erwarteten, als Sie meine Erzählung der Geschichte derselben verlangten. Ach, meine Liebe! warum mußte sie da erst am glücklichsten seyn, als sie ihrer Trennung am nächsten war?

Mein L. war ein Mann von dem besten Herzen, voll wahrer Liebe zu mir, und wirklich im Stande, mich glüklich zu machen, wenn nicht gewisse ausserwesentliche und zufällige Umstände es bey seinem besten Willen — davon bin ich überzeugt — gehindert hätten. Und dennoch, meine Liebe, wurde meine Ehe nicht nur öffentlich — dafür hatte ich zu sorgen gewußt — allgemein für eine der glüklichsten gehalten, sondern auch im Stillen war ich weit entfernt, sie unter die unglüklichen zu zählen, denn ich war überzeugt: einmal, daß eine glükliche Ehe nicht diejenige ist, die frey von allen Mängeln nur glükliche und heitere Stunden gewährt, sondern die, in welcher das Böse von dem Guten überwogen wird, und dann,

daß sich durch Klugheit manche Unglük drohende Umstände zu glüklichen wenden lassen.

Ich habe es Ihnen oft erzählt, daß ich von meinen Aeltern mit seltener Sorgfalt nicht nur in allen unserm Geschlechte nothwendigen Kenntnissen unterrichtet, sondern daß auch für die Bildung meines Verstandes durch Kenntnisse, die man sonst nicht unter die nothwendigen zu zählen pflegt, und für die Veredlung meines Herzens durch eine gutgeordnete Lectüre, durch unablässige Schärfung meines Sinnes für Recht und Unrecht, für Gutes und Böses, und vornehmlich für die wohlthätigen Einflüsse der Religion, auf eine Art gesorgt wurde, die ihres Zwekes nicht verfehlen konnte. So lernte ich frühe den Modetand der Eitelkeit verachten, und meine liebste Unterhaltung in geistvollen Schriften, im Umgange mit vernünftigen Menschen, und vornehmlich in der Beschäftigung mit den tröstlichen Wahrheiten der Religion suchen und finden. — Urtheilen Sie nun, wie mir zu Muthe seyn mußte, als ich, noch im Brautstande, doch als ich mein Wort schon unwiderruflich von mir gegeben hatte, entdekte, daß mein L., ein Mann, wie ich Ihnen schon gesagt habe, von dem besten Herzen und leicht zu erregenden Empfindungen, doch gerade hierin, was

mein Stolz und meine Freude war, weit hinter mir zurükstand. Ich entdeckte an ihm einen zwar natürlichen guten, aber weit weniger ausgebildeten Verstand, als ich hinter jener guten Anlage vermuthet hätte. Er konnte den Beschäftigungen, womit ich die Stunden meiner Musse zubrachte, keinen Geschmak abgewinnen, meine Unterhaltungen mit ihm darüber dünkten ihm fade und langweilig, und so viel er sich auch aus Liebe zu mir Gewalt anthat, mir zuzuhören, und zuweilen auch eines von meinen Büchern in die Hand zu nehmen, so war doch die Anstrengung, mit welcher er dieß that, zu sichtbar, und die Freude, die ich darüber fühlte, eben darum zu gering, als daß ich ihm nicht bald jene Anstrengung hätte ersparen, und ihn mit der Aufforderung zu ähnlichen Unterhaltungen hätte verschonen sollen. — Vielleicht, dacht' ich, ist doch noch nicht alles verloren, vielleicht läßt sich bey der natürlich guten Anlage seines Verstandes und Herzens künftig nach und nach bewirken, was so auf einmal nicht gehen kann, vielleicht künftig ersezen, was jetzt noch fehlt. — Doch am meisten schmerzte mich seine — beynahe gänzliche — Gleichgiltigkeit gegen Religion. Sein ganzes Religionssystem bestand theils in einigen geringen Ueberbleibseln des Schulunterrichts, theils in einigen zusammenge-

rafften Broken von Mode=Religion. Die Gottes=dienste zu besuchen, in welchen (denn wir hatten vor=trefliche Prediger in unserer Stadt) mein Herz sich mit so viel Vergnügen zu dem Unendlichen erhob, hielt er für überflüssig, und glaubte, ein natürlich weiches und gutes Herz sey statt aller oft so viele Anstrengung und Verläugnung kostenden Tugend ohne weitere An=leitung genug, um der Gottheit Wohlgefallen sich zu erwerben. — Stellen Sie sich vor, meine Liebe, wie sehr durch diese Entdekungen meine süsseste Hoffnung getäuscht werden mußte, die Hoffnung, worin ich mich einst so gerne gewiegt hatte, in meinem Gatten ein=mal den Freund zu finden, mit dem ich mich über die mir so theuren und lieben Wahrheiten Tage lang würde unterhalten können. Beynahe wäre ich ver=sucht worden, wieder zurükzutreten, wenn mich nicht vornehmlich dreyerley Betrachtungen davon zurükge=halten hätten: Einmal mein gegebenes Wort, bey dessen Zurüknahme ich mir Treulosigkeit gegen meinen Verlobten, und Unentschlossenheit und Unklugheit hät=te vorwerfen müssen, dann der Gedanke, daß, was mir hier auf der einen Seite abgieng, durch andere Eigenschaften meines Mannes mir ersezt werden wür=de, und endlich die Hoffnung auch jenen Fehler viel=leicht mit der Zeit verbessert zu sehen.

Indessen war es sehr gut, daß ich eine solche Entdekung im Brautstande schon machte. Ich trat nun mit weit geminderten Erwartungen in die Ehe, als ich wohl ohne sie gethan hätte. Meine schwärmerische Vorstellungen von der Seligkeit im Umgange mit einem Gatten, der im weitesten Verstande mein anderes Ich, dessen Denkart die meine, dessen Neigungen den meinigen gleich, dessen Wollen mein Wollen wäre, wurde dadurch um vieles herabgestimmt, ich erwachte aus dem Taumel der Phantasie, und kehrte zu den ruhigern Betrachtungen der kälteren Vernunft zurück; ich vertauschte den Traum eines Glükes, das mir jene vorgegaukelt hatte, mit den Erwartungen dessen, das mir diese versprach; ich erwartete weniger, um mehr finden zu können, da ich im entgegengesetzten Falle nothwendig weniger hätte finden müssen. O meine Liebe, merken Sie sich dieß, es trägt, wie zum Glüke des Lebens überhaupt, so zum Glüke der Ehe ins besondere ungemein viel bey, nicht zu viel zu erwarten. Wer mehr erwartet, als er vernünftigerweise erwarten kann, der hat in gewissem Betracht schon vorgenossen, und darf sich dann nicht beschweren, wenn er alsdann darben muß, wo andere erst zu genießen anfangen. — Im Anfang einer Ehe geschieht

aber dieß doch so häufig. Man hat einen Gatten gewählt, den ein allgemeiner guter Ruf und eigene Bekanntschaft uns achtungswürdig gemacht haben, man erwartet nun von ihm alles, man kann sich den Gedanken nicht denken, daß neben den glänzenden Eigenschaften auch Schwachheiten Statt finden sollten, und der Bräutigam, ja selbst auch der angehende Ehemann noch, ist zu sehr im Festkleide, als daß sich jene Schwachheiten sogleich sollten entdeken lassen; legt er nun das Festkleid ab, und erscheint auch einmal im schlichten einfachen Hauskleide, das zwar bequem, aber eben nicht gerade elegant und reizend ist, o wie schreit man da gleich, wär's auch nur im Stillen — es bleibt doch Geschrey — über den Mann, daß er uns betrogen, und über sich selbst, daß man sich so schreklich getäuscht habe. Nun werden aus Schwachheiten unverzeihliche Fehler, aus Fehlern Verbrechen gemacht, und die guten Eigenschaften, die doch darum nicht verschwinden, tief in Schatten gestellt. — Hat man hingegen zuvor schon bedacht, daß jeder Mensch sein Fest- und sein Hauskleid hat, und daß man unmöglich beständig en grande parure gehen kann, so wird einem das Hauskleid, wenn es nur nicht unvertilgbare Schmuzfleken hat, bald eben so lieb, als das Festkleid, und man lernt den etwas unmodi=

schern und minderschön in die Augen fallenden Schnitt ertragen. Mit andern Worten: man liebt den Mann auch mit kleinen Fehlern und Schwachheiten, wenn sie nur von bessern Eigenschaften überwogen werden, und man lernt Geduld mit jenen haben, wenn man sie vor diesen nicht übersah, man genießt also, was uns beschieden ist, mit Zufriedenheit, und entbehrt gern, was man nicht hat.

Doch ich kehre zu meiner Geschichte zurück. Mir kam, sagte ich, das Frühe bey jener Entdekung treflich zu Statten. Denn ich fand späterhin, daß jene unvollkommene Bildung meines Mannes eben nicht gerade sein einziger Fehler war. Er war das einzige Kind seiner Aeltern, und war es immer gewesen, dieß verursachte, daß man bey seiner Erziehung ihm von jeher zu sehr nachgegeben, und seinen Willen beynahe als Gebot angenommen hatte. Daneben war er in seiner ersten Kindheit ein meist kränklicher Knabe gewesen, dieß hatte die Folge, daß man sich scheute, ihn zu erzürnen, oder ihn zu etwas anzuhalten, wozu er nicht selbst Lust bezeigte. — Beydes zusammen hatte auf sein ganzes künftiges Leben den schädlichen Einfluß, daß er dadurch etwas unordentlich und empfindlich wurde. Er konnte sich sebst nur mit Mühe dazu bringen, seine Geschäfte — selbstdie seines Amtes — in

derjenigen Ordnung zu verrichten, in welcher sie allein recht gedeihen, und wodurch er sie sich selbst erleichtern konnte. — Verdrießlich über das dadurch nothwendige öftere Mislingen derselben suchte er sich dann zu zerstreuen, und diese Zerstreuungen verwikelten ihn in grössere Unordnungen. So kam es, daß er bald nicht zu rechter Zeit zum Essen nach Hause kam, bald früher als gewöhnlich essen wollte, bald bis in die späte Nacht hinein arbeitete, und dann wieder bis zum hohen Mittage schlief. In seinem Zimmer lagen Kleider, Wäsche, Bücher, alles untereinander, und aufräumen durfte man ihm doch nicht. Eben so wenig war er dahin zu bringen, über unsre ökonomische Einnahmen und Ausgaben eine ordentliche Rechnung zu führen, für unser Hauswesen ein — wie ich bald erfuhr — sehr ungünstiger Umstand. — Ich wagte es Anfangs, ihm hierüber einige, wiewohl sehr gelinde, Vorstellungen zu machen, allein ich mußte damit bald wieder aufhören, denn er nahm sie alle von der empfindlichsten Seite auf, und einigemale wäre es darüber zwischen uns zu Misverständnissen gekommen, die dem Glüke unserer Ehe höchst nachtheilig hätten werden können, wenn nicht — — Doch davon hernach.

Ich lebte also, wie Sie sehen, im Anfange in ei-

ner Ehe, die ganz dem Ideale widersprach, das ich mir wohl sonst vom ehlichen Leben gemacht hatte, und doch wußte ich mich in mein Schicksal nicht nur zu finden, sondern fand auch in Stunden vernünftiger Ueberlegung Ursache, damit zufrieden zu seyn. — Sie staunen? Ich glaube es, aber hören Sie weiter. Ich hatte einen Gatten, der an meinen sonst gewohnten Unterhaltungen keinen Geschmak fand, das schmerzte mich, aber es schlug zugleich meinen Stolz nieder, der wirklich schon zu groß darauf war, und der, hätte mein Mann ihm geschmeichelt, unbändig geworden wäre. Ich lernte nun, diese Wahrheiten liebgewinnen, ohne damit glänzen zu wollen — worüber ich mich bey genauerer Prüfung doch ertappt hatte. — Mein Mann war empfindlich, desto vorsichtiger wurde ich in seiner Behandlung, desto gegründeter also ein gutes Verständniß zwischen uns, das nun nicht so leicht ein böser Dämon durch Ueberrumpelung zerstören konnte. — Er war unordentlich, desto mehr Ehre für mich, und desto größeres Verdienst, wenn es mir gelang, ihn zu bessern, und dieß durfte ich bey seinen übrigens guten Anlagen hoffen, denn so oft es schon gesagt und bezweifelt worden ist, so wahr ist es doch: es gelingt zehen Weibern, ihre Männer, bis es einem Manne gelingt, sein Weib zu bessern, eine

Wahrheit, die übrigens nicht durchaus zur Ehre unseres Geschlechtes gereicht. — Sie sehen aber hieraus, meine Liebe, wie nothwendig und vortheilhaft es für Lebensweisheit überhaupt, und für die zur Führung einer Ehe erforderliche insbesondere ist, an einer jeden Sache ihre gute Seite aufzusuchen, und auch unangenehme Umstände so viel als möglich zu seinem Vortheile zu wenden.

Doch ich muß aufrichtig seyn, wenn ich Ihnen nutzen soll. Glauben Sie daher nicht, daß jener Gleichmuth, womit ich auch die unangenehmen Vorfälle meiner Ehe betrachtete, und die Zufriedenheit, in welcher ich auch bey so offenbaren Fehlern meines Mannes lebte, gleich im Anfang mein Erbtheil gewesen sind. Ach! meine Liebe, ich hatte manche Stürme auszuhalten, eh' ich mein Schiffchen ruhig im Haven wußte, und es kostete mich manche Mühe, mit unter wohl auch manche Thräne, bis ich den rechten Weg zu jenem Gleichmuth und jener Zufriedenheit gefunden hatte.

Ich habe Ihnen schon gesagt, daß die Empfindlichkeit meines Mannes ein paarmal gefährliche Misverständnisse zwischen uns veranlaßte. Zwar hatte ich, so lang es nur immer möglich war, mit der

größten Sorgfalt alle Misverständnisse zu **verhüten** gesucht, denn — merken Sie sich dieß, meine Liebe — **jeder Zank zwischen Eheleuten ist eine Stuffe zum Grabe ihrer Liebe.** Verliebte können sich zanken, um ihrer Liebe dadurch eine neue Würze zu geben, und um sich nur desto herzlicher zu versöhnen und inniger zu lieben; bey Eheleuten ist dieß der Fall schon nicht mehr. Lassen Sie die Wiederversöhnung auch noch so herzlich seyn, das Thermometer der Liebe sinkt doch durch jeden Zank um einen Grad tiefer herab, und keine Aussöhnung ist im Stande, es bis zu dem vorigen Grade wieder zu erheben; wird der Zank oft wiederholt, so sinkt es endlich bis zum Gefrierpunkt herunter. Denn der Zank der Eheleute ist ein ganz anderer, als der der Verliebten. Bey jenem wird so leicht die gegenseitige Achtung aus den Augen gesetzt, und so bald diese zu Boden fällt, so reisst sie die Liebe mit sich nieder. Darum hüten Sie sich nur, so lieb Ihnen Ihre Ruhe und das Glük Ihrer Ehe ist, **vor dem ersten Zank**, auch wenn er nur **Kleinigkeiten** beträfe. Sie würden nach demselben, was der Pächter Martin bei einer andern Gelegenheit von sich sagt, im Paradiese gewesen, und nun daraus vertrieben zu seyn glauben.

Doch, ich schweife zu sehr ab. Zunächst wollte

ich Ihnen sagen, daß ich ein paarmal aller Vorsichtigkeit ungeachtet, gefährliche Misverständnisse nicht verhüten konnte. Einst hatte mein Mann in den schönen Tagen des wiederkehrenden Frühlings eine kleine Reise in Geschäften auf ein benachbartes Dorf zu machen, wo er ein paar Tage verweilen mußte. Wir verabredeten mit einander, daß ich am lezten Tage seines dortigen Aufenthaltes ihn abholen, und um einen der angenehmen Frühlingstage in der Gesellschaft des Pfarrers und seiner Familie, bei welchen mein Mann logirte, zuzubringen, schon des Morgens zeitlich eintreffen wollte. Ich freute mich, wie ein Kind, auf diesen Tag, denn für ländliche Freuden waren wir beide, mein Mann und ich, gleich gut gestimmt, und die Pfarrleute waren unsre vertrautesten Freunde und die angenehmsten Gesellschafter. Allein als schon der Wagen vor dem Hause stand, und ich mich eben einsezen wollte, erhielt ich einen Boten aus meinem Schwiegerälterlichen Hause, ich sollte so schnell als möglich hinüber kommen, meine Schwiegermutter hätte plözlich einen bedenklichen Anfall bekommen. Ich ließ den Kutscher warten, und eilte hinüber; da fand ich die gute Frau mit aufgedunsenem ganz blauem Gesichte, keichend, und dem Erstiken nahe. Eine schnell vorgenommene reichliche Aderlässe hob zwar das Uebel in so

fern wieder, daß sie wieder freier athmen konnte, indessen zitterte sie noch am ganzen Leibe, und war äusserst entkräftet. Sie bat mich daher dringend, sie diesen Tag nicht zu verlassen, ich versprach es, so weh' es mir that, die so sehnlich erwartete Freude nun entbehren zu müssen, und schikte nur eine Magd an den Kutscher, durch welche ich ihm sagen ließ, er sollte nur leer auf das Dorf hinüber fahren, und meinem Manne sagen, ich könnte nicht kommen, liesse ihn aber bitten, seine Rükkunft zu beschleunigen. Mehr ließ ich ihm absichtlich nicht sagen, um ihn nicht durch die Nachricht von der Krankheit seiner Mutter zu erschreken. — Gegen Abend, als ich vermuthen konnte, daß mein Mann zurükgekommen seyn möchte, gieng ich in mein Haus hinüber um meinem Manne zu sagen, was vorgefallen wäre, und ihn selbst zu seiner Mutter herüber zu holen. Ich eilte auf sein Zimmer, und fand die Thüre verschlossen. Es wunderte mich, daß er noch nicht angekommen seyn sollte, und ich fragte daher die Magd, welche mir sagte, daß er schon über eine Stunde zu Hause wäre, aber sogleich auf die Nachricht, daß ich nicht daheim sey, sich eingeschlossen hätte. Ich gieng nun abermal an die Thüre seines Zimmers, und bat ihn, mir zu öffnen; — keine Antwort. Nun drang ich, um zu sehen, ob er denn wirklich zu

Hause wäre, meiner guten Sache mir bewußt, entschlossen, das etwan entstandene Misverständniß zu heben, und überzeugt, daß dieses nur durch Offenheit geschehen könne, durch ein anderes Zimmer zu ihm ein. Da saß er, Mißmuth in seinem Gesichte, an einem Tische, und las in einem Buche, den Kopf auf die Hand gestüzt. Mein freundliches: „Guten Abend, lieber L." schien er nicht zu hören, denn er wandte die Augen nicht von seinem Buche weg, und meinen Kuß, den ich ihm geben wollte, wehrte er mit einer unwilligen Wegwendung des Kopfes ab. — „Warum so mismuthig, Männchen?" fragte ich immer noch — wiewohl schon gezwungen — heiter. Abermal keine Antwort. — „Komm mit mir," fuhr ich fort, „Du wirst heute noch einen Krankenbesuch machen müssen. Gottlob nur, daß es sich wieder bessert!" — Er rührte sich nicht. Das war Folge seiner übergrossen Empfindlichkeit, und der bösen Gewohnheit des Maulens oder Truzens. Jezt, ich gestehe es Ihnen, war meine Standhaftigkeit dahin. Thränen traten mir in die Augen. Er bemerkte es, ich wandte mich aber schnell weg, und verließ ihn, um auf mein Zimmer zu gehen. Hier brachen sie nun freilich Stromweise hervor, und ich konnte den Gedanken nicht unterdrüken: er liebt dich nicht mehr, wie hätte er dich

sonst so kalt und unfreundlich behandeln können? Meine Vernunft rieth mir dagegen, was sie allen Weibern rathen sollte, von Einer mürrischen Laune nicht sogleich auf gänzliche Umänderung der Denkart und der Empfindungen zu schliessen, und ich beschloß, nicht auch zu maulen, weil ich wie von meinem Leben so gewis davon überzeugt war, daß nichts den Misverständnissen und Verdrieslichkeiten zwischen Eheleuten längere Dauer giebt, als das schädliche und kindische Maulen, das jede gegenseitige Erklärung vermeidet und verhindert. Einigermaßen durch diese Vorstellungen und durch die Hoffnung baldiger Aufklärung beruhigt, gieng ich wieder zu meiner Schwiegermutter, die vielleicht meiner Hilfe noch bedurfte. Ich fand sie um vieles besser, aber sie bemerkte sogleich, daß ich geweint hatte. Was ist Ihnen widerfahren, liebe Tochter, redete sie mich sanft an, daß Ihre Augen so roth sind? — Das ich nicht wüßte, antwortete ich, weil ich glaubte, und noch glaube, man dürfte ehliche Misverständnisse auch keinem Freunde, selbst Aeltern und Schwiegerältern nicht, anvertrauen, wenn sie nicht dauernd werden sollen. Aber mein Gewissen strafte mich Lügen, und ich wurde roth. Warum verbergen Sie sich vor mir, fuhr das verehrungswürdige Weib fort? Sie können es nicht läugnen, Sie haben

geweint. — Nun antwortete ich, um nicht zu lügen, und doch nichts zu verrathen: ich hätte meinen Mann, als ich nach Hause gekommen, so mismuthig und zerstört angetroffen, daß ich nichts anderes vermuthen könnte, als er müßte entweder krank zurükgekommen seyn, oder ein Unglük gehabt haben, und dieß machte mir nun Kummer und Sorgen.

Meine Schwiegermutter, ein Weib, wie alle Schwiegermüttern seyn sollten, sah wahrscheinlich gleich tiefer, als ich sie hatte sehen lassen wollen, und antwortete mir: Machen Sie sich hierüber keine Sorgen, das ist so die Art Ihres Mannes; er hat seine, zum Theil sehr beschwerliche, Launen, die wir ihm mit aller Mühe nicht haben abgewöhnen können. Haben Sie Geduld mit ihm, sein Herz ist gut, und wenn man ihm Zeit läßt, sich zu besinnen, so kehrt er bald wieder zu der Vernunft zurük. Empfindlichkeit ist seine schwache Seite, schonen Sie diese, so lange sie sich schonen läßt, aber greifen Sie sie unerbittlich an, sobald ein grösseres Uebel daraus entstehen könnte, und Sie werden ihn bessern, und mit ihm zufrieden seyn. Schiken Sie ihn indessen heute oder morgen zu mir, — es ist ohnedieß seine Schuldigkeit, daß er seine kranke Mutter besucht — so will ich ihm auch

einige nöthige Verhaltungsregeln in Rükſicht auf Sie geben, die gute Wirkung thun ſollen, hoffe ich.

Das Leztere muß ich verbitten, antwortete ich. Er könnte argwohnen, ich hätte über ihn geklagt, und ich möchte ihn das um alles nicht vermuthen laſſen.

Ich gieng nun, aber über dem Geſpräche mit meiner Schwiegermutter war ſo viel Zeit verſtrichen, daß die Ungeduld und der Mismuth meines Mannes, als er zum zweitenmale entdekte, ich wäre nicht zu Hauſe, noch auf einen höhern Grad ſtieg. Ich fand daher ſein Zimmer immer noch verſchloſſen, und zulezt ließ er ſagen: er werde auf ſeiner Stube zu Nacht ſpeiſen und ſchlafen. Das warf mich zu Boden. Dieſe ſo unerwartete Beſchimpfung, wodurch die Mishelligkeiten unter uns auch unter den Domeſtiken bekannt wurden, ließ mich für den künftigen Frieden unſrer Ehe alles befürchten, und in dieſer bangen Beſorgniß vermocht ich es nicht, noch einmal zu ihm zu gehen. Ich gieng vielmehr ungeeſſen zu Bette, aber meine bangen Beſorgniſſe und ein Strom von Thränen lieſſen mich lange nicht ſchlafen. Jedoch erleichtert und ermüdet von den leztern ſchlief ich endlich die Nacht über ruhig, und des Morgens bei'm Erwachen ſchämte ich mich vor mir ſelbſt, daß ich geſtern ſo wenig Muth und Standhaftigkeit gezeigt,

und meine Sachen überhaupt so unklug angegriffen hatte. Ich hätte, sagte ich mir, meinem Manne sogleich die ganze Geschichte, warum ich ihn nicht abgeholt hatte — denn daß es dieses war, worüber er maulte, war doch leicht zu bemerken — auch dann erzählen sollen, wenn er mir kein Gehör geben zu wollen schien, ich hätte besonders nach meiner zwoten Zurükkunft von meiner Schwiegermutter noch einmal zu ihm gehen, und ihm sagen sollen, wo ich gewesen war. Das müßte die Sache aufgeklärt, seinen Mismuth vertrieben, und seine Aufmerksamkeit auf etwas anderes, auf die Krankheit seiner Mutter hingelenkt haben, die ich ihm verschwiegen zu haben, mir nun vorwerfen mußte.

Ausgerüstet mit dem festen Vorsaze, meine Fehler wo möglich wieder gut zu machen, eilte ich sogleich dem Zimmer meines Mannes zu, das ich nicht mehr verschlossen fand. Eine gute Vorbedeutung, dacht ich, und trat gestärkt durch sie heiter und muthig hinein. Er rauchte sein Morgenpfeifchen und gieng mit grossen Schritten auf und ab. „Nun, sind die Grillen verflogen?“ fragte ich scherzend. — „Grillen?“ antwortete er unmuthig, „wenn dir das Grillen dünken, so bin ich zu bedauren.“

Ich. Was denn? Nicht wahr, daß ich dich nicht abholte, das war's, was dich verdroß?

Er. Was denn sonst? Ich denke doch, es war wenigstens kein Beweis von zärtlicher Zuneigung, den Mann allein reisen zu lassen, und sich indessen in der Stadt wer weiß, wo? herumzutreiben.

Ich. (Durch das wer weiß, wo? beleidigt, aber schnell meines Vorsazes mir bewußt, mich nicht abweisen zu lassen) Freilich wer weiß, wo? Hättest du dir dieß früher sagen lassen, du hättest dir den ganzen Verdruß erspart. Ich war, um es dir kurz zu sagen —

Er. Ich will nichts wissen. Was würde ich hören als Lügen? Aber so seid ihr Weiber. Zu Hause schmeichelt ihr dem Manne, ist er aber weg, so heißt es: wohl aus den Augen, aus dem Sinn, und kommt er wieder nach Hause, so habt ihr immer Recht, dann ist nichts geschehen, und der Mann hätte gar wohl Ursache um Verzeihung zu bitten. Geh, geh, und hefte deine Lügen einem andern auf.

Ich. Nein, ich gehe nicht, bis ich das unselige Misverständniß zwischen uns gehoben habe. Wisse also —

Indem trat mein Schwiegervater herein. „Guten Morgen, ihr Lieben. Sohn, mit dir habe ich

etwas zu sprechen. Verlassen Sie uns auf einen Augenblik Cäcilie, wenn ich bitten darf." Das war alles, was ich noch hörte, denn ich verließ sogleich das Zimmer, um theils meinem Schwiegervater einen Beweis von kindlichem Gehorsam zu geben, theils nicht in die Nothwendigkeit gesezt zu werden, eine Sache in seiner Gegenwart vollends abmachen zu müssen, die sich am besten zwischen vier Augen verhandeln läßt.

Ich gestehe es Ihnen, ungelegener hätte mir mein Schwiegervater nie kommen können, als jezt. Ich war durch ihn in der Beendigung meiner Sache nun wieder gestört; und wer weiß auf wie lang? zurükgesezt. Indessen sollte ich bald erfahren, daß dieser Besuch eben darauf abzwekte, worin ich durch ihn gestört zu seyn glaubte. Nach einer Stunde ungefähr rief mich mein Schwiegervater herein, und sogleich eilte mir mein Mann entgegen, fiel mir um den Hals, und „Verzeihung, liebste Cäcilie, Verzeihung!" war alles, was er hervorbringen konnte. Stellen Sie sich mein freudiges Erstaunen über diese so plözliche und unerwartete Veränderung vor, wenn Sie können. Mein Schwiegervater hatte, so erfuhr ich nun die Geschichte, eben so gut als seine Gattin, den nicht unwahrscheinlichen Argwohn gefaßt,

mein Mann möchte nach seiner ihnen bekannten Empfindlichkeit sich irgend wodurch von mir für beleidigt gehalten haben, und dadurch mit mir in Verdrüßlichkeiten gerathen seyn. Als er nun den folgenden Morgen nicht kam, um seine kranke Mutter zu besuchen, wie sie ihm doch durch mich hatte sagen lassen — was ich freilich nicht ausgerichtet hatte — so wollte sein Vater selbst nach der Sache sehen. Dieß war die Ursache seines Morgenbesuchs. Er fragte zu dem Ende meinen Mann um die Ursache seines Mismuths, den er auf seiner Stirne lese, und jener brach, noch immer in der Stimmung, worin ich ihn verlassen hatte, sogleich in Klagen gegen mich und über meine Lieblosigkeit aus, daß ich, so gewiß ich es ihm versprochen hätte, ihn abzuholen, ihn doch nicht nur allein hätte nach Hause reisen lassen, sondern ihn auch nicht einmal zu Hause empfangen hätte, und nun wiederholte er auch seinem Vater alles, was er mir gesagt hatte, mit einer solchen Heftigkeit, daß jener eine geraume Zeit gar nicht zum Worte kommen konnte. Was freilich seine Empfindlichkeit vermehren, und ihr einen Schein von Recht geben mußte, was ich aber auch jezt erst erfuhr, war das, daß ihm der Kutscher, ein trokener Mann, auf seine Frage, ob ich denn nicht mitkäme, nichts geantwortet hatte, als: Nein,

ich hätte gesagt, ich könnte nicht kommen, und meine Bitte, er möchte seine Rükkunft beschleunigen, absichtlich weggelassen hatte, um desto länger draussen zehren zu können. — Endlich gelang es doch meinem Schwiegervater, ihn über die wahre Ursache meines Ausbleibens zu verständigen, und die Folge davon war dann, — denn sein Herz war gut, wie ich Ihnen schon mehrmals gesagt habe — augenblikliche Einsicht seines Unrechtes, und ungeduldiges Bestreben, den begangenen Fehler wieder gut zu machen. Daher sein Empfang bei meinem Eintritte, wie ich ihn oben beschrieben habe.

So war denn also freilich ein Misverständniß wieder gehoben, das noch früher hätte gehoben werden können, wenn ich standhafter und klüger gewesen wäre. Indessen, so herzlich die Versöhnung auch war, so sehr von beiden Seiten alles vergessen zu seyn, und so heiter uns die Sonne aufs neue zu lächeln schien, so, glauben Sie mir, fand ich doch nachher noch oft Gelegenheit, die Bemerkung zu machen, daß es besser gewesen wäre, wenn gar kein Mitverständniß hätte gehoben werden dürfen. Wir mußten uns nun doch vor einander schämen, ein jedes von uns war in seiner eigenen und in der Achtung des andern wenigstens etwas gesunken, eines hatte dem andern Blössen

gegeben, und es war nun einmal, von der Seite meines Mannes wenigstens, der Anfang gemacht, in einem Tone zu sprechen, den die gegenseitige Achtung nicht verträgt, ein Anfang, der nun leichter als zuvor wiederholt werden konnte.

Sehen Sie, meine Liebe, darum rieth ich Ihnen, ehliche Misverständnisse nicht blos so schnell als möglich durch Offenheit zu heben, sondern noch lieber, wo möglich, zu verhüten, und darum sagte ich Ihnen, nach dem ersten Zanke mit Ihrem Manne würden Sie im Paradiese gewesen, und nun daraus vertrieben zu seyn glauben.

Was mich bei der obigen Geschichte noch lange nachher am meisten bekümmerte, und wovon ich die schlimmsten Folgen befürchtete, war der Umstand, daß unsere Uneinigkeit auch unter unsern Domestiken bekannt worden war. Es ist nicht blos für das Ansehen des Hausvaters und der Hausmutter bei dem Gesinde, sondern auch für das Glük der Ehe selbst, für die Erhaltung der gegenseitigen Delicatesse, Schonung und Vorsicht eine sehr gefährliche Sache, wenn ehliche Zwistigkeiten einmal unter dem Gesinde bekannt werden. — Dieß machte mir denn lange Zeit bange Sorgen. — Jedoch meine vortrefliche Schwie-

germutter half mir auch hier mit ihrem mütterlichen Rathe, der mir treflich zu Statten kam.

Bei einem Besuche, den ich ihr bald nach dieser Geschichte machte, lenkte sie sogleich das Geschräch auf das, was zwischen mir und meinem Mann vorgefallen war. Jezt, da sie durch meinen Mann selbst die ganze Geschichte wußte, wäre es Thorheit nicht nur, sondern offenbare Beleidigung meiner Schwiegermutter gewesen, wenn ich die Sache noch hätte läugnen oder verbergen wollen. Ich verheelte ihr also nichts, auch den Kummer nicht, den mir der Umstand machte, daß unsere Mishelligkeiten dem Gesinde bekannt worden waren. Sie bedauerte mich darüber, und gestand mir zu, daß dieß das schlimmste bei der Sache wäre, gab mir aber einen Rath, der mich ganz wieder aufrichtete, und den ich Ihnen, weil Sie einmal in ähnliche Fälle kommen könnten, und weil es ein Rath ist, den man mit goldenen Buchstaben an die Thüre jedes Weibes schreiben sollte, in aller Ausführlichkeit mittheilen muß.

„Es ist nichts gewöhnlicher," fieng sie an, „als daß Frauen, wenn sie sich bewußt sind, ihrem Gesinde irgend eine Blösse gegeben zu haben, dasselbe durch eine nun gerade ganz zur Unzeit angebrachte Vertraulichkeit für sich zu gewinnen, und dadurch die Verach-

tung, die sie durch jene Blösse von ihren Domestiken verdient zu haben befürchten, zu vermindern oder ganz auszulöschen suchen. — Es ist eben so gewöhnlich, daß neugierige oder falsche und doppelzüngige Bedienten, besonders Mägde, ihren Frauen, sobald sie merken, daß ehliche Verdrießlichkeiten vorwalten, zu schmeicheln anfangen, ein Wort über die Härte oder Lieblosigkeit des Mannes fallen lassen, und die Frauen mit viel anscheinender Theilnehmung bedauren, und manche Frau wird dadurch verleitet, ihre Klage in den Busen der theilnehmenden Magd auszugiessen, und sie zur Vertrautin ihres Kummers zu machen. Aber gerade diese beiden Dinge sind die gefährlichsten Klippen für ehliche und häusliche Glükseligkeit. Durch das erstere geht das Ansehen der Hausfrau, anstatt, wie man hoffte, wieder erhoben zu werden, vollends ganz verloren, und durch das leztere wird das Herz des Weibes von dem Manne, der vielleicht nur in einer mürrischen Laune fehlte, vielleicht sogar bei dem Zwiste Recht hatte, ganz abgezogen, und einer Person zugewandt, die es durchaus nicht verdient."

„Hüten Sie sich also, meine liebe Tochter," fuhr sie fort, „vor diesen beiden Fehlern, zu welchen eine Frau in Fällen, wie der Ihrige ist, so leicht verleitet

zu werden in Gefahr kommt. Betragen Sie sich auch nach dieser Geschichte gegen Ihr Gesinde ganz wie zuvor, sei'n Sie gütig gegen sie, aber nicht vertraulich, gelind, aber ernst in Ihren Forderungen, nachsichtig, wachsam über ihr Betragen; thun Sie vor ihnen, wie wenn nichts vorgefallen wäre, verabreden Sie das nämliche mit Ihrem Manne, begegnet einander in Gegenwart des Gesindes mit vermehrter und auffallender Achtung, und verhüten Sie dadurch, daß es keines von ihnen wagt, mit Ihnen von dem Vorfalle zu sprechen. Sollte dieß doch geschehen, so weisen Sie alle unnöthige Neugierde und alles unzeitige Bedauren ernst und standhaft ab, und verbieten Sie ihnen ein für allemal, mit Ihnen über Dinge zu sprechen, die nur Sie und Ihren Mann, und ausser Ihnen beiden niemand angehen; aber hüten Sie sich so viel als möglich, auch wieder durch Verabredung mit Ihrem Manne, daß künftig nie wieder ein solcher Vorfall zu der Bekanntschaft Ihres Gesindes gelange."

Ich befolgte den Rath meiner Schwiegermutter, und fand davon die besten Folgen. Mein ungeändertes Betragen gegen das Gesinde hielt dieses im gehörigen Respekt, und verhütete selbst jede Anspielung auf die vorgefallene Geschichte, und die Verabredung

mit meinem Manne hatte zugleich die gute Folge, daß wir künftig beide in unserem Betragen gegen einander vorsichtiger wurden.

Indessen gestehe ich Ihnen, daß es auch nachher wieder einigemale zu ähnlichen Vorfällen hätte kommen können, wenn ich nicht mit möglichster Sorgfalt alles angewandt hätte, sie zu verhüten. Allein, ich war gewizigt, und bestrebte mich also mit ängstlicher Sorgfalt, es nie wieder so weit kommen zu lassen. Freilich war dieß bei der Empfindlichkeit meines Mannes schwer, doch nicht unmöglich. — Ich nahm mich nun vor allen Dingen in Acht, bei mir selbst keine mürrische oder verdrießliche Laune aufkommen zu lassen, und zerstreute mich bei jeder, auch nur kleinen, Anwandlung davon, durch irgend ein meine Aufmerksamkeit fesselndes Geschäft. Fand ich an ihm eine verdrießliche Miene, eine Aufwallung von Heftigkeit, einen unüberlegten Widerspruch, so ließ ich mich dadurch nicht aus der Fassung bringen, sondern schwieg und dachte: das ist in der Regel und wird vorübergehen. Ein andersmal suchte ich gleich die erste leichte Aufwallung durch einen heitern Scherz niederzuschlagen, oder machte ihm, wann er verdrießlich war, eine unerwartete Freude, wiederholte etwa wie von ungefähr einen Gedanken, den er einmal

gehabt, und der ihm gefallen hatte, sprach mit ihm von seinen Lieblingsprojekten, und munterte ihn auf, sie auszuführen, nahm etwa selbst Theil daran, und half ihm dabei, brachte ihm eines der Gerichte, die er vorzüglich gern ißt, veranstaltete den Besuch eines Freundes, mit dem er am liebsten umgieng, und was noch andere dergleichen oft übersehene Kleinigkeiten sind, die jedoch zur Zufriedenheit in der Ehe oft eben so viel beitragen, als wichtigere Umstände, und die ich Ihnen daher ja nicht zu vernachlässigen rathe.

Doch schien es bei all dieser unermüdeten Sorgfalt von meiner Seite das ganze erste Jahr unseres Ehestandes hindurch immer, als ob etwas zwischen mir und meinem Manne läge, das uns hinderte, uns einander so zu nähern, daß wir in ganz vertraulichem und freundschaftlichen Umgange lebten, und Ein Herz und Eine Seele wurden. Ich bemerkte dieß wohl, aber ich konnte mit allem Nachsinnen nicht errathen, was das wäre, das uns so mit Gewalt und in der That wider unsern Willen von einander, wenn schon nicht weit, doch in etwas, entfernt hielt, bis ich endlich zu meiner eigenen grossen Verwunderung darauf geführt wurde, daß die Schuld davon größtentheils an mir lag. Aber auch hier wieder war es

meine Schwiegermutter, die mich darauf aufmerksam machte.

Gewohnt, und durch meine eigene Bitten dazu aufgefordert, weil sie, wie billig, mein unbeschränktes Zutrauen besaß, mir alles ohne Zurükhaltung zu sagen, wovon sie glaubte, daß ich es wissen müßte, oder was sie etwan an mir zu tadeln fand, gestand sie mir einst, jedoch mit einer Schonung die ihr mein Herz, wenn sie mir auch die schlimmsten Fehler vorgehalten hätte, nur immer noch mehr zuwenden mußte, offenherzig, daß sie in meinem und meines Mannes wechselseitigem Betragen eben doch nicht das Herzliche, Offene, Vertrauliche finde, das man in einer guten Ehe nie vermissen sollte, und, sezte sie hinzu, nehmen Sie mir es nicht übel, liebe Tochter, ich finde, daß die Schuld davon gröstentheils auf Ihrer Seite ist.

„Auf meiner?“ fragte ich etwas hastig.

Ja! Doch Ihnen vielleicht selbst unbewußt. Ein kleiner Umstand, auf den Sie gewiß nicht selbst verfielen, ein Umstand sogar, den Sie zum Glük Ihres häuslichen Lebens für nothwendig hielten, trägt die Schuld davon.

„Und der wäre?“

Kein anderer, als die Gegenwart Ihrer Schwester.

Hier, ich gestehe es Ihnen, fieng ich an, stuzig zu werden, und ein kleines Mistrauen gegen meine sonst so verehrte Schwiegermutter wollte sich in mir regen. Will sie, dachte ich, diese Schwester mir verdächtig machen? Das Mädchen mit der schuldlosesten, besten, anspruchsleersten Seele, das kein Vögelchen betrüben kann, von Kindheit auf die vertrauteste Freundin meines Herzens, die soll Schuld daran seyn, daß ich mit meinem Mann nicht auf dem Fuße stehe, wie ich wohl sollte.

„Wie das?" fragte ich daher, und machte grosse Augen.

„Sie verwundern sich, fuhr meine Schwiegermutter fort, das lese ich in Ihrem Gesichte. Ich glaube es, aber hören Sie mich, und Sie werden mir Beifall geben. Es ist für Neuverehlichte, so wenig man das glaubt, und nicht gewöhnlich man dagegen handelt, doch gewiß ungleich vortheilhafter, wenn sie im ersten Jahre ihres Ehestandes allein bei sich, und also sich selbst überlassen bleiben, als wenn sie gleich Anfangs Verwandte bei sich haben. Man glaubt dieses gewöhnlich nicht, oder handelt wenigstens so, als ob man's nicht glaubte, denn jede junge Frau, wenn sie

nun mit ihrem Manne ziehen soll, will, wo möglich, für den Anfang wenigstens eine Zeitlang, ihre Mutter, oder eine Schwester, oder eine andere Anverwandte, oder sonst eine gute Freundin bei sich haben, um ihr, wie man sich ausdrükt, die Einrichtung machen und angewohnen zu helfen. Lassen Sie nun diese Mutter, Schwester, Verwandte oder Freundin die beste Person von der Welt seyn, wie ich denn dieß von Ihrer Schwester von Herzen glaube, so hat ihre Gegenwart für die anfängliche Zufriedenheit der Neuverehlichten doch immer nachtheilige Folgen.“

„Es ist natürlich, daß das neue Ehepaar, besonders wenn Beide nicht sehr lange vor ihrer Verbindung schon mit einander bekannt gewesen waren, — und auch in diesem Falle hinderte das Feierkleid, worin man vor einander zu erscheinen pflegte, das völlige wechselseitige Kennenlernen — sich im Anfange der Ehe nicht sogleich völlig in einander zu schiken weiß. Man kennt einander, seine wechselseitige Denkart, Neigungen, Launen, Mängel und Schwachheiten noch nicht, diese alle begegnen sich, im Anfange besonders, einander oft, wie zween spizige Keile, die einander zurükstossen. Sollen sie zusammenpassen, so müssen sie an einander abgeschliffen werden, d. h. die

Denkart, Neigungen, Launen u. s. w. des Mannes müssen sich nach denen des Weibes, und die des Weibes nach denen des Mannes nach und nach modeln, es muß von jedem etwas in das andere übergehen, wenn sie sich so an einander anschmiegen sollen, wie es sich für das ehliche Leben gehört. Dieß kann aber nur durch wechselseitige Mittheilung geschehen, und gerade diese Mittheilung wird gehindert durch die Gegenwart einer dritten Person, die dem Gatten oder der Gattin schon länger bekannt ist, als sein Weib oder ihr Mann. — Nun hat man z. B. wie Sie, eine Schwester bei sich. Im Umgange mit dieser Schwester findet man mehr Vergnügen als im Umgange mit dem Manne, den man noch nicht recht kennt, und daher noch gleichsam als eine fremde Person betrachtet, und in den man sich noch nicht recht zu schiken weiß. Darüber wird die Gesellschaft des Mannes vernachlässigt, und man begeht einen dem Fehler derer, die immer um den Gatten sind, und ihn dadurch in ihrem Umgange zu früh ersättigen, entgegengesezten, man lebt zu wenig mit ihm, man lernt ihn also auch nicht recht kennen, sich nicht in ihn schiken, man bleibt immer in einer gewissen widernatürlichen Entfernung von ihm."

"Eine sehr gewöhnliche Folge hievon ist dann auch

das, daß man vor dem Manne Geheimnisse hat. Ich will nicht jede Heimlichkeit, die man dem Manne verbirgt, tadeln, aber Geheimnisse, welche die Vertraulichkeit hindern oder schwächen, sind doch gewiß tadelnswerth. Von dieser Art aber sind die, die ich hier meyne, wenn sie schon oft wahre Kleinigkeiten und blosse Kinderreyen, Erinnerungen ehemaliger Jugend-Scenen, kindischer Scherze, verliebter Abentheuer und dgl. sind. Denn merkt der Mann einmal, daß das Weib mit der Schwester Dinge verhandelt, wovon er nichts wissen soll, so hält er das, und mit Recht, für unerlaubte Tukmäusereien, und wird dadurch immer weiter zurükgestossen. Dazu kommt auch noch das, daß man in diesem Falle weit leichter als sonst verleitet wird, kleine Verdrieslichkeiten mit dem Manne, die eben deßwegen um so leichter entstehen, weil man sich noch nicht recht in ihn zu schiken weiß, sogleich der Schwester oder Freundin mitzutheilen, wodurch sie nur desto unheilbarer werden. Glauben Sie mir, vielfältige Erfahrungen haben mich dieß in manchen Ehen sehen lassen, wo es im Anfang nirgends recht fort wollte, und wo die angehenden Eheleute herrlich mit einander lebten, sobald sie allein gelassen wurden. Denn werden neue Eheleute das erste Jahr ihres Ehestandes allein gelassen, so sind sie dadurch mehr

in die Nothwendigkeit gesezt, in einem genauen Umgange mit einander zu leben, vorausgesezt, daß sie keine entschiedene Abneigung gegen einander haben, welche sie lieber sogar ausser dem Hause Gesellschaft suchen liesse, als ihre eigene. Sie lernen dadurch an einander mehr und früher Interesse nehmen; kleine Unzufriedenheiten, die sonst gleich in den Busen der Freundin ausgegossen wurden, werden nun mehr unterdrückt oder verschlossen, und der Tilgung durch bessere Einsicht aufgespart, sie theilen sich einander öfter und unbefangener mit, lernen einander also früher kennen, lernen sich früher vertragen, und früher und besser in einander schiken."

„Prüfen Sie sich nun, meine Liebe," fuhr sie in einem Tone fort, der allen Schein eines Vorwurfs niederschlagen mußte, „ob nicht das, was ich von dem Zusammenseyn einer Gattin mit einer Verwandtin oder Freundin im ersten Jahre des Ehestandes sagte, auch bei Ihnen bisher der Fall war. Ich bin überzeugt, daß Sie sich nicht absichtlich von Ihrem Manne entfernen wollten, aber ohne daß Sie sich deutlich die Ursache davon anzugeben wußten, haben Sie gewiß schon öfters bemerkt, daß die Entfernung zwischen Ihnen und Ihrem Manne noch etwas zu groß ist, und ich glaube bei einigem Nachdenken werden

Sie den Grund davon in demjenigen finden, was ich Ihnen bisher gesagt habe. — Nehmen Sie dieß jedoch, ich bitte Sie sehr, nicht als einen Tadel Ihrer vortrefflichen Schwester, die gewiß an der ganzen Sache so unschuldig ist, wie im Grunde Sie selbst, noch weniger sehen Sie es so an, als ob ich glaubte, Eheleute müßten den Umgang ihrer Verwandten immer entbehren, nein, bei Leibe nicht! Nur im ersten Jahre sollen sie allein bleiben, sagte ich; ist einmal ein recht herzliches Einverständniß unter ihnen gegründet, dann schadet das Zusammenleben mit Verwandten sicherlich nichts mehr."

Ich küßte meiner Schwiegermutter voll Danks für diese mütterliche Belehrung die Hände, denn ich war schon bei dem Anfang ihrer Rede überzeugt worden, daß sie Recht hatte. Indessen war der gemachte Fehler nicht mehr zu ändern, denn Entfernung meiner Schwester, jezt, nachdem ich einsehen gelernt hatte, daß ihre Gegenwart ohne ihre Schuld schlimme Einflüsse auf meine ehliche Glükseligkeit gehabt hätte, würde theils nichts mehr genüzt haben, theils in Ungerechtigkeit und Lieblosigkeit gegen meine Schwester ausgeartet seyn. Was ich also thun konnte, war geflissentliches, näheres und innigeres Anschmiegen an meinen Mann, häufigerer Umgang mit ihm, und

sorgfältigeres Vermeiden aller Heimlichkeiten, wodurch ich den Schaden wenigstens in etwas wieder gut zu machen hoffte, und auch meinen Zwek wirklich erreichte. — Zugleich nahm ich mir vor, künftig jeder Neuverehlichten von meiner Bekanntschaft den guten Rath zu geben, keine Verwandte mit sich zu nehmen, und darum, beste Lilla — erlauben Sie mir immer, Sie noch bei diesem Namen zu nennen — gab ich es auch bei Ihnen nicht zu, darum steifte ich Ihren Herrn Vater in dem Entschlusse, Ihnen keine Ihrer Schwestern mitzugeben, so sehr Sie sich auch gegen denselben sträubten, und so wenig Sie auch meine Gründe begreifen und ihnen Beifall geben konnten.

Jedoch, meine Liebe, wenn Sie nun auf die bisherige Geschichte meiner Ehe zurüksehen, finden Sie nicht auch, wie ich, daß die Augenblike, die ich darin glüklich und zufrieden durchlebte, nicht das Werk meiner eigenen Klugheit, sondern Veranstaltungen meiner vortrefflichen Schwiegermutter waren? O noch jenseits hinüber meinen Dank, wenn du ihn vernehmen kannst, du edle fromme Seele! — Sagen Sie mir, wäre ich nicht das abscheulichste Geschöpf gewesen, wenn ich nicht einer solchen Schwiegermutter, die mir Mutter, Freundin, alles war, mit dem herzlichsten kindlichen Zutrauen, mit dem uneingeschränkte-

sten Gehorsam und mit der willigsten Folgsamkeit hätte entgegen kommen wollen?

Aber ach! so schön das Glük mir blühte, das mir ihre Mutterliebe bereitete, so war es doch nur taube Blüte. Ein schreklicher Sturm riß die Blüten ab, ehe sie Früchte trugen, und führte ein Ungewitter über mich her, das beinahe alles wieder zertrümmerte.

Doch die Erinnerung daran ist mir noch heute zu peinlich, als daß ich nicht zu dieser Erzählung neue Kräfte sammeln sollte. Also genug für dießmal. Leben Sie wohl.

Siebenter Brief.

Cäcilie an Lilla.

Ich habe schon oft die Bemerkung gemacht, daß im menschlichen Leben überhaupt, und im ehelichen insbesondere nichts gefährlicher ist, als anhaltendes Glük, und daß auf die erquikende Wärme eines Maitages nicht selten wieder eine verderbliche Kälte folgt, welche die schönsten Blüten im Keimen erstikt, und alle Hoffnung künftiger Früchte niederschlägt.

So gieng es mir, meine Liebe, gerade zu der Zeit, da ich durch eigene Erfahrung sowohl, als den Rath meiner Schwiegermutter geleitet, auf dem

Punkte stand, mein eheliches und häuslkches Glük recht dauerhaft zu gründen. Es war nun so weit gekommen, daß ich gelernt hatte, mich in meinen Mann zu schiken, seine Fehler und Schwachheiten zu ertragen, und seine bessere Eigenschaften zu lieben und hochzuschätzen. Er fieng in meiner Gesellschaft allmählig auch an, sich recht wohl zu befinden, gegenseitige herzliche Vertraulichkeit nahm immer zu, wir machten vereinigt mit meinen Schwiegerältern sowohl, als mit meiner Schwester, die uns zuvor im Wege zu stehen geschienen hatte, eine recht glükliche und zufriedene Familie aus, und waren so froh ob unserm nun wie es schien, unerschütterlich gegründeten Glüke.

Da ereignete sich eine höchst unglükliche Begebenheit, die unsere Freude schnell in Trauren verkehrte, und unserm Glüke den gänzlichen Umsturz drohte.

Wir hatten eines Abends in Gesellschaft meiner Schwiegerältern und einiger Freunde meines Mannes bei einem sparsamen, von Liebe und Freundschaft gewürzten Nachtessen den Geburtstag meines Ls. gefeiert, und waren da in der herzlichsten Eintracht, und stillem, aber desto dauerhafterem Vergnügen beisammen. — Ich habe immer auf solche Familien-

feste viel gehalten, sie öffnen, vorausgesezt, daß die Zahl der Theilnehmer nicht zu groß sey, und nur aus ganz Vertrauten bestehe, die Herzen zu wechselseitiger herzlicher Vertraulichkeit, knüpfen das Band häuslicher Eintracht immer fester und fester, vermehren die Freude an häuslicher Glükseligkeit, lehren die Vorzüge derselben vor jeder andern deutlicher einsehen und tiefer empfinden, machen das Herz für sanfte Eindrüke empfänglicher, und gründen überhaupt häusliches und eheliches Glük dauerhafter und fester, als alle Vergnügungen der grösseren Welt. Ich versäumte daher keine Gelegenheit, die irgend eine schikliche Veranlassung dazu darbot, Geburtstäge meines Mannes, meiner Schwiegerältern, unsrer Kinder, unsern Hochzeittag, Kindstaufen u. a., um solche kleine Familienfeste zu veranstalten, wozu ich aber freilich, um sie für unsere häusliche Einrichtung nicht zu kostbar zu machen, niemand als solche einlud, von welchen ich wußte, daß sie mit Hausmannskost vorlieb nähmen, denn verursachen solche Feste beschwerlichen Aufwand, so ist Unzufriedenheit statt Vergnügen ihre Folge.

Ein solches Abendessen war es, wovon ich oben sprach. Wir sassen bis tief in die Nacht hinein, denn die Stunden wurden uns in unserm traulichen Zirkel

zu Minuten, und Mitternacht beschlich uns, ehe wir's dachten. Wir giengen endlich aus einander, ein jedes zu seiner Ruhe. Mein Mann und ich mochten ungefähr ein paar Stunden geschlafen haben, als plözlich unsere Hausgloke heftig angezogen wurde. Erschroken fuhren wir beide aus dem Bette, und riefen zum Fenster hinaus: was es gäbe? Eine Magd aus meinem Schwiegerälterlichen Hause war drunten, die uns nur von der Strasse herauf rief: wir sollten eilends hinüber kommen, wenn wir ihre Frau noch lebend sehen wollten. Stellen Sie sich vor, wie uns diese Nachricht erschüttern mußte, ein paar Stunden nach jenem frohen traulichen Mahle. Wir eilten, von Angst und Liebe getrieben, sogleich hinüber, und nahmen unsre beiden Kinder, die wir damals hatten, mit. Ach! welchen Jammer fanden wir da! Meine Schwiegermutter lag auf dem Bette, mit entstelltem Gesichte und schief gezogenem Munde, der Sprache und des Gebrauchs ihrer Glieder beraubt, der Schlag hatte sie gerührt. Der Arzt, der gleich nach uns herbeikam, ließ zwar eine Ader öffnen, erklärte aber auf den ersten Anblik, daß keine Hoffnung vorhanden sey. Meine Schwiegermutter mußte dieß gehört haben, denn sie erhob hierauf ihre schon halb gebrochenen Augen gen Himmel, blikte dann gegen uns, und ver-

suchte es, ihren Mund zu einem sanften Lächeln zu verziehen. Sie machte darauf eine schwache Bewegung mit ihrer Hand gegen uns; wir verstanden sie, und knieeten mit unsern Kindern an ihrem Bette nieder, worauf sie ihre Hand noch einmal erheben, und wie wir bemerkten, uns auf's Haupt legen wollte, aber sie war zu schwach. Mein Schwiegervater kam ihr zu Hülfe, erhob die matte Hand, und legte sie jezt meinem Manne, dann mir, dann unsern Kindern auf's Haupt, indem er schluchzend sagte: den lezten Segen dieser Theuren über euch. — Bald darauf entschlummerte sie sanft, und das Lächeln einer Verklärten schwebte auf ihren Lippen.

Ach da hätten Sie den guten alten Mann, meinen Schwiegervater, sehen sollen. Stumm und betäubt, wie von einen Blizstrahle getroffen, stand er da, sah mit unverwandten Augen auf die Entschlafene hin, und konnte weder klagen noch weinen. Doch nach einer Stunde ungefähr brach endlich ein Strom von Thränen hervor, und er weinte, wie ein Kind. Trostgründe würden hier sehr zur Unzeit angebracht gewesen seyn, denn er betrug sich, und so war es ihm auch, sagte er, wie wenn er nicht im fünf und zwanzigsten, sondern im ersten Jahre seiner Ehe Wittwer geworden wäre, denn die 25 Jahre, die sie mit

einander in der glüklichsten Ehe durchlebt hatten, hatten auch mit jedem neuen Morgen die Herzen beider Gatten nur immer unzertrennlicher an einander gekettet.

Und wir selbst, womit hätten wir trösten wollen? Mir war es, als ob mir das Herz aus dem Leibe gerissen wäre, und ich sah mit trübem Blik auf eine traurige Zukunft hin, — doch trauriger noch und schreklicher war die, die ich nicht sah.

Ich hatte im Städtchen wenige Bekanntschaft; ich war fremd herein gekommen, und es ist ein seltener Fall, daß man in einem solchen Städtchen die Bekanntschaft eines Weibes sucht, welches ihr Mann, ein Bürger des Städtchens, mit Umgehung der Ehelustigen und Ehefähigen Mädchen seiner Vaterstadt aus einem andern Orte herein gebracht hat. Auch bedurfte ich nicht viele Bekanntschaften, meine gewohnte Unterhaltungen beschäftigten mich zu sehr, als daß die Langeweile mich hätte beschleichen können, und an meiner Schwiegermutter hatte ich eine Freundin, die mir alle andere entbehrlich machte.

Nun war diese todt, und ich also beinahe allein, verlassen wenigstens von dem angenehmen und lehrreichen Umgang, den ich mit ihr gehabt, verlassen von dem mütterlichen Rathe, den ich von ihr genos-

sen, verlassen von der weisen Führerin, die ich in ihr verehrt hatte. — Aber wär' ich nur allein geblieben, mein Unglük wäre wenigstens nicht so groß geworden.

Ich besorgte nun, so viel mir das neben meiner eigenen möglich war, die Haushaltung meines Schwiegervaters, allein die Länge der Zeit lehrte, daß dieß ohne meine allzugrosse Beschwerde und ohne Unbequemlichkeit für meinen Schwiegervater nicht lange so fortgetrieben werden konnte. Er beschloß daher endlich, durch meine und meines Mannes Zureden bewogen, denn weder mein Mann, noch ich glaubten, wie so viele glauben, eine verneinende Stimme bei einer zwoten Verheirathung unserer Aeltern oder Schwiegerältern zu haben, sich zum zweitenmale zu verheirathen, nachdem er darüber manchen Kampf mit sich selbst, und mit dem zärtlichen Andenken an seine Gattin, und manche bange Ahnung wegen der Zukunft zu überwinden gehabt hatte.

Aber nun war die Frage: woher eine Gattin bekommen, die ihm den Verlust der vorigen ersezte? Mein Mann und ich sannen hin und her, um eine zu finden, bei welcher wir ihn glüklich wüßten, aber keine, die unserm Ideale entsprach, wollte uns beigehen, die eine hatte diesen, die andere jenen Feh-

ler, und unter denen, welche wir ganz tadelfrei fanden, war eine zu jung, die andere zu alt, eine zu reich, die andere zu arm, eine Verächterin des Ehestandes, die andere schon versagt, u. dgl. — Inzwischen, Sie wissen wie geschäftig gewisse Priester und Priesterinnen Hymens sind, eine Verkuppelung zu Stande zu bringen, so bald sie halbweg von einem Manne hören, der ein Weib will oder nöthig hat. — Nicht lange, so wurden daher meinem Schwiegervater von verschiedenen Seiten her **unter der Hand** verschiedene Anträge gemacht. Er war so aufrichtig und freundschaftlich, sich über jeden derselben mit uns zu besprechen, und bei einigen gelang es uns, ihn durch nähere Kenntniß der Person von einer Verbindung abzuhalten, die sein Unglük gewesen wäre.

Als man ihn aber auf eine Wittwe von mittlerem Alter, an Jahren ihm nicht allzuungleich, — er war 57 sie 45 — aufmerksam machte, die in dem Ruhm einer vortrefflichen Haushälterin stand, wie sie denn auch wirklich in ihrer ersten Ehe eine nicht ganz unbeträchtliche Menge von Schulden ihres Mannes durch ersparte, eben nicht sehr reichliche Einkünfte seines Amtes und ihres eigenen mittelmäßigen Vermögens getilgt, und daneben noch etwas zu einem künftigen Wittwengute zurükgelegt hatte, und in

Haushaltungs-Angelegenheiten das Orakel der ganzen Stadt war, — so schien sich seine Neigung wirklich auf diese hinzulenken, und nach zuvor genommener Rükſprache mit uns, da wir ihm nichts dagegen sagen konnten, weil wir die Wittwe nicht genug kannten, bewarb er sich um sie, und erhielt ohne Schwierigkeit ihre Hand.

Aber lieber Himmel! welch ein Unterschied zwischen diesem Weibe und meiner Schwiegermutter! Hätte mein Schwiegervater je ein lebenslängliches Erinnerungsmittel an seine erste Gattin nöthig gehabt, wahrlich er hätte es nirgends besser finden können, als an diesem Weibe, das ihn alle Augenblike an sie erinnerte, und ihm so manchen stillen Seufzer mit dem Gedanken aufdrang: So war es ehmals nicht.

In den ersten 14 Tagen, die sie in meines Schwiegervaters Hause zubrachte, fieng sie damit an, daß sie alle von seiner ersten Gattin getroffene Einrichtungen bald mit höhnischer Bitterkeit, bald mit einem mitleidigen Lächeln so unbarmherzig tadelte, daß meinem Schwiegervater, der seine Gattin wie seine Seele geliebt hatte, das Herz durchschnitten wurde. — Wie unklug! ich will nicht einmal sagen, wie boshaft! Es gehört wahrlich noch ungleich mehr Klugheit dazu, sich als die zwote Gattin eines Mannes bei Ehren zu

erhalten, als wenn man die erste ist. Ich habe einst eine Mutter ihrer Tochter von einer Heirath mit einem Wittwer aus dem Grunde abrathen hören: Das erste Weib size immer hinter dem Ofen. — Die Mutter hatte Recht, so wenig dieß ein hinlänglicher Grund zum Abrathen war. — Vorausgesezt, daß ein Mann mit seiner ersten Gattin in einer vergnügten und liebevollen Ehe lebte, so wird er dieselbe sein ganzes Leben hindurch nie vergessen, und auch eine eben so gute zwote Gattin wird zwar in seinem Herzen einen Plaz neben der ersten zu behaupten im Stande seyn, nie aber diese ganz daraus zu verdrängen. — Dazu kommt noch der gedoppelte Umstand: Einmal, daß man von Verstorbenen, besonders solchen, die uns vorzüglich theuer waren, allem, was sie hinterlassen, mithin auch den Einrichtungen, die sie getroffen haben, einen ganz besondern Werth beilegt; — und dann daß ein Wittwer, vornehmlich wenn er, wie es hier der Fall war, eine beträchtliche Reihe von Jahren mit seiner ersten Gattin durchlebt hat, die bisher gewohnte Einrichtung seines Hauswesens nur mit unangenehmen Gefühlen verläßt, und sich an eine neue wieder gewöhnt. Auf jeden Fall wird daher die zwote Gattin bei ihm sicherlich verlieren, wenn sie Aenderungen im Hauswesen, be-

sonders im Anfange, nicht sparsam genug, und nicht mit der gehörigen Klugheit, Vorsicht und Schonung der vorhandenen Einrichtungen macht.

Kein Wunder daher, daß meine neue Schwiegermutter — ich kann ihr nur mit widerstrebender Seele diesen Namen geben — gleich im Anfange das Herz meines Schwiegervaters verlor, und es während der ganzen Ehe, die freilich kurz genug dauerte, nie wieder erhielt. Denn betrachten Sie einmal folgendes Bild von ihr, und sagen Sie mir dann, ob es möglich war, einem solchen Weibe sein Herz zu schenken?

Gewohnt, bei allen ihren Geschäften und Einrichtungen nur Sparsamkeit zum Zweke zu machen — geizig kann ich sie doch nicht nennen, denn sie war zufrieden mit dem, was sie hatte, nur sollte alles haushälterisch benuzt werden — also den Blik immer nur auf Sparsamkeit gerichtet, und in der Meinung Häuslichkeit, in diesem Sinne, sey die einzige Tugend des Weibes, vernachlässigte sie alle andere Pflichten und Erweisungen in ihrem Betragen, die doch auch der Mann vom Weibe fordert und zu fordern berechtigt ist, und vornehmlich die, welche von ängstlichen sparsamen Hausmüttern am leichtesten hintangesezt wird, — die Nettheit und Reinlichkeit. Es war in der That für eine an diese

beiden Eigenschaften gewöhnte Person — und eben diese war mein Schwiegervater an seiner ersten Gattin in hohem Grade zu sehen gewohnt — unmöglich, sie ohne Ekel in ihrem häuslichen Anzuge zu sehen, wenn sie keine Besuche zu geben oder zu empfangen hatte. Mein Schwiegervater gestand uns im Anfange oft, daß er nicht selten bei ihrem Anblik eine leichte Anwandlung von Erbrechen fühlte. Aber es war wahrlich kein Wunder. Die schlechtesten Lumpen, die sie im Vermögen hatte, trug sie im Hause, denn für wen, meinte sie, sollte sie sich puzen? und die bessern Kleider wurden ja dadurch gespart. — Im Gesicht und an den Händen war sie mit Ruß und beinahe unvertilgbarem Schmuz beflekt, denn ihr war es nicht genug, eine genaue Aufsicht über das Hauswesen zu führen, es sollte alles durch ihre eigene Hände geschehen. — Eß= und Trinkgeschirre wurden nur alle drei Tage abgespült, und die Zimmer nur alle vier Wochen ausgekehrt, damit war Zeit zu andern Arbeiten genommen; — den ganzen Winter durfte in ihrem Zimmer kein Fenster geöffnet werden, und man athmete darin wahre Stikluft ein, damit die Hize nicht verflöge, und das Holz gespart würde; die Wäsche wechselte sie höchstens alle 14 Tage, und hät=

te es gerne auch bei meinem Schwiegervater so eingerichtet, wenn er sich dazu verstanden hätte.

Stellen Sie sich vor, wie das den Schmerz des guten Mannes über seine verlorene Gattin alle Stunden und Augenblike wieder erneuren mußte.

Er ward hiedurch gezwungen, ihre Gesellschaft zu fliehen, denn dieser Schmuz war ihm unerträglich, und welchem Manne sollte er es nicht seyn? — Und doch, meine Liebe, haben Sie nicht selbst schon die Bemerkung gemacht, daß manche, auch junge Weiber, bald nach ihrer Hochzeit, in eine gewisse Saloperie, vornehmlich im Hause, gerathen, die um so befremdender ist, je eleganter und gepuzter man sie in ihrem jungfräulichen Stande zu sehen gewohnt war, und kommt es gleich bei wenigen bis zu dem Grade, wie bei meiner Schwiegermutter, so findet man's desto häufiger in einem geringern, aber nichts desto weniger strafbaren, denn die Entschuldigung solcher Weiber, sie hätten keine Ursache mehr, sich zu puzen, weil der Zwek ihres vormaligen Puzes erreicht sey, ist doch wahrlich nichts, als eine Geringschäzung des Mannes, dem zu gefallen es noch nicht aufgehört hat, ihre Pflicht zu seyn, und ist vollends grobe Beleidigung, wenn sie, wovon wir auch Beispiele haben, sich puzen, sobald sie aus dem Hause gehen,

vor dem Manne aber wie mit Schlangen in den Haaren, und im ekelhaftesten Negligee erscheinen.

Mein Schwiegervater nahm es wirklich so auf, und Verdruß über diese Geringschäzung und Ekel vor dem Schmuze, an den er sich nicht gewöhnen konnte, zwangen ihn, die Gesellschaft seines Weibes zu fliehen, und seine Zeit in seinem einsamen Zimmer oder bei uns zuzubringen. — Aber lieber Himmel, was war damit gewonnen? Das Weib fühlte es, daß sie es war, die ihren Mann verscheuchte, aber anstatt sich zu bessern, glaubte sie ihn durch Zanken und Schelten wieder fesseln zu können. Kam er daher nach Hause, so wurde er gewöhnlich mit einer Ladung von Bitterkeiten empfangen, die ihm jedesmal den Wunsch abdrangen, nie wieder kommen zu dürfen. „Ein schöner Mann," hieß es alsdann, „der seine Frau zu Hause sizen läßt, und sich nichts um sie bekümmert, wenn sie den ganzen Tag über sich abarbeitet, und ihr Brod, wie es Gott der Herr befohlen hat, im Schweiß ihres Angesichtes ißt. — Aber, ja," sezte sie dann mit einem spöttischen Knix hinzu, „wenn man auch so seyn könnte, wie die vorige selige Frau, den Herrn verhätscheln, ihm gute Süppchen kochen, den Grosvaterstuhl bringen, und ein Kissen darein legen. Ja, ja, aber was haben Sie denn

dabei gewonnen? Das Ersparte wird eben nicht groß seyn, wenn's nur keine Einbusse ist. Ja, das ist mir nicht gegeben." — Freilich! dachte dann mein Schwiegervater, und wenn ihm einmal dieses Freilich mit einem nicht mehr zurükzuhaltenden Seufzer entfuhr, da hätten Sie erst den Lermen sehen sollen. — „Ei seht doch," fieng sie dann an, und stemmte die Arme in die Seite, „warum haben Sie mich denn nicht gelassen, wo ich gewesen bin? Hätt' ich doch mein Vermögen für mich selbst in Ruhe verzehren können, wenn ich Ihnen nicht mehr gut genug bin. Aber das ist der Dank, daß ich Ihre Haushaltung wieder empor gebracht habe." Und nun ein Geheul und ein Geschrei durchs ganze Haus, daß die Nachbarn auf der Strasse zusammliefen, und glaubten, es wäre Mord und Todschlag geschehen.

Dieß waren Auftritte, die beinahe täglich vorkamen, und denen mein Schwiegervater durch nichts abhelfen konnte, denn schwieg er, so warf sie ihm Troz vor, und polterte nur desto mehr; machte er Vorstellungen, so brach sie in ein brüllendes Geheul aus, mit welchem sie oft der nächsten besten Nachbarin klagte, was für einen grausamen Tyrannen von Mann sie habe, und mein Schwiegervater mußte also, wollte er Ruhe haben, abermal aus dem Hause gehen.

Hatte sie Gesellschaft, so war ihre vornehmste Unterhaltung, ein ganzes Register von Fehlern ihres Mannes aufzuzählen, und alles, was er ihr je widersprochen hatte, mit ihrem eigenen vorgreifenden Urtheile der Gesellschaft zur Entscheidung vorzulegen, die sie natürlich nicht anderst, als für sich günstig erwartete. Vertheidigte er seine Meinung, ja, dann war Feuer im Dache. „Nun sehen Sie ja selbst," schrie sie dann, „wie er mir's macht, aber das ist nicht das erstemal;" und nun wurden alle vorhergehende, bedeutendere und unbedeutendere ehliche Zwiste der Gesellschaft zum besten gegeben.

Einst kam es so weit, daß mein Schwiegervater in einer solchen Gesellschaft und bei solchen Auftritten, so sehr er sonst — ich glaube, nur zu viel — sie geschont hatte, und ausgewichen war, endlich, um seine Ehre zu retten, und die Gesellschaft von einer unangenehmen Unterhaltung zu befreien, sein Weib unversehens bei der Hand nahm, und in ein Nebenzimmer führte, welches er abschloß, und mit den Worten verriegelte: „Hier bleiben Sie, bis Sie etwas Vernünftigeres zu sprechen wissen."

Mein Mann und ich, die auch in der Gesellschaft waren, wollten ihn doch von dieser Beschimpfung abhalten, allein er wies uns ab, und sagte: „Nein,

ich habe nun lange genug zugesehen, und lange genug Geduld gehabt, ich habe nachgegeben, ich habe alle gelinde Mittel versucht, sie haben nichts gefruchtet, ich muß nun auch desperate versuchen, denn — indem er sich zu der männlichen Gesellschaft wandte — quod medicamenta non sanant, ferrum sanat, quod ferrum non sanat, ignis sanat. *) (Das hies, wie mir mein Mann nachher sagte, eben so viel als das vorige.) Hier soll sie bleiben, bis sie vernünftig wird, wenn das anderst noch möglich ist. — Jedoch, die Gesellschaft war dadurch einmal verstimmt, und beurlaubte sich daher, so bald es sich schiklich thun lieߧ.

Drei Tage lang mußte wirklich meine Schwiegermutter in ihrem Gefängnisse harren, und dann, als sie wieder erlöst wurde, war das Uebel noch schlimmer geworden. Sie hatte sich über die unerwartete Begegnung ihres Mannes alterirt, und den Zorn und Aerger, den sie in ihrer Einsamkeit nicht austoben konnte, in sich gefressen. Sie kam also krank aus ihrem Kerker heraus, wiewohl ungleich weniger als sie vorgab, denn sie behauptete, weder gehen noch stehen zu können, und mußte zu Bette getragen werden.

---

*) Ein jeder Hausfreund wird unsern Leserinnen diese Worte verteutschen können.

Mein Schwiegervater, der zwar durch das neue Gewebe der Bosheit hindurch sah, und die gewöhnliche verächtliche List böser Weiber, sich krank zu stellen, wenn sie beleidigt zu seyn glauben, oder einen Eigensinn durchsezen wollen, aus fremden Erfahrungen kannte, aber doch vielleicht einigermassen Schuld an der Unpäßlichkeit seines Weibes zu seyn glaubte, bezeigte sich sehr zärtlich, und berief sogleich den Arzt. Dieser verordnete, wie natürlich, ein Brechmittel, das auf der einen Seite so vortrefliche Wirkung that, daß die verschlukte Galle völlig wieder hinwegkam, auf der andern aber auch die Sterbenskranke schon während der Operation wieder so zu Kräften brachte, daß sie eine ganze Ladung von Schimpfwörtern über meinen Mann und den Arzt ausgoß, daß man sie wie einen Hund tractire, und daß sie wohl sehe, man wolle sie eben weg haben, sie sey ihm und andern Leuten (damit meinte sie meinen Mann und mich) schon lang ein Dorn in den Augen, man bekümmere sich gar nicht um sie, man sperre sie ein, um nur thun zu können, was man wolle, (da hatte sie denn freilich Recht, denn ihr Ungestüm verhinderte alle vernünftige Unternehmungen) und wenn sie krank sey, lasse man sie liegen, und gebe ihr wohl gar noch Gift, um ihrer los zu werden. (Dieß schrie sie so,

daß die Nachbarn es hören konnten) man solle doch nur warten, es werde so nicht mehr lange währen, u. s. f.

Das Brechmittel hatte indessen, vielleicht verbunden mit dieser Expectoration, so gute Dienste gethan, daß das von dem Arzte selbst befürchtete Gallenfieber auf einmal gehoben war, und sie wieder ausser dem Bette hätte seyn können, allein sie wollte noch länger krank seyn, und der Arzt mußte ihr daher, so sehr er's für überflüssig erklärte, neue Arzneien verordnen. Selbst erzürnt hierüber, richtete er dieselben so unangenehm, als möglich ein; aber sie wußte sich zu helfen; so wie sie die Arzney an den Mund genommen hatte, kehrte sie sich im Bette um, und spie sie hinterwärts auf den Boden, indeß sie sich immer noch so krank stellte, daß man hätte glauben sollen, sie würde es nicht mehr lange treiben, und dabei alle Eigenschaften eines kranken bösen Weibes, mürrisches Wesen, Eigensinn, Ungeduld, Geschrei, Truz u. dgl. im höchsten Grade sehen ließ.

Endlich entdekte mein Schwiegervater den Betrug, und gab ihr nicht nur von nun an keine Arzney mehr, sondern bekümmerte sich auch wirklich nicht mehr um sie, gieng weg, und ließ sich nie als zur Essenszeit sehen. Sie tobte nun freilich noch mehr,

erkünstelte auch einmal eine Ohnmacht, da denn die Magd, unbekannt mit solchen Künsten, meinen Schwiegervater plözlich herbeirief; als aber dieser Miene machte, ihr eine angezündete Feder unter die Nase zu halten, und Wasser in's Gesicht zu sprizen, so erwachte sie schnell, und das Gelächter, das mein Schwiegervater nun erhob, verbunden mit der sichtbaren Verachtung, womit er sie von da an behandelte, liessen sie endlich doch einsehen, daß die Rolle, die sie spielte, eine sehr undankbare Mühe war, und so erhob sie sich denn aus dem Bette, und war auf einmal wieder so gesund, wie ein Fisch im Wasser.

Indessen können Sie sich leicht vorstellen, daß durch alle dergleichen Auftritte der Friede dieser Ehe unwiderbringlich zertrümmert wurde. Doch wär' es nur dabei geblieben! Mein Schwiegervater hätte vielleicht im Kreise seiner Kinder und Freunde sich einigermassen — aber freilich auch nur einigermassen, denn Mangel an ehlichem und häuslichem Glüke ersezen keine andere Freuden — dafür entschädigen können; — aber er war bestimmt, durch dieses Weib auch um sein inneres Glük, um Ehre, guten Namen, und Zufriedenheit mit sich selbst gebracht zu werden.

Es war ihr nicht genug, daß sie seine Ehre durch

so manche öffentliche Beschimpfung und ungerechte Beschuldigung beflekte, sie untergrub sie zulezt gänzlich durch eine Gewohnheit, die ich schon an mehrern Weibern bemerkt habe, denen ihr häuslicher Wirkungskreis nicht genügt, oder die sich in demselben nicht an ihrem rechten Plaze finden. Sie mischte sich in die amtlichen Angelegenheiten ihres Mannes.

Warum, meine Liebe, sind wir mit dem Wirkungskreise nicht zufrieden, den uns doch die Vorsehung selbst angewiesen hat, und der, wenn wir ihm Genüge leisten, gewiß einer der ehrwürdigsten ist, und warum wollen wir uns in einen andern wagen, dem wir nicht gewachsen sind, und der uns deswegen keine Ehre bringt? Ich will nicht jede Theilnahme des Weibes am Amte des Mannes tadeln, sie kann vielmehr auch hier viel Gutes stiften, wenn sie z. B. den durch Amtssorgen gedrükten Mann aufheitert, zu neuer Thätigkeit in seinem Amt ermuntert, ihm Verdruß in demselben erspart, unangenehme Vorfälle, die Folgen seines Amtes sind, verhehlt, wenn er sie nicht wissen muß, ihn besänftigt, wenn Leute, mit denen er zu thun hat, ihm Verdruß machen, und er dadurch in Gefahr kommt, sie leidenschaftlich, also vielleicht ungerecht zu behandeln. — Aber eine solche

Geschäftigkeit war die meiner Schwiegermutter nicht, sondern sie nahm sich heraus, ihres Mannes Amtsgeschäfte bestimmen, ordnen und regieren zu wollen, sie suchte ihm die unschuldigsten Leute, mit denen er in seinem Amte zu thun hatte, durch Verläumdungen verdächtig zu machen, sie stiftete bei streitenden Partheyen, von denen sie erfuhr, eine gegen die andere auf, lokte zuweilen meinem Schwiegervater, unter dem Versprechen der tiefsten Verschwiegenheit, amtliche Geheimnisse ab — vornehmlich im Anfange ihrer Ehe, als er noch mehr Zutrauen zu ihr hatte — die er freilich um keinen Preis ihr hätte anvertrauen sollen, und misbrauchte sie dann zum Schaden derer, denen sie nicht wohl wollte, wodurch sie ihrem Mann nicht nur sein Amt unendlich erschwerte, sondern auch einigemale sehr bedeutende Verdrieslichkeiten zuzog, nahm sich die Freiheit, Personen, die in Herrschaftl. Geschäften unter der Aufsicht meines Schwiegervaters — er hatte die Direction eines Spinnhauses — arbeiten sollten, zu ihren Diensten wegzunehmen. Wollten solche Leute ihr ihren Willen nicht thun, so drohte sie ihnen, sie wollte ihnen bei ihrem Manne ein böses Spiel machen; — und thaten sie, was sie wollte, so mußten sie entweder übermässig arbeiten, oder ihr aufgebenes Tagwerk schlechter liefern, als sie soll-

ten. Dieß hatte denn, wenn sie wegen des leztern von meinem Schwiegervater ausgeschmählt wurden, zur Folge, daß sie sich bei einer höhern Instanz beklagten, man lege ihnen zu viele Arbeit auf, — die guten Leute wußten nicht, daß ihr Director bei der Sache unschuldig war, — und mein Schwiegervater deswegen einigemale derbe Verweise aus der Regierung bekam, die er nicht begreifen konnte, bis er der Sache auf den Grund kam.

Eines besondern Vorfalls, den die unselige Geschäftigkeit dieses Weibes gebar, muß ich hier noch erwähnen, weil er auf den Verfolg der Geschichte wesentlichen Einfluß hat.

Es gehörte mit unter ihre löblichen Gewohnheiten, ihren Mann, wo sie nur konnte, zu verhezen. Hiezu benuzte sie die Augenblike, in welchen er durch irgend einen unangenehmen Vorfall in seinem Amte verdüstert und leicht aufzubringen war, um ihm gegen irgend eine Person, die sie einmal beleidigt hatte, einen Argwohn beizubringen.

Unglüklicher Weise mußte es sich nun einmal fügen, daß sich zwischen dem Unteraufseher des Spinnhauses, über welches mein Schwiegervater die Direction führte, und einem Arbeiter eine sehr verdriesliche Rechtssache entspann. Der Aufseher bezüchtigte

den Arbeiter, etwas von der vorhandenen Wolle entwendet und verkauft zu haben, und der Arbeiter behauptete seine Unschuld. Die Sache wurde daher vor meinen Schwiegervater gebracht, der den Streit untersuchen und entscheiden sollte. Nicht sobald erfuhr meine Schwiegermutter die Geschichte, als sie beschloß, bei dieser Gelegenheit dem Arbeiter, den sie schon lange haßte, weil er der einzige war, der sich nie zu ihren Diensten hatte brauchen lassen, etwas anzuhängen. Die Untersuchung war verdrieslich, weil zu wenig Anzeigen vorhanden waren, welche die Schuld oder Unschuld des Beklagten entdeken liessen, und weil dieser ein etwas rauher barscher Mann war, der eben nicht immer die höflichsten Antworten gab. — So bald daher meine Schwiegermutter bemerkte, daß ihr Mann über die Untersuchung selbst, oder über das rauhe Wesen des Beklagten böse war, so benuzte sie den für sie günstigen Augenblik dazu, um ihn darauf aufmerksam zu machen, daß jener Arbeiter zu einer andern Zeit — zwar nicht in diesen Diensten, aber sonst wo — wirklich einmal eines Diebstahls überwiesen worden war. — Der gute Mann ließ sich hiedurch zwar zu keiner Ungerechtigkeit bewegen, sezte aber doch die Untersuchung nun schon mit einigem Vorurtheile gegen den Beklagten fort. — Indessen

wußte das böse Weib, das unaufhörlich darauf bedacht war, jenen Arbeiter unglücklich zu machen, gerade zu rechter Zeit einen Umstand einzuschieben, der so wahrscheinlich gegen ihn zu sprechen schien, daß seine Sache verloren gehen mußte. Sie brachte nämlich einen Wollenhändler herbei, der auf Befragen angab, daß er von jenem Arbeiter einen gewissen Vorrath Wolle ungefähr um eben die Zeit gekauft hätte, zu welcher der Beklagte sie entwendet haben sollte, und der ungefähr eben so groß war, als der vermißte. Das sprach nun freilich stark gegen ihn, allein er behauptete, die verkaufte Wolle wäre sein Eigenthum gewesen, das er von der Herrschaftlichen, statt des Lohnes, — dieß war etwas gewöhnliches — erhalten hätte. Man hielt ihm entgegen, daß sein eigener Vorrath nicht so groß gewesen seyn könne, allein er wußte auch diesen Einwurf durch die Angabe zu entkräften, er hätte den Vorrath von mehrern Zahlungs-Terminen zusammengespart, und nun auf einmal verkauft. Die vorgefundene Anzeige hätte also wenigstens noch nicht hinreichend erfunden werden sollen, — allein mein Schwiegervater geblendet durch die Vorurtheile, die ihm sein Weib beigebracht hatte, zum Theil auch durch den Umstand bestimmt, daß der Beklagte sich in seinen Angaben zuweilen widersprach,

schloß hierauf die Untersuchung damit, daß er den Arbeiter 24 Stunden lang in's Gefängniß stekte, und darauf aus den Herrschaftl. Diensten entließ.

Seiner Unschuld sich bewußt, und alles eher als dieses Ende sich vermuthend, schäumte der Arme beinahe vor Wuth, und gieng sogleich vor die Regierung, um meinen Schwiegervater zu verklagen. Die Sache wurde hier auf's neue untersucht, und der Beklagte unschuldig befunden, mein Schwiegervater aber erhielt in sehr harten Ausdrüken einen Verweis wegen seines — so wurde es darin genannt, — tumultuarischen Verfahrens, worin ihm zugleich eine Geldstrafe von 50 Thalern angesezt, und er auf den wiederkommenden Fall eines ähnlichen Verfahrens mit der Cassation bedroht wurde.

Das war zu viel für den guten Mann, der sich bewußt war, in einer dreissigjährigen Amtsführung seinem Fürsten getreu gedient, und den Ruhm eines rechtschaffenen Mannes unbeflekt behauptet zu haben, und ihn nun jezt erst durch die Ränke eines Weibes auf eine so beschimpfende Art verlieren sollte.

Er überlebte diesen Schimpf nicht. Schreken über den so unerwartet harten Verweis, Zorn über das Weib, das ihm denselben zugezogen hatte, und Verdruß über sich selbst, daß er sich von ihr hatte be-

thören lassen, warfen ihn aufs Krankenlager, und ein im höchsten Grade bösartiges Gallenfieber — lassen Sie mich kurz seyn, denn die Eingeweide drehen sich in meinem Leibe mir um, so oft ich an diese Geschichte gedenke — machte seinem uns ach! so theuren Leben ein Ende.

Und nun, indem ich jezt erst auf meinen Zwek kommen sollte, Ihnen zu sagen, welchen Einfluß die zwote Heirath meines Schwiegervaters auf mich und meinen Mann hatte, finde ich, daß ich mich müde geschrieben, und Sie genug gelesen haben werden. Gedulden Sie sich also noch bis auf den nächsten Posttag, und leben Sie wohl.

„Alles in der Welt hat seine Folgen," behauptet der launigte Verfasser des Paul Ysop, den Sie, verehrteste Leserinnen, ohne Zweifel längst kennen, — und sagt damit eine Wahrheit, die man nun anfängt, unter die veralteten zu zählen, und mit einem spöttischen: „Ei!" zu beantworten, so sehr man auch vor zwanzig Jahren noch darüber stuzte, wenn jemand so etwas im Ernste behauptete; — aber daß auch das allerbeste in der Welt sehr schlimme Folgen haben kann, das ist denn doch eine Behauptung, die eben nicht so gleich einleuchtet.

— Und doch — wetten Sie was Sie wollen — ich will Ihnen beweisen, daß, indem Sie hier diese Briefe Cäciliens lesen, schon vielleicht etwas schlimmes auf Sie wartet, dem Sie entgangen wären, wenn Sie dieselbigen nicht gelesen hätten. Und das ist doch wohl etwas Gutes, diese Briefe zu lesen? Ich bilde mir's wenigstens ein, mit Ihrer Erlaubniß, denn wofür hätte ich sie Ihnen sonst gegeben?

„Aber wozu,“ werden Sie sagen, „das müssige Gerede da? Was wollen wir von den Folgen? — Gebt uns Cäciliens Briefe, die wir erwarteten, und täuschet nicht unsre Erwartung mit leerem Geschwäz!“ — Nun lassen Sie's gut seyn. Wir wollen schon sehen. — Aber Cäciliens Briefe, die Sie erwarten, kann ich Ihnen einmal vorerst nicht geben. Haben wir doch unsre Lilla mit ihrem Münter beinahe ganz aus den Augen verloren über dieser Cäcilie. Lassen Sie uns denn auch einmal wieder zu jenen zurükkehren, um zu sehen, wie sich das junge Ehepaar geberdet. Denn bei angehenden Eheleuten, wissen Sie wohl, giebt es immer etwas Neues zu sehen.

Sind Sie es zufrieden? — Wohlan, so werden Sie vielleicht am Ende auch erfahren, wozu all das obige Gerede dienen sollte, worüber Sie vorhin so böse wurden.

Noch lebte das glükliche Paar nicht in den Flitterwochen, aber doch in den Kußmonden ihrer Ehe, und Lilla vermehrte bereits das Glük ihres Münters und ihr eigenes durch Hoffnungen, die täglich wuchsen, und ihnen nach Verfluß weniger Monate bisher noch nie gekannte Freuden versprachen. Sie waren Ein Herz und Eine Seele, und so glüklich in ihren Umarmungen und in ihrem häuslichen Kreise, daß man ihnen die Welt hätte bieten können, sie wären ihr nicht zu lieb zum Hause hinausgegangen. Aber, aber — ich sehe ein Ungewitter an ihrem Horizonte heraufsteigen, und ich fürchte, es bricht über ihrer Scheitel aus. Denn —

An ihrer Hochzeitkammer Schwelle
Lauscht, die Fakel in der Hand,
Ein beschwerlicher Geselle,
Dämon Eifersucht genannt.

Nach einiger Zeit trübte sich Münters Blik, und war nie trüber, als wenn er Lilla's ihrem begegnete. — Zwar war es immer noch ein Blik voll Liebe, aber ein Blik zugleich, der zu sagen schien: wer ist der Störer meines Glückes? Wer wagt es, die reine Quelle meiner Liebe zu trüben? — Auch Lilla'n gieng es nicht besser. Scheu und unstet, wie das böse Gewissen, flakerte ihr Auge umher, und wenn es auch

Münters Trauerblik traf, so sank es erschroken zu Boden. Und doch, wer sollte es glauben? athmete ihr ganzes Wesen nur Liebe gegen ihren Münter, und wo sie ihm irgend einen Beweis davon geben, irgend eine Gefälligkeit erweisen, irgend einem seiner Wünsche zuvorkommen konnte, da arbeitete sie mit Leib und Seele. — Aber was half's? Münter erkannte ihren Eifer, ihm zu dienen, aber er betrog sich über die Quelle dieses Eifers, und dieser Irrthum trübte das Glük der Liebenden. Keines beleidigte das andere, aber die vorige Herzlichkeit war verschwunden. Münter war mistrauisch geworden, und Lilla wußte nicht, wo es ihm fehlte, und was ihm an ihr misfiele, weil er sich ihr nicht entdekte, doch schien sie es zu ahnen, und darum wagte sie's nicht, ihn zu fragen. Weniger als sonst suchte er nun die Gesellschaft seines Weibes, und verschloß sich einsam in sein Zimmer, wo er die Stunden ausser seinem Berufe meist dem Clavier widmete, in welches er nun, lieber als in den Busen seiner Lilla, seine Klagen ergoß.

Einst, nachdem er mehrere Tage sich kaum nur so lang in ihrem Zimmer aufgehalten hatte, als nöthig war, um Essen und Trinken hinunter zu schluken, gerieth sie auf den Einfall, ihn vor der Thüre seines Gemachs zu belauschen. Da hörte sie, daß er Clavier

spielte, und mit einer Stimme, die ihr durch Mark und Seele drang, sang er dazu:

Oft täuscht mit süssen Träumen
Mich meine Phantasie.
Ich seh' an meiner Seite
Dich noch voll süsser Freude,
Und reger Herzens-Sympathie.

Doch bald wekt aus dem Taumel
Vernunft mich wieder auf.
Gott! alles ist verloren!
Wär' ich doch nie geboren!
Verzweifelnd blik ich Himmel auf!

O du mir einst so holde!
Was hab' ich dir gethan?
Warum zerstörst mein Glüke
In einem Augenblike,
Du, die mein Herze liebgewann?

Sieh das erlosch'ne Auge
Und meinen Jammerblik!
Sieh die entfärbte Wange,
Und höre meine bange — — — —

Hier wurde er durch Schluchzen unterbrochen, schlug das Clavier zu, und rief, indem er mit starken

Schritten im Zimmer umhergieng, aus gepreßter Brust: O Gott! — Lilla's Augen entstürzte ein Strom von Thränen, sie gieng, und verschloß sich in ihre Kammer, um sich satt zu weinen. „Also bist doch," sprach sie hier zu sich selbst, „du die Ursache seiner Thränen und seines Kummers? — Aber was hab ich ihm denn gethan? Sollte der einzige Auftritt jenes Verbrechens die Ursache davon seyn? O verflucht sey die Stunde, da es mir einfiel, Geheimnisse vor ihm zu haben!" — Mit rothgeweinten Augen eilte sie hinauf zu ihm in sein Zimmer, und fiel ihm um den Hals, als sie ihn schwermüthig, den Kopf auf die Hand gestüzt, im Sorgenstuhle sizen sah.

„Lieber Münter, was fehlt dir? du bist traurig."

Er. (wehmüthig) Spotte nicht meines Grames, indem du nach der Ursache fragst. — Was mir fehlt, das hast du mir genommen.

Sie. Ich? Lieber Münter, was sollt' ich dir genommen haben?

Er. Dein Herz und deine Liebe.

Sie. (weinend) O Gott!

Er. Vielleicht begreifst du, was ich nicht begreife, wie man sein Herz zwischen zweien theilen kann. Mir genügt an einem halben Herzen nicht. — Lilla! ich glaubte dein ganzes Herz zu besizen; ich

weiß nun, daß es ein anderer mit mir theilt. Wer dieser ist, ob es nur einer ist, oder ob es mehrere sind, weiß ich nicht, ich will es auch nicht wissen. Aber spotte nun noch, wenn du kannst, des Grames, der mich niederdrükt, nur läugne mir nicht, ihn verursacht zu haben. Ich weiß, was ich weiß. — Freilich, es thut weh, in den ersten Monaten das Herz eines Weibes zu verlieren, das man wie seine Seele liebte, aber ich will mich bemühen, mein Schiksal mit Geduld tragen zu lernen. — Kannst du's, so vertilge vollends jede Stimme in deinem Herzen, die dich noch an mich mahnt, in den Armen dessen, den du mehr liebst als mich.

Lilla vermochte nicht mehr zu antworten. Von solchen Vorwürfen niedergedrükt eilte sie mit stillen, aber nur desto beredtern, Thränen von ihm hinweg, und verschloß sich in ihre Kammer. Einige Stunden darauf brachte ein Briefträger von der Post ihr einen Brief. Er kam von einer Person, die ihr zu wichtig war, als daß sie ihn nicht sogleich hätte eröffnen sollen, denn sie hoffte, auch für ihre jezige Lage Trost oder Rath darin zu finden.

Sie fand ihn nicht, denn sein Inhalt hatte auf ihre jezige Lage gar keinen Bezug. Indeß herrschte ein Ton darin, der schon an und für sich ihrem ge-

preßten Herzen wohl that. Sie las ihn also, las ihn zwei- dreimal, und wurde nach und nach wieder ruhiger.

Indeß war Münters Herz dadurch, daß es einmal zur Sprache zwischen ihm und seiner Lilla gekommen war, doch in etwas erleichtert worden, und diese Erleichterung brachte bei ihm den Gedanken hervor: er könnte ihr doch vielleicht zu viel gethan haben. Dieß wieder gut zu machen, beschloß er, zu ihr zu gehen, und freundlich mit ihr zu sprechen. — Gesagt, gethan! Aber als er in Lillas Zimmer trat, und sie da nicht fand, die Magd hingegen ihn versicherte, sie wäre in der Kammer, da überzog die zur Eifersucht einmal gestimmte Seele schon wieder eine trübe Wolke. — Er öffnete die Thüre, da saß Lilla auf ihrem Bette, ihre ganze Aufmerksamkeit auf den lieben Brief geheftet. Sie bemerkte ihren Münter nicht gleich, aber als sie nun die Augen aufschlug, und ihn vor sich stehen sah, da überraschte sie diese unerwartete Erscheinung so sehr, daß sie sichtbar erschrak, zusammenfuhr, und unwillkührlich den Brief, den sie zu verbergen keine Ursache hatte, eilig in die Tasche stekte. — Das war genug für den schon einmal argwöhnisch gewordenen Mann; mit empfindlichem Tone sagte er: „Ah! ich komme wohl wieder ungele-

gen," entfernte sich, und zog sich wieder in sein Zimmer zurük.

Neue Ursache zu einem Thränenstrom für Lilla. Aber dabei bliebs auch wieder. Münter grollte, und Lilla weinte, und keines kam auf diese Art dem andern um einen Schritt näher. Der Tag gieng vorüber, und die beiden Eheleute wechselten kaum noch drei Worte miteinander.

Am folgenden Tage kam einer von Münters Bekannten, um seinen gewöhnlichen Besuch zu machen. Er war nicht Münters Freund, dazu hatte er zu wenig innern Werth, er war von der Art Menschen, mit denen man nicht ungern in Gesellschaft ist, die man aber, so bald sie weg sind, wieder vergißt. So war auch Münter zu seinem Umgange gekommen, aber es war sichtbar, daß er nie so oft in sein Haus gekommen war, als seitdem Münter die schöne Lilla geheirathet hatte. — Lilla hatte daraus nichts Arges, denn dieß leztere wußte sie nicht, und daß er ein alter Bekannter ihres Mannes wäre, konnte sie bei'm ersten Besuche schon weg haben. Unbefangen und heiter unterhielt sie sich daher mit ihm, wann er kam, und seine Besuche waren ihr nicht lästig, weil er wirklich kein unangenehmer Gesellschafter war, aber es war ihr auch von ferne nie der Gedanke gekommen, ihm

irgend besondere Aufmerksamkeit zu schenken. So kam er auch heute, und trat, wie gewöhnlich, geradezu in's Wohnzimmer. Da fand er Lilla allein, noch traurig über die gestrigen Vorfälle. Natürlich, daß er sie um die Ursache ihrer Betrübniß fragte, und sie, die ihn für einen ganz vertrauten Freund ihres Mannes hielt, erzählte ihm offenherzig die ganze Geschichte, und bat ihn sogar, den Mittler zwischen ihr und ihrem Münter zu machen, und diesen von ihrer Unschuld zu überzeugen. — Mehr bereitwillig als geschikt, einen solchen Auftrag auszuführen, eilte jener in Münters Zimmer, und indem er hastig die Thüre aufriß, rief er ihm gleich bei'm Eintritt entgegen:

„Münter, was haben Sie mit Ihrer Frau vorgehabt?"

Da kam er ihm gerade gelegen. Eben dieser Mensch war es, auf welchen Münter den meisten Verdacht wegen seiner Frau geworfen hatte, und die Briefe, die sie zuweilen vor ihm verbarg, hielt er für nichts anders, als für billets doux von eben diesem — Cicisbeo, wie er glaubte. Die seit seiner Verheyrathung so auffallend häufigere Besuche von ihm, und die Geschäftigkeit, womit er sich immer etwas um Lilla zu thun machte, hielt Münter für hin-

länglichen Grund seines Argwohns, und der Umstand, daß ihn der Ueberlästige so oft in seinen Geschäften störte, war vollkommen geschickt, diesen Argwohn in der ohnedieß schon verstimmten Seele zu verstärken. Nun war erst der gestrige Auftritt dazu gekommen; kein Wunder daher, daß ihn heute der Anblick dieses Menschen, und noch mehr seine Art sich einzuführen, empörte. Hastig, wie jener die Thüre aufriß, fuhr auch er von seinem Stuhle auf, und zornig warf er ihm zur Antwort die Frage entgegen:

„Herr! was wollen Sie mit diesem Ungestüm?"

Jener. (lachend) Ihnen sagen, daß Sie ein Thor sind, indem Sie sich mit Eifersucht quälen. Pfui, schämen Sie sich. Sind Sie noch so fremd in der feinen Welt, daß Sie nicht wissen sollten, daß dieß eine veraltete Thorheit ist, die man höchstens noch einem Landedelmann oder einem Pächter verzeiht?

Münter. Das fehlte mir noch. (vor sich) Ha, Schlange! — Und Sie, mein Herr, wer hat Sie denn berufen, mich die Lebensart der feinen Welt zu lehren? — Ich kenne Sie nun ganz, und danke Ihnen, daß Sie mir vollends selbst auf eine Spur geholfen haben, der ich schon lang nachgehe. — Aber eben diese Gewißheit, die Sie mir nun verschaft haben, dringt mir die Bitte ab: Incommodiren Sie

sich künftig nicht mehr mit Besuchen in meinem Hause, und trauen Sie mir zu, daß ich mündig genug bin, meine Angelegenheiten selbst zu besorgen.

Jener. (aus vollem Halse lachend) Sind Sie klug? Wahrhaftig ich glaube, es spukt in Ihrem Hirne. Oder haben Sie nicht wohl geschlafen?

Münter. Bringen Sie mich nicht noch mehr auf; ich bitte. Und mein Begehren an Sie ist, denke ich, deutlich genug. Wollen Sie's jedoch noch deutlicher hören, so bitte ich Sie, mein Haus noch in diesem Augenblike zu verlassen. (indem er eine Bewegung mit der Hand nach der Thüre macht) Ihr Diener!

Jener. Nein, ich kenne Sie nicht mehr. Und wenn ich nun im nächsten Damenzirkel sage: Münter ist ein Narr geworden! Ha! wie werden sie lachen!

Münter. Auf diesen Fall steht Ihnen mein Degen zu Diensten. Indessen gehen Sie, oder wenn ich meine Bitte noch einmal wiederholen muß, so möchte sie leicht von einer Marschroute begleitet seyn, die Ihnen den Weg etwas unsanft zu meinem Hause hinaus zeichnete.

Jener. Ha, ha, ha, ha. Nun Adieu denn, bis Sie wieder bei Verstand sind.

Hiemit gieng er, immer lachend, fort, und als er an der Thüre zu Lilla's Zimmer vorbey gieng, so

rief er ihr lachend, aber so laut, daß Münter es hören konnte, hinein:

„Beklagen Sie Ihren Mann, er ist verrükt; und leben Sie wohl, schöne Lilla. Ich hoffe, wir sehen uns bald wieder."

Abermals also ein mislungener Versuch, den aufgebrachten Mann zu besänftigen, und freilich bei der ganzen Geschichte kam die gute Lilla unter allen am schlimmsten weg, denn nun war Münters Verdacht bis zur unwiderlegbarsten Gewißheit gestiegen, und er glaubte nun so ganz im Reinen zu seyn, daß er gar keiner Untersuchung und keines Beweises mehr bedürfte.

„Ha!" knirschte er, als er wieder allein war, „so ists denn wirklich wahr, so hat sie mich an einen Menschen verrathen, der ihrer Liebe und meiner Achtung gleich unwerth ist? — Pfui der Schande! Genügte ihr an meinem Herzen nicht, war ihr meine Liebe gleichgiltig geworden, ich wollt' ihr verziehen, wollte mich traurig in mich selbst zurükgezogen, und durch vermehrte Liebe ihr Herz wieder zu gewinnen gesucht haben. — Aber daß sie mich einem Menschen aufopfert, den ich in jedem Betracht tief unter mir fühle, das — kränkt mich nicht mehr, aber es empört mich, und ich verachte nun das feile Geschöpf. —

Seht euch nur wieder, genießt eurer, aber mich sollt ihr nicht wieder zu eurem Narren misbrauchen."

So monologisirte er noch eine Weile fort, und wiederholte immer das nämliche. Der Auftritt mit dem Hausfreunde hatte ihn auf's Aeusserste gebracht. Was Lilla — zwar unvorsichtig, aber — in der besten Absicht gethan hatte, das hielt er für Bosheit. Er glaubte Lilla hätte bei jenem über seine Schwachheit gespottet, und beide hätten nun ein Complot gegen ihn geschmiedet, dessen Opfer er werden sollte. — Darauf hatten ihn des Hausfreundes wirklich abgeschmaktes tumultuarisches Verfahren, und vornehmlich die lezten Worte, womit dieser von Lilla Abschied nahm, gebracht, und daher nun seine Verachtung eines Weibes, das er wie seine Seele geliebt hatte.

Nachdem der erste Sturm der Empfindungen vorüber war, so sezte er sich — ruhig, wie es schien, — an seinen Tisch, und fieng an zu schreiben. Darüber kam endlich die Zeit des Nachtessens herbei, und zitternd stieg Lilla die Treppe hinauf, um ihn herunter zu rufen. Sie fand sein Zimmer verschlossen, und glaubte vor Schreken zu Boden zu sinken. Doch raffte sie sich wieder auf, und klopfte an die Thüre. Niemand öffnete. Mit zitternder Stimme fragte sie von aussen: ob es ihm gefällig wäre, zum

Essen zu kommen? — Keine Antwort. — Nun ganz darnieder gedrükt und nur noch schwankend stieg sie die Treppe wieder herab, und kam einer Ohnmacht nahe. Nach einer Weile schikte sie die Magd hinauf, um ihre vorige Frage zu wiederholen. Diese brachte die Antwort: der Herr habe ein dringendes Geschäft, das heute noch vollendet seyn müsse, und ihn bis spät in die Nacht hinein beschäftigen werde, er lasse sich daher das Essen auf sein Zimmer ausbitten. Ein neuer Schlag; aber als vollends die Magd erzählte: der Herr hätte ihr befohlen, ihm den Caffee morgen mit anbrechendem Tage zu bringen, da schwanden ihr vollends alle Gedanken dahin, denn was dieß zu bedeuten hätte, das war schlechterdings nicht zu errathen. Ohne zu essen oder zu trinken, gieng sie zu Bette, und kein Schlaf verschloß die ganze Nacht hindurch ihre Augen.

Kaum hatte am folgenden Morgen Aurorens erster Strahl den östlichen Himmel geröthet, so stand schon Münter vor dem Bette seiner Lilla, völlig in Reisekleidern, gestiefelt und gespornt. Er war im nämlichen Anzuge, in welchem er einst das erstemal bei ihrem Vater gewesen war, und sie kennen gelernt hatte. Ob er ihn absichtlich gewählt hatte, steht dahin; wahrscheinlich doch, um durch den lezten Eindruk,

den er dadurch bei Lilla zurük ließ, den Zwek seiner Reise desto eher zu erreichen, denn er konnte nun einmal doch die Liebe nicht ganz aus seinem Herzen hinweg bringen. Dieser Anblik, die Erinnerungen, die er hiebeyführte, der Gedanke, was Münter wohl vorhätte, und tausend andere sich durchkreuzende Empfindungen, warfen das gute Weib so darnieder, daß sie keinen Ton, viel weniger eine gute Antwort hervorzubringen vermochte, als ihr Münter mit den Worten: „dieses Papier wird Sie von der Absicht meiner Reise und meinen Gesinnungen und Entschlüssen unterrichten." — Worte, die er so kalt als möglich hinsagte — einen Brief auf ihr Bett hinlegte, und mit einem — denn seine Empfindungen überwältigten ihn — mühsam herausgepreßten: „Leben Sie wohl" sich eiligst entfernte. — Sie sank erschöpft auf's Kissen zurük, alle ihre Sinne schwanden dahin, und kaum hörte sie noch, wie Münter im Galopp,

Daß Kies und Funken stoben,
Und Roß und Reuter schnoben,

vom Hause hinweg ritt, da war sie auch weg und lag in einer Todesähnlichen Ohnmacht. Ihre Leute glaubten, sie schliefe wieder, und liessen sie deswegen ruhig und unbekümmert liegen, bis sie sich nach einigen Stunden von sich selbst wieder erholte. — Da war

denn das erste, worauf ihr Blik fiel, der Brief, der vor ihr auf dem Bette lag. Sie schlug ihn auseinander, und las mit Empfindungen, die sich besser denken als beschreiben lassen:

„Madame!“

„Der heutige Auftritt, der zwar wahrscheinlich an sich selbst — ob aber auch mit seinen Folgen? will ich nicht entscheiden — ganz in Ihrem Plane lag, hat mir vollends über manche Dinge die Augen geöffnet, so, daß ich nun in das ganze Gewebe hinein so deutlich sehe, daß ich meine Maasregeln ohne die Gefahr einer Selbsttäuschung nehmen kann. — Ich weiß nun, was die bisher so sorgfältig vor mir verborgenen Briefe zu bedeuten hatten, und warum Sie dieselbigen natürlich verbergen mußten, wann ich von ungefähr dazu kam, als Sie mit Leib und Seele im Lesen dieser theuren Papiere — theuer und werth für Ihr Herz, und theuer und kostbar für mich, denn sie kosteten mich meine Ruhe — begriffen waren. — Ich weiß nun, daß Sie Ihr Herz mir ganz entzogen und einem andern zugewendet haben. Ich weiß noch mehr, ich weiß, wer dieser andere ist. — Verzeihen Sie mir, Madame, daß ich Ihrem Geschmake, oder vielmehr Ihrer Vernunft, das nicht sehr schmeichelhafte Compliment mache: Sie haben nicht gut ge-

wählt, Sie haben sich weggeworfen, und ihr Herz an einen Unwürdigen vergeben."

„Warum Sie dieß thaten, warum Sie mein Herz, das Herz eines Mannes, der Sie mehr liebte, als je ein anderer Sie lieben wird, in den Staub traten, will ich nicht untersuchen, noch viel weniger werde ich darüber klagen, daß Sie es thaten, denn ich mag mich Ihrem Gespötte nicht zum zweitenmale aussezen, aber das kann ich mich nicht enthalten, Ihnen zu sagen: ich würde vielleicht Ihre Thorheit in der Hoffnung übersehen haben, Sie von derselben früher oder später wieder zu heilen, wenn Sie mir einen Nebenbuhler vorgezogen hätten, der Ihrer und meiner würdig gewesen wäre, aber daß Sie mich einem Unwürdigen aufopfern, und eine Wahl treffen, die Ihrer Ehre eben so nachtheilig ist, als der meinigen, dieß zwingt mich, Sie zu verachten. Ich kann mir nicht helfen: ich muß Ihnen dieß Geständniß in seiner nakten Wahrheit darlegen."

„Aber Sie begreifen leicht, daß nach dem, was bisher vorgefallen ist, ich meine Ehre künftig nicht mehr der Schande aussezen kann, am Ende öffentlich, vielleicht gar von Kindern auf der Strasse als der Mann eines Weibes ausgezeichnet zu werden, das sich einem bekannten wehrtlosen Schmetterling — denn

dieß ist Ihr treuer Anbeter — Preis giebt. Auch glaube ich, Ihnen selbst eine Gefälligkeit damit zu erweisen, wenn ich Sie in eine Lage seze, in welcher Ihnen bei Ihren verliebten Abentheuern der beschwerliche Gatte nicht mehr im Wege steht. Ich werde also morgen verreisen, und wann Sie dieses lesen, vielleicht schon weit von Ihnen entfernt seyn, denn der Drang, Ihren Mishandlungen zu entgehen, wird mich mächtiger forttreiben, als meinen Gaul die Sporen. — Wohin mein Weg mich führen wird, wie lang ich ausbleiben, wann oder ob ich je wieder zu Ihnen zurükkehren werde? Das alles sind Fragen, deren Beantwortung Sie wenig interessiren würde. — Denn was kann Ihnen daran liegen, wo ihr Gatte ist, den Sie nicht mehr lieben und achten? — und die ohnedieß erst von künftigen Umständen abhängen."

„Wahrscheinlich wird meine Reise lange dauern, länger, als es die Geschäfte meines Amtes gestatten, und ich muß daher dafür sorgen, daß das leztere durch meine Abwesenheit nicht leide. Ich werde zu dem Ende morgen vor meiner Abreise mein ganzes Amt an den Secretär S. übergeben, und ihm in dieser Absicht auch den Schlüssel zu meinem Schreibtisch anvertrauen, worin meine amtlichen Acten verschlossen sind. — Sie, Madame, werden daher die Güte ha-

ben, diesem Manne, so oft er in unser Haus kommt, die Thüre meines Arbeitszimmers zu öffnen, damit er aus meinem Schreibtisch herausnehmen kann, was er zur Besorgung meines Amtes bedarf."

„Indeß, damit auch Sie, und die Führung Ihres Hauswesens während meiner Abwesenheit nicht Noth leiden, so habe ich auch dafür die nöthigen Vorkehrungen getroffen, und Sie werden in eben dem Schreibtisch, wozu Sie, wie Sie wissen, auch einen Schlüssel besizen, so viel Geld finden, als Sie, wenn auch meine Reise noch so lange dauern sollte, wenn Sie gut wirthschaften, bedürfen."

„Sagt Ihnen Ihr Gewissen gar nichts über den Schritt, den Sie gethan haben, und ihr Herz nichts mehr zum Vortheile Ihres Gatten, den Sie jezt von sich stossen, so leben Sie während meiner Abwesenheit mit dem Manne Ihrer neuen Wahl so wohl, als es unter dieser Voraussezung möglich ist, und ich wünsche Ihnen nur, daß die Reue, Ihrer Pflicht ungetreu geworden zu seyn, und das Herz eines Mannes weggeworfen zu haben, der ihnen auch da noch, als er zuerst Ihre Untreue bemerkte, mit Liebe entgegen kam, nicht einst Ihr Peiniger werde."

„Sollten Sie aber, wozu ich immer noch die Hoffnung nicht ganz aufgebe, wieder zu der Vernunft

zurükkehren, Ihre jezige Lebensart selbst verachten lernen, und in ihrem Herzen die vorige Liebe zu Ihrem Gatten wieder erweken, so werden Sie in mir bei meiner Rükkehr — und dieß, das ich gewiß erfahre, würde sie beschleunigen — auch wieder den vorigen liebevollen Gatten finden, der eine vorübergehende Schwachheit seines Weibes gerne verzeiht und vergißt."

Münter.

Was denken unsre Leserinnen von diesem Briefe? — Er war der Abdruk eines tief gekränkten, aber — allem Bestreben, sich der Liebe zu erwehren, zum Troz — doch noch liebenden Herzens. — Aber freylich die gute Lilla sah nur jenes, nicht mehr dieses in ihm, und schlug er auch ihrem Herzen eine tiefe unheilbar scheinende Wunde. — Sie verließ das Bette und gieng laut jammernd im Hause umher, überall vermißte sie ihren Münter, es war ihr, als ob sie in einer Todtengruft wäre, so leer, so still, so öde war es in ihrem Hause. — Sie gieng überall hin, wo ihr lieber Münter gewesen war, sezte sich in jedes Ekchen, worin er einmal gesessen hatte, und in jedes flossen Ihre Thränen, daß er nicht mehr da saß. Sie gieng auf sein Zimmer, da hiengen seine Kleider, standen seine Bücher, lagen seine Papiere; o! wie viele traurige Erinnerungen an den theuren Entflohenen! Es

war ihr nicht anders ums Herz, als ob er gestorben wäre, und wie man jede Kleinigkeit, die ein lieber Verstorbener hinterläßt, mit einer stillen, bittersüssen Wehmuth betrachtet, und mit seinen Thränen benezt, so auch Lilla. — Er war ja auch für sie so gut wie gestorben. — Sie wußte nicht, „wann, oder ob er je wieder zu ihr zurükkehren würde,“ ob sie nicht Wittwe zu bleiben bestimmt war, noch zu Lebzeiten eines Mannes, an dem ihr ganzes Herz hieng, nach dem ihre ganze Seele sich sehnte, den sie nie mit Vorsaz auch nur durch ein Wörtchen betrübt hatte. — Aber es war nicht die süsse Erinnerung, die man sonst an Verstorbene hat, wenn sie mit einem Herzen voll Liebe von uns scheiden, und der lezte sterbende Blik ihrer brechenden Augen uns noch zu sagen schien: wie schmerzlich auch ihnen der Abschied von ihren Lieben sey. — Ach! ihr Münter war ja im Zorne von ihr geflohen!

Sie kehrte wieder zu dem Briefe zurük. So tief sein Inhalt ihr Herz verwunden mußte, so kam er doch von ihrem Münter, es waren die Züge einer Hand, die so oft so traulich und liebevoll in der ihrigen geruht hatte, warum sollte sie ihn nicht lesen, und wiederlesen? — Aber freylich es waren harte Vorwürfe, die er enthielt, Vorwürfe, denen selbst das Bewußt-

seyn ihrer Unschuld das Bittere nicht ganz zu nehmen vermochte, und sie war ja auch nicht ganz unschuldig. — Kein Zorn fiel daher auf ihren Münter, sie verwünschte sich selbst, und ihre Unvorsichtigkeit, aber das alles gab ihr doch den verlorenen Gatten nicht wieder. — Sie weinte, rang die Hände, und jammerte, daß es einen Stein hätte erbarmen mögen.

Auf einmal stand sie still, und fuhr zusammen, als ob sie jemand erschrekt hätte. — „Lieber Himmel," schrie sie endlich, „wo ist er denn nun? Ach! wenn ihm nur kein Unglük begegnet! Er ist im Unmuth weggeritten, wie wenig wird er da auf sich selbst Acht haben, und wie bald ist ein Unglük geschehen. — Ritt er doch, als ob er heute noch an's Ende der Erde kommen müßte. — O Münter! Münter! Wüßtest du die Sorgen deines treuen, ach gewiß treuen Weibes um dich, du würdest zurükeilen in meine Arme!" — Unwillkührlich strekte sie die Arme nach ihm aus, und umfaßte — die Luft.

Mit einer Geschäftigkeit und Eile, als ob schon der nächste Augenblik zu spät dazu wäre, fragte sie nun die Magd, fragte die Taglöhner, die in ihrem Hause arbeiteten, fragte den Kanzleydiener, der, wie gewöhnlich auch heute in's Haus kam, ob sie nicht wüßten, wo ihr Mann hingeritten wäre, und nie-

mand konnte ihr's sagen, und alles erstaunte, daß sie es nicht wissen sollte.

Mit einer Unverschämtheit, welche Leuten von diesem Schlage eigen ist, kam bald darauf der gestrige Hausfreund wieder, unerachtet ihm Münter erst Tags zuvor die Thüre gewiesen hatte.

„Ihr Mann, schöne Lilla," fieng er gleich bei'm Eintritt an, „hat sich zwar gestern meine künftigen Besuche verbetten, ich hoffe aber, er werde nun ausgeschlafen haben, und sich jezt vor sich selbst schämen. Lassen Sie ihn rufen."

„Ach daß ich das könnte! erwiederte Lilla, und Thränen unterbrachen sie, als sie weiter reden wollte."

Der Hausfreund. Ich verstehe Sie nicht, und Sie weinen schon wieder? — Was bedeutet dieß? Gewiß hat's einen Auftritt gegeben.

Lilla. Ach! mein Mann ist fort. Wissen Sie doch nicht, wohin? O Sie sind sein Freund, Sie müssen's wissen, sagen Sie mir's.

Der Hausfreund. Fort? Das erste Wort, das ich höre! Und Sie wissen nicht wohin? — Wie denn? Warum denn? Wird er lange aussen bleiben?

Lilla. Weiß ich's? Eben das ist mein Kummer.

Der Hausfreund. (lachend) Das ist lustig. Nun er wird spazieren geritten seyn. Eine Anwand-

lung einer eifersüchtigen Grille hat ihn vielleicht fortgetrieben. O seyn Sie ruhig; in der freyen Luft verfliegt so etwas bald.

Lilla. Wenn ich das wüßte! Aber ich fürchte, ich fürchte. —

Der Hausfreund. Ach nein! Ueberhaupt, was ist's denn? Sie bekümmern sich nur zu viel um ihren Mann. Wenn ich sein Weib wäre, ich wollte ihn kirre machen. — Die Eifersüchtigen sind oft nicht besser zu heilen, als wenn man sich gar nicht um sie bekümmert. — Wird er denn lange aussen bleiben?

Lilla. Wahrscheinlich, einem Briefe nach, den er mir zurükgelassen hat.

Der Hausfreund. (lachend) Einen Brief? Nun das ist gerade die rechte Manier! Aber wissen Sie, was ich nun thäte, wenn ich an Ihrer Stelle wäre?

Lilla. Was? Sagen Sie mir's, wenn Sie einen guten Rath wissen, ich weiß keinen.

Der Hausfreund. Ich würde mich, seinen Albernheiten zum Troze, in seiner Abwesenheit recht gut zu divertiren suchen. — Und, glauben Sie mir, schöne Lilla, an Gelegenheit hiezu soll's Ihnen nicht fehlen. Ich kenne mehrere der artigsten Männer unsrer Stadt, die sich glüklich schäzen werden, Ihnen

Vergnügen machen zu können, und sich beeifern werden, es wirklich zu thun; und ich (mit einer Verbeugung) werde gewiß nicht der lezte darunter seyn.

Von hier gieng der Elende auf Vorschläge über, die Lilla's ganzes Gefühl empörten, und die sie mit so viel Abscheu von sich wies, daß der Nichtswürdige, der sie für ein gemeines Weib angesehen hatte, sich vor Erstaunen kaum zu fassen wußte.

„Niederträchtiger," schloß sie endlich, „sind Sie darum gekommen? Nun verstehe ich manches erst, was ich mir bisher nicht zu erklären wußte. Ich sehe, daß mein Mann an Ihnen eine Schlange in seinem Busen genährt hat, deren Stachel ihn vergiftete. — Gehen Sie, und um was mein Mann Sie gestern bat, das wiederhole ich. Wagen Sie es nicht, mein Haus in der Abwesenheit meines Mannes noch einmal zu betreten. Ob es nach seiner Zurükkunft wird geschehen dürfen, hängt von seiner Entscheidung ab. — Für jezt verlassen Sie mich."

Der Hausfreund, der sich nach Lilla's bisherigem arglosem Betragen gegen ihn eine solche Antwort gar nicht vermuthet hätte, stand anfänglich da, wie vom Blize getroffen, seine unverschämte Etourderie war auf einmal zernichtet, und er schlich endlich, ohne ein Wort weiter zu verlieren, beschämt zum Hause hinaus.

Nun hatte Lilla freylich ungleich mehr Licht als bisher über das Betragen ihres Mannes, und auf der einen Seite tröstete sie dieß zwar gewissermassen, weil sie nun hoffen durfte, ihrem Münter auch ein Licht aufzustekken, das ihn zurechtweisen, und von ihrer Unschuld überzeugen würde, auf der andern aber vermehrte es natürlich auch ihre Ungeduld, zu wissen, wo ihr Mann wäre, und ihn sobald als möglich zu sich zurük zu bringen.

Niemand, wen sie bisher gefragt hatte, hatte ihr hierüber Auskunft geben können, nun war noch der einzige übrig, der darum wissen konnte, und wohl auch wissen mußte, weil ihm Münter sein Amt übergeben hatte, — der Secretär S. — Zu diesem schikte Lilla, und lies ihn bitten, auf ein Viertelstündchen zu ihr zu kommen, weil sie in Angelegenheiten ihres Mannes mit ihm zu sprechen hätte. Das leztere sezte sie absichtlich gleich hinzu, nicht nur um bei ihrem Gesinde auch nicht den entferntesten Verdacht zu erweken, sondern auch, um den Secretär desto eher zu bewegen, zu ihr zu kommen, weil sie nicht wußte, ob ihm nicht vielleicht Münter die Ursache seiner Reise gesagt hatte.

Der Secretär kam, aber auch er wußte nichts. Er erzählte Lilla'n nur, daß ihn ihr Mann heute frühe

aus dem Schlafe gewekt, und mit ganz zerstörtem Gesichte und Eile in Worten und Bewegungen gebeten hätte, sein Amt auf eine Zeitlang zu übernehmen, weil er eine dringende Reise zu machen habe, von welcher er nicht wisse, wie bald er zurükkehren werde. Er wäre hierauf Pfeil schnell von seinem Hause wieder hinweggejagt, so daß er ihm hätte kaum nachsehen können. — Ihm wäre es vorgekommen, als ob er irgendwo jemand noch lebend finden wollte, der in den lezten Züge läge. — „Ich glaubte daher," schloß er endlich, „von Ihnen nähere Auskunft zu erhalten, nun sehe ich mit Erstaunen, daß Sie eben so wenig wissen, als ich, und ich kann es Ihnen nicht verhehlen, daß mir die Sache verdächtig vorkommt."

Das war nun freylich keine Nachricht, um Lilla's Herz zu beruhigen, und ihre ängstliche Besorgniß wuchs mit jedem Augenblik. — Nun war auch in der ganzen Stadt niemand mehr, bei dem sie sich auch nur mit einiger Wahrscheinlichkeit hätte Raths erholen können. Noch schikte sie einen Boten auf ein benachbartes Dorf, wohin Münter sonst zuweilen zu gehen pflegte, um den dortigen ihm bekannten Amtmann zu besuchen, und ließ sich hier nach ihm erkundigen, allein auch dieser Bote kam mit der leidigen Nachricht zurük, daß man nichts von ihm wisse.

Alle Versuche waren also vergeblich, und Lilla in der traurigen Nothwendigkeit, es dem Schiksale zu überlassen, wann es ihr ihren so herzlich geliebten Münter wieder zurükbringen würde. — Das einzige, was sie noch tröstete, war die herrliche Witterung dieses Tages, an welchem Münter weggeritten war. Es war einer der schönen Tage des Augusts, an welchem die liebliche Kühle des Morgens, der balsamische Geruch der Luft und der Felder, und der heitere wolkenleere Himmel die wohlthätigsten Einflüsse auf Geist und Körper äussern. — Lilla konnte daher nicht nur hoffen, daß ihr Münter seine Reise, wenigstens am heutigen Tage ohne einen Unfall von Seiten der Witterung würde fortsezen können, sondern der heitere Tag wirkte auch auf sie wohlthätig, erheiterte ihren niedergedrükten Geist, und stimmte ihn zur frohen Hoffnung besserer Zeiten. — Sie gieng in ihren Garten, und in der Laube, die sie zwar vor den drückenden Strahlen der Sonne, nicht aber vor den Erfrischungen der kühlen sanft wehenden Lüftchen bedekte, — in der Laube, in welcher sie einst so oft mit ihrem Münter traulich Hand in Hand gesessen, und Träume künftiger Freuden geträumt hatte, in dieser Laube wiegte sie sich auch jezt in Träume ein, nicht zwar in schwermüthige, wie man denken sollte, sondern durch die

Schönheit des Tages und der Natur erheitert, in hoffnungsvolle von der Wiederkehr ihres Münters und ihres vorigen Glüks. — Froh und zufrieden gieng sie wieder nach Hause, und harrte mit Sehnsucht, aber zuversichtlicher Hoffnung, der Erfüllung ihrer Träume.

Doch auch diese Freude sollte ihr noch einmal verbittert werden. — Gegen Abend fieng der Himmel an, sich gegen Westen zu schwärzen, dunkle Gewitterwolken stiegen am fernen Horizonte immer weiter herauf, man hörte in der Entfernung schon das Gebrülle eines Donners, der, wenn er näher kam, Unglük und Verderben drohte, und schlängelnde und kreuzende Blize fuhren durch das finstere Gewölke hin. Die Luft war zum Erstiken gepreßt, wer nie vor Gewittern sich fürchtete, mußte es jezt, denn die furchtbar schweigende Athmosphäre lag jedem wie eine Zentnerlast auf der Brust. Immer näher und näher kam das Verderben schwangere Gewölke, immer schreklicher brüllte der Donner, immer heller und blendender zükten die Blize, man sah einem fürchterlichen Gewitter entgegen. Scheu und ängstlich flogen die Vögel niedrig am Boden, und schienen einen Zufluchtsort vor den Schreken der Natur zu suchen, die Rosse stampften, und weisser Schaum stand ihnen auf dem Rüken, das Rindvieh brüllte zum Himmel auf, und schnappte nach Luft,

der helle Tag schien sich in Nacht zu verwandeln. — Und in diesen Schreknissen Lilla allein! ohne männlichen Zuspruch, ohne ihren Münter, und was noch mehr war, in der peinigenden Ungewißheit, ob er nicht irgendwo im freyen Felde der Wuth dieses Gewitters blosgestellt war! — Man denke sich ihren Zustand!

Ein brausender Sturmwind jagte die langsam ziehende Wolke schnell vollends herauf. Zerbrochene Ziegel von Dächern, abgerissene Aeste von Bäumen flogen umher, die vestesten Palläste zitterten und drohten den Einsturz. — Da stand es nun, das fürchterliche Gewitter, gerade über dem Zenith der Stadt, und Blize folgten auf Blize, Schläge auf Schläge, der ganze Himmel schien in Flammen zu stehen, und mit jedem Schlage glaubte jeder Bewohner der Stadt, es habe neben ihm eingeschlagen. — Und in diesen Schreknissen Lilla allein! Ohne ihren Münter, ohne männlichen Zuspruch, und alle Augenblike in der Gefahr, erschlagen zu werden!

Plözlich fuhr ein Blizstrahl hernieder, von einem Krachen begleitet, dem ein Bombardement aus hundert Feuerschlünden nicht gleicht. Da sank Lilla dahin, wie todt. — Eine ungeheure Rauchsäule stieg gerade vor ihren Fenstern auf, die Strassen waren plözlich mit Menschen angefüllt. — Feuer! Feuer! Es brennt!

schrien einige, „Wo? wo denn?“ andere, und: „Wasser! Feuersprizen! Haken, Leitern!“ erscholl es bald aus dieser, bald aus jener Gasse hervor. — Das unbändige Geschrey erwekte Lilla'n wieder, sie schlug die Augen auf, und sah die ungeheure Rauchsäule noch vor sich. Aber in eben diesem Augenblike verschwand sie auch wieder. Der Bliz hatte das in einiger Entfernung von der Stadt gestandene Pulvermagazin entzündet und in die Luft gesprengt, ganze Ekkäulen waren durch den Druk der Luft in die Stadt herein geschleudert worden, und das ganze Gebäude so rein vom Boden hinweg rasirt, daß man nur noch die Stelle sah, wo es gestanden hatte. — Nun noch ein Paar fürchterliche Schläge, und das Gewitter war vorüber!

Aber was Lilla in diesem Sturme ausgestanden hatte, das läßt sich leichter denken, als beschreiben. — Nicht die Sorge um sich selbst und ihr eigenes Leben war es vornehmlich, was sie beinahe zur Verzweiflung gebracht hatte, sondern der Gedanke: vielleicht war mein Münter mitten in diesem schreklichen Aufruhre der Natur! vielleicht gar ein Opfer des fürchterlichen Sturmes geworden! — O wie war da alle vorige Freude und Hoffnung auf einmal wieder dahin! — Selbst die wiederkehrende Heiterkeit des Himmels, das neue frohe Gezwitscher der Vögel, die wieder von

Zweigen zu Zweigen hüpften, und bis zum Himmel empor sich schwangen, die herrliche, durch Blize und Regen gereinigte Luft, in der man wieder so frey athmete, als ob man neu geboren wäre, vermochten nichts mehr über sie, sie athmete immer noch aus gepreßter Brust, denn nie vermochte sie den Gedanken zu unterdrüken: „vielleicht ist Münter unglüklich geworden!“

In diesem Jammer war das schlimmste für sie, daß sie im Städtchen keine Freundinn hatte, in deren theilnehmenden Busen sie ihr volles Herz ausschütten und sich dadurch erleichtern konnte. Sie genoß zwar allgemeine Achtung, und man bewies ihr viele Freundschaft, aber eine Freundinn im engern Sinne dieses Wortes, der sie alle, auch die geheimsten Angelegenheiten ihres Herzens — und von der leztern Art waren doch gewiß die gegenwärtigen — hätte anvertrauen dürfen, hatte sie im Städtchen noch keine gefunden. — Diesen unerträglichen Mangel wenigstens einigermassen zu ersezen, klagte sie ihrer bewährten Cäcilie ihre Noth in dem folgenden Briefe, der unsern Leserinnen noch einiges aufklären wird, was ihnen in der bisherigen Geschichte dunkel geblieben war.

Meine theureste Freundinn!

O wie wenig haben meine bange Ahnungen mich getäuscht! Wie schnell hat sich das übergrosse Glük meiner Ehe in Unglük verwandelt! — Ach! meine Theureste! ich weiß nicht, wo ich anfangen, wo ich Worte hernehmen soll, um Ihnen die schreklichen Scenen zu schildern, die ich in diesen Tagen erlebt habe.

Mein Münter ist fort, hat seine Lilla verlassen, ist im Zorne von mir geflohen. Ach! und ich weiß nicht, wohin? Gestern früh ist er fort, und gestern Abends — haben Sie auch das fürchterliche Gewitter gehabt, das hier alles verderben zu wollen schien? — O ich fürchte, es hat ihn auf der Strasse ereilt, und er hat vielleicht kein Obdach mehr finden können. — Ach! wenn er doch zurükkehren wollte zu seiner verlassenen Lilla! Aber was sage ich: wollte? Vielleicht kann er nicht mehr zurükkehren, ist vielleicht ein Opfer des schreklichen Sturmes geworden! O! meine Freundinn! was wird noch aus mir werden?

Doch, ich sehe, daß ich alles durch einander schreibe, so wüste ist noch mein Kopf. — Ich will mich zu sammeln suchen, und dann wieder schreiben, um Ihnen ordentlich zu erzählen, was sich mit mir zugetragen hat. — — —

Nun bin ich etwas gefaßter. Vernehmen Sie also die Geschichte.

Schon seit einiger Zeit bemerkte ich, daß meinen Mann irgend ein stiller Kummer drükt, er entdekte sich mir nicht, und ich hatte nicht das Herz, ihn zu fragen, aber ich glaubte wahrzunehmen, daß ich die Ursache seines Kummers seyn möchte. Ich wußte nicht, warum? aber es ist doch möglich, daß ich Gelegenheit dazu durch eine mir unbedeutend scheinende Unvorsichtigkeit gegeben habe. — So theuer und werth mir immer Ihre Briefe waren und noch sind, und so sicher sie mich auf dem Wege des ehlichen Glükes leiten konnten, so sind doch wahrscheinlich eben diese die unschuldige Ursache meiner gegenwärtigen Jammertage. — Eine falsche Schaam verleitete mich, sie vor meinem Manne zu verbergen; ich glaubte in seinen Augen zu verlieren, wenn ich mich über Dinge erst belehren liesse, die — so dacht ich — mein Mann schon von mir fordern, und von denen er erwarten konnte, daß ich sie noch vor der Ehe bedacht hätte. — So geschah' es denn einigemalen, und erst vorgestern wieder, daß ich diese Briefe, wenn von ungefähr mein Mann dazu kam, als ich sie las, plözlich und sorgfältig verstekte. Dieß erwekte Argwohn in ihm, und reizte ihn zur Eifersucht, denn er hielt diese Briefe wahr=

scheinlich für Briefe eines Nebenbuhlers. — Ich nahm mir endlich das Herz, ihn über die Ursache seines Kummers zu fragen, und er sagte mir nun, daß ich sie wäre, weil ich mein Herz an einen andern vergeben hätte. Da war mir's, als ob mir jemand ein Messer im Leibe umdrehte. Ich vermochte mich nicht zu vertheidigen, ein Strom von Thränen war meine einzige Antwort; ich hoffte, sie sollten ihn rühren, und auf andere Gedanken bringen. — Aber noch an demselben Tage muß es zwischen ihm und einem seiner bisherigen Bekannten einen unangenehmen Auftritt gegeben haben, — woran vielleicht ich abermal schuldig war, denn ich hatte jenen Bekannten gebeten, meinen Mann von meiner Unschuld zu überzeugen — er wies ihm die Thüre, und verbat sich seine künftigen Besuche. Die Folge davon war, daß mein Mann nicht zum Nachtessen herunterkam, und auch die Nacht über aufblieb, ohne mit mir noch ein Wörtchen zu sprechen. — Gestern früh stand er mit anbrechendem Tage, völlig in Reisekleidern, auf einmal vor meinem Bette. Ach es war der nämliche schöne Reithabit, der ihn so gut kleidet, den er das erstemal trug, als ich ihn kennen lernte, und ihm mein Herz auf den ersten Anblik entgegenflog. Er legte mir einen Brief auf mein Bette, denselben, den ich Ihnen hier beischliesse, und ent=

fernte sich. Denken Sie sich, wenn Sie können, meine Empfindungen! Ich hörte ihn noch vom Hause hinwegjagen, aber was in den nächsten zwo Stunden mit mir vorgegangen ist, weiß ich nicht.

Aber, meine Theureste, was ist das für ein Brief! Noch weiß ich nicht, wo ich die Kräfte hernahm, daß ich nach Lesung desselben nicht zum zweytenmal in Todes ähnliche Ohnmacht dahin sank. — Schon die Anrede: „Madame" von einem Manne, der mich nie anders als seine liebe gute Lilla genannt hatte, die Verwandlung des vertraulichen Du in das fremde kalte Sie, und die kahle Namensunterschrift drükten mich beinahe zu Boden. Was mußte erst der Inhalt thun? — Er verachtet mich, weil ich mich weggeworfen, einem werthlosen Schmetterling Preis gegeben habe, lauter Dolchstiche für das ohnedieß schon genug verwundete Herz. Ach! Verachtung ist das Grab der Liebe! Zorn und Unwille können sie wieder erweken, aber Verachtung tödtet sie ganz. Und womit hab' ich denn seine Verachtung verdient? Ich sezte nur allzuviel Werth auf seine Achtung und Liebe, das war die Grundlage meines Fehlers. — Ich soll mein Herz an einen Unwürdigen vergeben haben, und er weiß, wer dieser ist? — Wahrlich ich verstand ihn nicht,

denn ich war mir vor Gott bewußt, daß ich in der ganzen Welt niemand so sehr liebte, als meinen Münter, und noch würde ich nicht verstehen, würde nicht einmal muthmassen können, auf wen sein ungegründeter Argwohn gefallen ist, wenn nicht eben jener Bekannte, von welchem ich oben sprach, mir Aufschluß hierüber gegeben hätte. — Eben er ist es, mit welchem mein Mann mich im Verdacht hat, und freylich mit Recht, was diesen Nichtswürdigen selbst, aber mit dem höchsten Unrecht, was mich betrifft. Denn können Sie's glauben? eben dieser Kerl benuzte gestern die Abwesenheit meines Mannes dazu, um mir ehrlose Vorschläge zu machen! — O Münter, Münter, wie bist du betrogen worden! Wie gern verzeihe ich Dir nun Deine Eifersucht!

Ja, meine Liebe, gern wollt' ich ihm alles verzeihen, ich wollte alles noch annehmen, wollte in Geduld mein hartes Schiksal tragen, und mich mit der Hoffnung besserer Zeiten trösten, wenn ich nur wüßte, wo er ist. Aber diese marternde Ungewißheit über sein Schiksal, und die bangen Zweifel, ob er wieder zu mir zurükkehren wird, benehmen mir vollends allen Muth. Ach zweifelt er nicht selbst, „ob er je wieder zu mir zurükkehren werde?" Freylich er zweifelt nur, ob er werde zurükkehren wol-

len? ich muß zweifeln ob er wollen, und ob er können werde?

O! meine bewährte Freundinn! Ich weiß mir nicht mehr zu helfen, ich weiß keinen Rath und keine Zuflucht mehr, als bei Ihnen, meiner zwoten Mutter. Ach, verlassen Sie mich doch nicht in dieser schreklichen Lage. — Fragen Sie doch auch nach, ob Sie nicht entdeken können, wo mein Münter hingekommen ist? O! wenn Sie mir ihn wiedergeben könnten! — — Aber stehen Sie mir auch bey mit ihrem mütterlichen Rathe, und sagen Sie was ist nun zu thun, wenn das Glük meiner Ehe nicht auf immer zertrümmert bleiben soll? Ich will pünktlich allen Ihren Anweisungen folgen; nur trösten, rathen, helfen Sie

Ihrer

tief bekümmerten Lilla.

Sehen Sie nun, verehrteste Leserinnen, wozu das obige Gerede dienen sollte, das anfänglich Ihren Unwillen erregte? — Glauben Sie's nun, daß auch das Beste schlimme Folgen haben kann? — Aber noch sind wir nicht am Ziele. Sie wollen ohne Zweifel auch die weitere Aufklärung dieser Geschichte? — Cäciliens Antwort wird Ihnen dieselbige geben.

Achter Brief.

Cäcilie an Lilla.

„Trösten, rathen, helfen Sie!" So schloß sich Ihr lezter Brief, meine Liebe, ein Brief, wie ich nie einen von Ihnen zu erhalten glaubte. Ja, ich bedaure Sie, gutes Weibchen, und darum werde ich alles anwenden, um Sie zu trösten, und Ihnen zu rathen und zu helfen. Doch das alles wird auf einmal geschehen. Wie werden Sie aufschauen, wenn Sie diesen Brief aus einer Hand erhalten, die Sie vielleicht bis auf den Augenblik von Ihnen abgezogen wähnen. Ja, so ist es. Ihr Münter selbst, den Sie wohl in eben dem Zeitpunkt, da er in Ihr Zimmer treten wird, meilenweit von sich entfernt glauben, überbringt Ihnen diesen Brief.

Noch einmal: Wie werden Sie aufschauen! Wie werden Sie staunen! Ist's möglich, daß ich ihn wieder habe? wird Ihr erster und: Wie ist's möglich, daß er von Cäcilien kommt? Ihr zweyter Gedanke seyn. Freilich mir wäre das leztere auch unbegreiflich, wenn ich nicht wüßte, was ich weiß. Aber Sie wollen es auch wissen? Natürlich! Nun ich könnte Sie an Ihren Münter verweisen; indessen ich habe alle Ursache, zu glauben, daß er nicht ganz ehrlich mit der Sprache herausgehen möchte. Sie verlören zwar nichts dabei,

allein es ist doch um die weibliche Neugierde eine kizliche Sache, und darum will ich sie befriedigen, und vollständig befriedigen.

Das fürchterliche Gewitter, das Sie so besorgt um ihren lieben zürnenden Münter machte, eben das war gerade Ihr Glük, der Sturm, der ihn weit hinweg zu verschlagen drohte, führt ihn nun sicher in den Hafen der Liebe zurük.

Lassen Sie sich denn erzählen.

Das Gewitter, dergleichen wir uns auch hier seit Jahren keines erinnern, hatte bei uns eben ausgetobt, und ein Regenguß, der in Einem Augenblike alles überschwemmte, schien ihm das lezte Siegel aufdrüken zu wollen, da sprengte ein Reuter, als ob er auf Leben und Tod reuten müßte, die Strasse herab, in welcher ich wohne. Ich eilte an's Fenster, weil ich nichts gewisser erwartete, als einen Postillon ankommen zu sehen, der die Nachricht brächte, das Gewitter habe in einem benachbarten Orte eingeschlagen. Ehe ich's mir versehe, hält der Reuter vor meinem Hause, nnd steigt ab. Erschroken, denn ich befürchtete einen Unglüksboten, eile ich die Treppe hinab. Stellen Sie sich mein Erstaunen vor, als ihr Münter vor mir steht durch und durch naß, wie eine gebadete Maus. Halb freundlich, halb verlegen fragte er mich: „Sie geben

mir doch auf ein Paar Augenblike Quartier?" Ich führte ihn herauf, (seines Pferdes nahm sich sogleich mein freundschaftlicher Hauswirth an), und maß ihn vom Kopfe bis zu den Füssen, denn er stand da, und konnte kaum zu Athem kommen.

„Was ist Ihnen, und wo kommen Sie her bei diesem fürchterlichen Wetter?" fragte ich ihn endlich.

„Lassen Sie mich nur verschnaufen," antwortete er, „dann will ich Ihnen erzählen."

Ich gieng einstweilen, um Erfrischungen für ihn zu holen, und als ich zurükkam, so hörte ich, was Sie nun auch erfahren sollen.

Eine Stunde weit von unsrer Stadt ereilte ihn der fürchterliche Sturm. — Nun wehklagen Sie nur nicht gleich, Sie haben ihn ja unversehrt wieder. — Noch hatte er, als das Gewitter ihm entgegen heraufzog, keinen festen Plan, wohin denn eigentlich die Reise gehen sollte. Die dunkle Aussicht in das schwarze Gewölke, das er vor sich hatte, die kreuzenden und schlängelnden Blize, die dumpf rollenden Donner, bestimmten ihn erst zu dem Entschlusse, in unsrer Stadt den Ausbruch des Gewitters vorerst abzuwarten. Natürlich wußte er, daß ich hier wohne, und beschloß daher, bei mir abzusteigen, um durch diesen Besuch zween Zweke zugleich zu erreichen. — Welche?

davon hernach. — Das schnell heraufgejagte Wetterwölke beschleunigte seine Ankunft. Er hatte sich ganz ausser Athem geritten, denn in einer Viertelstunde hatte er den Weg von einer halben Meile zurükgelegt.

Ich wußte nicht, was ich mit ihm anfangen sollte, er war durch und durch naß, und ich nicht mit Mannskleidern versehen, um seine durchnäßten mit trokenen vertauschen zu können. Mein guter Hauswirth half auch hier wieder, und gab ihm einen ganzen reinlichen Anzug von seinem Vorrathe. Freilich es sah komisch aus, wie er nun im rothen Mezgerwamms — wenns schon das Sonntagswamms war, und schwarzen ledernen Beinkleidern mit grossen silbernen Kugelknöpfen vor mir saß, aber — ich weiß nicht, hatte er mit den Kleidern meines Hauswirths auch seine friedliche Seele angezogen, oder war's das Komische seines Aufzuges, der ihn selbst zum Lachen nöthigte, genug — diese Travestirung schlug gar nicht zu Ihrem Nachtheile aus. Er wurde heiter, und immer heiterer, je mehr er das Wohlthätige des Troknens fühlte, und je mehr der Wein, der vor ihm stand, (ich hatte ihm seinen Lieblingswein, Moseler, aufgestellt) — ihn auch von innen erwärmte. — Ungleich leichter, als es im Anfange schien, ließ er sich nun bewegen, bei mir zu übernachten, und diesem Entschlusse verdanke ich die

Ergänzung Ihrer Geschichte, und Sie seine baldige Rükkehr.

Sie können sich vorstellen, daß ich ihn, so bald er wieder zu Athem gekommen war, um die Veranlassung seiner Reise fragte. Er stokte, er suchte eine wahrscheinliche Geschichte zusammen zu sezen, aber es gelang nicht, er schien auf diese Frage noch gar nicht vorbereitet zu seyn. Endlich, nachdem er sich lange zermartert hatte, polterte er heraus:

„Was soll ich's auch verheelen, warum ich hier, oder vielmehr, warum ich nicht zu Hause bin? — Mein Weib hat mich fortgetrieben."

Ich. Ihr Weib? Ihre Lilla? Fortgetrieben? — Sie belieben in Räthseln zu sprechen. — Darf ich eine nähere Erklärung mir ausbitten?

Er. Ja, Lilla hat mich fortgetrieben. Sie ist mir ungetreu geworden, und bei einem untreuen Weibe will ich nicht länger wohnen.

Ich. Ha, ha, ha, ha! Lilla und Untreue? Wie reimt sich das? Eher bereden Sie mich, dieses Turteltäubchen hier habe Galle, als daß ich ihre Lilla einer Untreue für fähig halten könnte. — Wo denken Sie hin? — Gewiß hat der böse Dämon der Eifersucht sein Spiel mit Ihnen gehabt.

Hier, glaubte ich, würde er aufbrausen, allein

das Gewitter mußte ihn schon etwas abgekühlt haben; er erröthete, als ich von Eifersucht sprach.

„Nun," fuhr ich fort, „so erzählen Sie mir dann die Geschichte der vorgeblichen Untreue."

Er erzählte, was Sie errathen können, und Sie haben ganz richtig gesehen, eben der Hausfreund, von welchem Sie schreiben, ist es, mit welchem er Sie im Verdacht hatte. Aber zu seinem Ruhme muß ich es sagen, er erzählte mit einer Schonung für Sie, die mich, Ihres Briefes ungeachtet, wieder ganz mit ihm ausgesöhnt hat. Das Verbergen gewisser Briefe, die Sie ihn nie sehen lassen wollten, die Geschäftigkeit des Hausfreundes um Sie, Ihr beifallgebendes Belachen seiner Scherze und Bonmots, der Umstand, daß er den Hausfreund oft allein bei Ihnen traf, wann er nach Hause kam, erwekten zuerst den Argwohn in ihm, den er anfänglich vor Ihnen verbarg, weil er ihn sich selbst noch nicht gestehen, und Sie nicht kränken wollte, — aber der lezte Auftritt, da Sie den saubern Hausfreund selbst zu ihm schikten, brachte ihn aufs äusserste, und erhob seinen Argwohn in seinen Augen zur unumstößlichen Gewisheit.

„Was soll ich," schloß er endlich, „von einem Weibe denken, das einem Menschen, der ihres Vertrauens ganz unwerth ist, die Schwachheiten ihres

Mannes, wenn es je Schwachheit war, daß ich sie die Ursache meines Grams ahnen ließ, auf eine Art offenbart, daß er einem solchen Kerl zum Gespötte wird?

Ich. Hat sie das wirklich? Wissen Sie es gewiß?

Er. Sollt ich nicht? Woher, als von ihr, konnte er denn die Vorfälle des vorigen Tages wissen, über welche er mich zur Rede stellte? Und welche Vertraulichkeit Lilla's gegen ihn läßt sein Abschied von ihr schliessen, der er noch zur Thüre hineinrief, ich sey verrükt, er hoffe sie aber bald wieder zu sehen. Und doch hatt' ich ihm nur den Augenblik zuvor die Thüre gewiesen. — O wahrlich ich müßte blind seyn, wenn ich hier kein Einverständniß sehen sollte. Und, verzeihen Sie mir, Madame, ich bedarf, um ein Weib untreu zu finden, eben nicht der gröbsten Ausbrüche der Untreue, genug, wenn sie ihr Herz von mir ab- und einem andern zugewendet hat. — Und wenns endlich nur dieser Kerl nicht wäre, aber ha! (Er biß die Lippen zusammen und schwieg).

Ich merkte, daß er zu warm werden wollte, und brach daher ab, indem ich ihn bat, er möchte sich zur Ruhe begeben, um sich von den Mühseligkeiten der Reise zu erholen.

Auf den folgenden Morgen hatte ich meinen Bru-

der und Schwager zum Frühstücke gebeten, absichtlich um Ihren Mann sogleich wieder zu zerstreuen, und eine weitere Erörterung der gestern abgehandelten Materie für jezt noch zu verhüten. Ich wußte, daß ihm unsre Stadt noch wenig bekannt war, und ließ ihm daher durch meinen Bruder den Vorschlag machen, daß er und mein Schwager ihm die, wenn schon nicht bedeutenden, Merkwürdigkeiten derselben zeigen, ihn in die Lesegesellschaft, das Liebhaber-Concert, und auf das Gesellschafts-Theater führen wollten. Er nahm den Vorschlag an, und kam in ihrer Gesellschaft am späten Abend so heiter wieder nach Hause, daß ich mir alles Gute von der Zukunft versprach, und, dem Himmel sey Dank! ich habe mich nicht betrogen.

Mein Bruder und Schwager entfernten sich meiner Verabredung gemäß, nachdem sie ihn nach Hause begleitet hatten, unter einem schiklichen Vorwande sogleich wieder, und ich war also abermal mit ihm allein. Ich glaubte, diese Augenblike seiner Heiterkeit zu Ihrer Rechtfertigung benuzen zu müssen, und knüpfte zu dem Ende das Gespräch des gestrigen Abends wieder an.

„Aber," fragte ich, „so sagen Sie mir doch, wozu dann diese Reise? — Wo wollen Sie hin? — War vielleicht eben mein Haus ihr Zwek, oder ver-

danke ich Ihre Gegenwart dem Ungefähr, vielleicht dem freundlichen Gewitter, das Sie nicht weiter kommen lies?"

Er. Wollen Sie, daß ich Ihnen die lezten Fragen ganz aufrichtig beantworte?

Ich. Freilich will ich das; doch ist Ihre Gegenfrage mir schon halbe Antwort.

Er. Nun denn, so wird die ganze Sie um so weniger befremden. Aufrichtig also: der Besuch bei Ihnen war höchstens Nebenzwek meiner Reise, dessen Verfolgung von Zeit und Umständen abhängen sollte, und ohne das gestrige Gewitter würde ich gestern wenigstens noch nicht zu Ihnen gekommen seyn. — Verzeihen Sie mir dieses offene Geständniß, und nehmen Sie's nicht für Undank gegen Ihre freundschaftliche Aufnahme.

Ich. Bei Leibe nicht! — Aber wohin sollte denn eigentlich die Reise gehen, und was war Ihr Zwek dabei?

Er. (mit einiger Verlegenheit) Wahrlich Madame, das weiß ich selbst nicht recht.

Ich. Das ist lustig. Ha, ha, ha.

Er. Eigentlich war ich mir im Augenblike des Zorns keiner andern Absicht bewußt, als zu fliehen von dem treulos gewordenen Weibe.

Ich. Noch besser. Der Mann entfernt sich von seinem Weibe, das er für treulos hält, und giebt ihr damit die schönste Gelegenheit, ihre Untreue, wenn sie wirklich treulos ist, ungestört zu befriedigen. — Gestehen Sie, entweder Sie haben unklug gehandelt, oder Sie waren selbst von der Untreue Ihrer Lilla nicht überzeugt, und es war eine leere Grille des Unmuths, was Sie von Hause wegtrieb.

Er. Ich sehe, daß Sie in Herzensangelegenheiten nicht unerfahren sind. Sie haben recht. Noch ist mir's — und war mir's selbst, als ich wegritt, — um die Liebe meines Weibes zu thun, folglich muß auch noch Liebe zu *ihr* in *meinem* Herzen seyn. Und dennoch, — ich habe nicht so unklug gehandelt, wie Sie glauben, — ist es eben diese Liebe, welche mich von ihr wegtrieb.

Ich. Wahrhaftig, Sie scheinen Ihre Freude daran zu haben, ihre Worte auf Schrauben zu sezen, und mich in Lösung von Widersprüchen üben zu wollen. Erst trieb Sie Ihres Weibes Untreue hinweg, und nun soll es die Liebe gethan haben? Wie ist das möglich?

Er. Doch. Ganz, glaube ich nicht, daß die Liebe zu mir in Lilla's Herzen erloschen ist, aber erkaltet mag sie wenigstens seyn. Entfernung erwärmt sie

vielleicht wieder, dachte ich, hat sie doch schon manche Freundschaft wieder hergestellt, die schon auf dem Punkte des Bruches war. — Und dann, — denn wirklich Sie, Madame, lagen mit im Zweke meiner Reise, — hoffte ich, Sie würden dem gekränkten Gatten die Bitte nicht abschlagen, Ihre Freundinn zu ihrer Pflicht zurükzuweisen.

Ich. Wie könnte ich mich dieser Freundschafts-Pflicht entziehen, wenn ich sie wirklich nöthig finde? Nur erlauben Sie mir — —

Indem klopfte jemand an die Thüre, und das Gespräch wurde unterbrochen.

Ein Briefträger von der Post trat herein, und brachte mir Ihren Brief. Sie können denken, wie begierig nach den bisherigen Unterredungen ich war, als ich Ihre Hand in der Aufschrift erkannte. Hastig riß ich das Siegel hinweg, und eben so hastig sagt' ich zu Ihrem Manne: „Verzeihen Sie mir, wenn ich diesen Brief in Ihrer Gegenwart lese, allein er ist mir zu wichtig, als daß ich ihn nur einen Augenblik liegen lassen könnte. Vielleicht gefällt es Ihnen, sich indessen hier an meinem Claviere zu unterhalten."

Er thats, und spielte einige Phantasien, aber die sichtbare Veränderung in meinen Mienen, seitdem ich diesen Brief in der Hand hatte, mußte auch

ihm aufgefallen seyn, und er schielte daher alle Augenblike vom Clavier zu mir herüber, um mein Gesicht zu beobachten. — Als ich nun einigemale während der Lesung Ihres Briefes die Augen wischte, — ich ließ ihn dieß absichtlich bemerken, und wirklich entfielen mir über dem, was ich las, ein Paar mitleidsvolle Thränen — so kam er auf mich zu, und als ahnete ihm, wem diese Thränen gälten, fragte er mich mit halb schwankender Stimme, ob ich eine Trauerpost erhalten hätte?

„Ja wohl", antwortete ich, ohne ihn anzusehen, und las fort.

Er schlug die Arme in einander, und blieb unbeweglich vor mir stehen, indem er mich scharf ins Gesicht faßte.

„O Männer!" rief ich endlich, nachdem ich gelesen hatte, und gab Ihrem Manne den Brief hin. — „Da lesen Sie, sehen Sie, was Sie angerichtet haben, und bewundern Sie die gute edle Seele."

So wie er bemerkte, daß der Brief von Ihnen war, wurde er über und über roth, und Schaam und Unwillen schienen in seiner Seele zu kämpfen. Ich faßte ihn nun eben so scharf ins Auge, als er zuvor mich. Er las still und tiefsinnig, und als ihm sein eigener Brief in die Hände fiel, legte er ihn mit einis-

gem Unwillen weg auf den Tisch. — Ich glaubte, er würde mit Ihrem Briefe nie zu Ende kommen, so lang las er daran, und er muß ihn mehr als Einmal, muß ihn zwey = dreymal überlesen haben. Endlich schlug er ihn zusammen, legte ihn stillschweigend auf den Tisch, stüzte den Kopf auf den Arm, und bedekte sich die Augen mit der Hand. Jezt ihn anzureden, hielt ich für unrecht, denn es gieng sichtbar ein Kampf in seiner Seele vor, der keine Zeugen vertrug. Ich schwieg also, er auch. Nach einer Pause fuhr er auf, schlug sich vor die Stirne, und indem er rief: „Thor, der ich war! gieng er einigemale heftig auf und nieder.“ Auf einmal rannte er auf mich zu, ergriff meine Hand, küßte sie, und rief: „Verzeihen Sie mir im Namen Ihrer Freundinn, meiner Lilla! Ich habe sie schändlich beleidigt.“

Ich. Fühlen Sie das?

Er. Es drükt mich zu Boden. Und die gute, gute Seele! Sie liebt mich doch noch so feurig, wie zuvor. O ich möchte mit dem Kopfe gegen die Wand rennen, daß ich's ihr nicht in diesem Augenblike selbst abbitten kann. — Ja! ich war ein Thor, ich habe unsinnig gehandelt. — Glauben Sie, daß Sie mir verzeihen wird?

Ich. Hat sie's Ihnen nicht in diesem Briefe

selbst schon zugesagt? O sie wird Ihnen mit offenen Armen entgegen eilen. Wahrlich, ich möchte Zeuge ihrer Ueberraschung, und der ersten Scene des Wiedersehens seyn. Doch nein! Solche Scenen vertragen die Gegenwart keines Dritten, selbst des besten Freundes nicht. Aber — werden Sie nun Ihre Reise fortsezen, oder wollen Sie von hier umkehren zu Ihrer Lilla?

Er. Ob ich umkehren will? Heute noch.

Ich. Nun, da möchten Sie wohl spät nach Hause kommen. Sie sehen, es ist Nacht, der Mond scheint nicht, und Ihr Weg konnte Ihnen daher, — ich will von der Unsicherheit nicht reden, aber auch nur durch Verirren — noch einmal so lang werden, als wenn Sie den Anbruch des Tages erwarten.

Er. Glauben Sie, daß meine Ungeduld und der Eifer, wieder gut zu machen, was ich verdorben habe, mich diesen erwarten lassen? — O da irren Sie sich.

Ich. Ihr Vorsaz ist gut. Aber dennoch diese Nacht müssen Sie noch bleiben, ich lasse Sie nicht weg. Zudem muß ich doch Ihrer Lilla ihren Brief beantworten, und sollte ich ihr diese Antwort wohl durch einen andern Boten schiken, als durch Sie selbst? — Nein, mein Herr, ich bin ein wenig eigennüzig; dafür, daß ich Sie Ihrem Weibe wieder gebe, will ich auch ei-

nen Lohn, und diesen erhalte ich, wenn Sie ihr meinen Brief überbringen, denn ich weiß, er wird ihr doppelt angenehm seyn, weil sie ihn aus Ihren Händen erhält.

Er. (mit einer Verbeugung) Allzu schmeichelhaft für mich.

Ich. Nur Geduld, denn was nachkommt, möchte weniger schmeichelhaft seyn. Ich bitte mir aus, daß Sie diesen Brief nicht zu lesen verlangen, (er erröthete) denn er wird Dinge enthalten, wobei Ihre Lilla beschämt würde, wenn sie sie offenbaren müßte, und beschämen müssen Sie die gute Seele nicht.

Er versprachs, und entschloß sich noch bis morgen zu bleiben. Nach einem kurzen und sparsamen Nachtessen begab er sich zur Ruhe, um recht frühe wegzukommen, denn jeder Stuhl brannte ihn nun, worauf er saß. Ich aber sezte mich an meinen Schreibtisch, um diesen Brief zu schreiben.

Was nun morgen vor seiner Abreise noch vorgehen wird, will ich am Schlusse bemerken.

Indessen — getröstet wären Sie denn, geholfen ist Ihnen auch, weil Sie Ihren Münter wieder haben, und liebevoller, als je. Aber Sie wollen auch Rath. Je nun, ich kann Ihnen denselben auch nicht verweigern, weil er für die Zukunft vielleicht von guten Folgen seyn könnte.

Wirklich meine Liebe, — ich muß Ihnen dieß sagen, damit Sie nicht allzu stolz werden, wenn Ihr Seladon so de- und wehmüthig zu Ihnen zurükkehrt, — haben Sie bei der fatalen Geschichte auch nicht ganz fehlerfrei gehandelt. Ich will Ihnen nichts darüber sagen, daß Sie Unrecht thaten, meine Briefe vor Ihrem Manne zu verbergen, denn Sie fühlen dieß selbst, und fühlen es mit Grunde. Der Mann hat gerechte Ansprüche an unsre ganze Vertraulichkeit. Er zwar kann durch Amts- und andere Verhältnisse genöthiget werden, Geheimnisse vor uns zu haben, die unmittheilbar sind, aber was uns zu ähnlichen Verheimlichungen nöthigen oder berechtigen könnte, sehe ich nicht. Nothwendig muß es ihn also beleidigen, wenn er sieht, daß irgend ein Geheimniß unser Herz besizt, dessen Offenbarung uns in unsern Verhältnissen nicht, dessen Verheimlichung aber uns in der Liebe und Achtung unsers Gatten schaden kann, weil er sich nicht vorstellen kann, daß es etwas anderes, als ein unerlaubtes Geheimniß sey, was wir so hartnäkig, vielleicht auch, wie dieß bei Ihnen wirklich der Fall war, ängstlich vor ihm verbergen. Denn der natürlichste Schluß, den man vom ängstlichen Verbergen machen kann, ist der auf ein böses Gewissen, und dieser Schluß muß wohl Argwohn erregen. — Was hätten Sie ver-

loren, wenn Sie Ihrem Manne meine Briefe zu lesen gegeben hätten? Das wahrlich nicht, was Sie befürchteten, seine Achtung, denn wie sollte ein vernünftiger Mann zürnen können, wenn sich sein — zumal junges — Weib belehren läßt.

Doch genug hievon, und vielleicht schon zuviel, da Sie diesen Fehler selbst schon erkennen. — Aber einen andern scheinen Sie noch nicht einzusehen, den Sie doch auch gemacht haben. Gegen Ihren Münter waren Sie zu verschlossen, und gegen den Hausfreund zu offen. Mag es immerhin seyn, daß Sie ihn für einen vertrauten Freund Ihres Mannes hielten; — ehliche Zwistigkeiten müssen, wenn sie nicht daurend und am Ende unheilbar werden sollen, selbst dem vertrautesten Freunde nicht zur Vermittelung anvertraut werden, in einem Falle, wie der Ihrige war, am allerwenigsten. — Wahrscheinlich, und mehr noch, als dieß, gewiß, fieng ihr Mann nach der lezten Unterredung mit Ihnen schon an, sich seiner Schwachheit zu schämen, und es war vielleicht alles eingeleitet, um das Misverständniß zu heben. Da sah er, indem er sich vor sich selbst schämte, sich auf einmal auch in den Augen eines Menschen beschämt, den er tief unter sich fühlte, und durch Ihre

Schuld beschämt. Unter allen Gefühlen aber erträgt man das der Beschämung am wenigsten. War's anderst möglich, als daß Ihr Münter der Urheberinn dieses Gefühles zürnen mußte, und daß Sie eben dadurch seinen Verdacht verstärkten? Mußt' er nicht denken, Sie achten seiner gar nicht mehr, da Sie seine Schwachheit gerade an den Menschen verriethen, der ihm den ersten Anlaß zum Argwohn gegeben hatte?

Ueberhaupt ich kann Ihren Mann bei der ganzen Geschichte nicht völlig uneingeschränkt tadeln. — Eifersucht, auch wenn sie völlig ohne Grund ist, ist doch meistens eine Tochter der Liebe, freilich nur eine Aftergeburt derselben, aber es ist doch immer gut, wenn wir bei Eifersuchtsgrillen unsrer Männer den Gedanken fest zu halten suchen, daß sie nicht eifersüchtig geworden seyn würden, wenn wir ihnen gleichgültig wären. Denn wirklich, je schwächer in der Ehe das anfänglich ungestüme Feuer der Liebe nach und nach brennt, desto seltener werden auch die Versuchungen zur Eifersucht, einzelne seltene Fälle ausgenommen, da sie auch entweder aus Stolz oder einer gewissen hypochondrischen Laune entsteht. — Und man braucht, um eifersüchtig zu werden, eben nicht gerade an der Tugend seiner Gattinn zu zweifeln. Schon der blosse Versuch eines dritten, diese Tugend zu erschüttern,

kann den Mann unruhig machen, und selbst der Gedanke an die Möglichkeit, daß ein unbewachter Augenblik jenen Versuch in so fern begünstigen möchte, daß auch nur eine schwache Zuneigung gegen den Versucher in das Herz der Gattinn sich einschleichen könnte, wodurch doch immer das des Mannes um etwas verkürzt würde, kann Eifersucht erregen. Denn je heftiger man etwas liebt, desto leichter zittert man vor der kleinsten Gefahr, es zu verlieren.

Und dann — die Folge hat Sie ja gelehrt, daß Ihres Mannes Verdacht nicht ganz ungegründet war. Der Hausfreund hatte wirklich die schlechten Absichten, welche Ihr Münter bei ihm argwohnte. — Ueberhaupt ist es eine eigene Sache um die Hausfreunde. Sehr oft sind sie die Pest der Familien und die Störer des häuslichen Glükes. — „Hausfreunde", erinnere ich mich irgendwo gelesen zu haben, „sind Freunde des Weibes, ohne auch Freunde des Mannes zu seyn, und sind jenes meistens auf Kosten des leztern." — Wirklich giebt es solche unberufene Gesellschafter, die sich in jedes Haus eindrängen, wo sie irgend ein schönes Weib wittern. Sie scheinen anfänglich freilich nur des Mannes wegen zu kommen, aber sie wissen sich nach und nach so in das Vertrauen der Familie einzuschleichen, daß es anfänglich weder den Mann noch das

Weib befremdet, wenn sie zu jeder Tagesstunde kommen, und ungenirt selbst bei der weiblichen Toilette oder vor dem Bette der Frau, wenn etwa eine kleine Unpäßlichkeit sie darauf geworfen hat, erscheinen — Mann und Weib haben nichts arges daraus, und man behandelt sie am Ende eben so ungenirt, wie sie sich betragen, der Mann bleibt etwan an seiner Arbeit, und läßt den Hausfreund bei seinem Weibe allein, und dieser bittet wol selbst, sich ja nicht stören zu lassen. — Aber Weiber! seyd auf eurer Hut! Dieß ist gerade der gefährlichste Zeitpunkt. Eines von beiden erfolgt meistens. Entweder ihr werdet selbst in den Schlingen des falschen Freundes gefangen, oder es entsteht über kurz oder lang Verdacht bei dem Manne, wenn er den Hausfreund so oft bei euch sizen sieht, wenn er ihn so oft bei euch antrifft, wann er nach Hause kommt, wenn er von ihm so oft freundschaftlich genöthiget wird, sich in seinen Geschäften nicht stören zu lassen, und dergleichen.

Ohne Zweifel haben Sie dem saubern Purschen den Text recht gelesen, als er in der Abwesenheit Ihres Mannes mit solchen Absichten wieder kam, und Ihnen jene Vorschläge machte. Das müßten Sie wenigstens thun. Wer mit einem verheyratheten Frauenzimmer auch nur von Liebe s p r i c h t, verdient ge-

brandmarkt zu werden, denn was kann er für andere als ehrlose Absichten haben? Und so kindisch und einfältig es wäre, wenn eine Verheyrathete jede unschuldige Galanterie einer fremden Mannsperson mit Grobheiten abweisen wollte, um ja die eheliche Treue nicht zu verlezen, so viel würde sie im Gegentheil ihrer weiblichen Würde vergeben, wenn sie einen Mann, bei dem sie strafbare Absichten zu vermuthen Grund genug hat, nicht mit allen den Waffen, die ihr zu Gebote stehen, von sich entfernt zu halten suchte, und ihn, wenn er unverschämt genug ist, diesen Waffen die Seinigen entgegen zu sezen, nicht durch eine auffallende Erklärung und ein entscheidendes Betragen, das beleidigten Stolz, und gekränkte weibliche Würde verräth, so abwiese, daß er keinen zweiten Versuch von ähnlicher Art mehr wagt. — Ich weiß wohl, daß manche Weiber bei aller Reinheit ihres Herzens doch nicht Muth genug haben, einem zudringlichen unverschämten Bösewicht so gerade zu die Stirne zu bieten, daß er auf einmal und für immer verstummt, sondern ihn bei aller standhaften Weigerung, seine Absichten zu begünstigen, doch noch mit einer Schonung abweisen, die er nicht verdient. Aber diese haben sich's dann auch selbst zuzuschreiben, wenn der Unverschämte dadurch nur noch dreister wird, und sie seinen beschwer-

lichen Zudringlichkeiten länger ausgesezt bleiben, und am Ende sogar ihren eigenen Ruf in die Gefahr der Zweideutigkeit bringen.

Von der Zukunft hoffe ich, sollen Sie nichts mehr zu befürchten haben. Ich denke, Ihr Mann ist geheilt, und so gründlich geheilt, daß kein Recidiv zu befahren ist. Je länger Ihre Ehe dauert, desto mehr vermindert sich die Gefahr ähnlicher Auftritte, und die süsse Hoffnungen, denen Sie nun entgegen sehen, sind recht eigentlich ein specifisches Mittel gegen diese Krankheit. — Lassen Sie nur erst Ihren Münter das Mädchen oder den Knaben, die sie ihm schenken werden, auf dem Arme oder Schoose wiegen, o da werden die eifersüchtigen Grillen alle verfliegen, wie Spreu vor dem Winde. Wirklich ist auch die Eifersucht vornehmlich nur in kinderlosen Ehen zu Hause. Wo hier ein Knabe, dort ein Mädchen um uns herumtändelt, und Vater, Mutter! ruft, da vergißt sich so etwas. Glauben Sie mir, ich habe Wunder davon gesehen. Eheleute, die nie recht einig waren, und einander wechselsweise mit Eifersucht plagten, so lange sie kinderlos lebten, vertrugen sich wie Engel, so bald sich ihre Familie vermehrt hatte. Es ist auch natürlich. So bald einmal Kinder da sind, so ist mit ihnen ein neues gemeinschaftliches Interesse für beide Gatten

entstanden, und mit diesem Interesse ein neues Band, das beider Herzen um so fester zusammen knüpft, je stärker der natürliche Trieb ist, welcher beide nach dem gemeinschaftlichen Mittelpunkt hinzieht. Das Weib liebt nun in dem Manne den Schöpfer der süssen Gefühle, die ihrem Herzen so wohl thun, und der Mann im Weibe die Geberinn der Freuden, welche ihm die holden Pfänder seiner Zärtlichkeit verschaffen. — Solche Gefühle verscheuchen die Grillen, und in dem traulichen häußlichen Kreise, wo Herz an Herz, und Mund an Mund sich schmiegt, brennt die Flamme der ehlichen Liebe so still und sanft, daß kein Sturm sie auszulöschen droht.

Indessen wir sind und bleiben Menschen, und also nie völlig fehlerfrei, es könnten daher, wenn schon auch selten, doch einmal der Augenblicke einige wieder kommen, da Sie fehlten, und Ihr Mänter aufbrauste und grollte. Vernehmen Sie deshalb noch einige freundschaftliche Räthe, deren Befolgung, wie ich hoffe, jedem künftigen Ausbruche vorbeugen wird.

Vor allen Dingen den: Lassen Sie Ihren Mann doch ja nicht merken, daß Sie es wissen, wie sehr er nun selbst seine Schwachheit und Uebereilung einsieht und fühlt. Wenn er davon, daß Sie diese Gefühle kennen, auch nur in Ihrem Gesichte, in einem Zuge

Ihres Mundes eine Spur entdekte, so würde er dadurch vor Ihnen so sehr beschämt da stehen, daß dieses Gefühl der Beschämung, eine Zeitlang wenigstens, alle Herzlichkeit und unbefangene Vertraulichkeit im Umgange verbannen, mithin das jezt nach der gewaltsamen Entfernung doppelt nöthige vertrauliche Wiederannähern zwischen Ihnen beiden nothwendig erschweren müßte. — Die gebietenden Herren wollen nun einmal nicht vor dem schwächeren Weibe sich schämen, ihre Ueberlegenheit litte darunter, und sie müßten sich etwas von ihren Vorrechten vergeben. — Und wirklich, meine Liebe, haben sie wohl so ganz unrecht, wenn sie diesem demüthigenden Gefühle ausweichen wollen? Ein Mann, der sich seinem Weibe gegen über klein oder gar verächtlich vorkommen muß, verliert in der That etwas von seiner Würde, und wir schaden uns selbst, wenn wir ihm diesen Verlust verursachen. Es ist peinigend genug, es sich selbst gestehen zu müssen, man habe unklug oder unüberlegt gehandelt, aber diesen Vorwurf von seinem Weibe hören, oder auch nur in einem Blike ihres Auges, in einer Falte ihres Mundes lesen zu müssen, von seinem Weibe, dem man an Verstand, Ueberlegung und Klugheit überlegen seyn sollte, das ist mehr, als ein Mann ertragen kann, ohne eine gewisse Bitterkeit gegen das Weib zu empfinden, das ihn dieß fühlen ließ.

Sicher werden Sie daher ungleich mehr gewinnen, wenn Sie es ihn nicht nur nie merken, nicht von ferne ahnen lassen, daß er gefehlt hat, sondern wenn Sie sogar edel genug sind, die Schuld auf sich zu nehmen, wenn die Sache zur Sprache kommt, und Ihr Mann, wie ich vermuthe, sich bei Ihnen entschuldigen wird. Und ich sehe es im Geiste voraus, wie aus dieser schonenden Behandlung ein edler Wettstreit zwischen Ihnen beiden entstehen wird, der die gegenseitige Zärtlichkeit und Liebe aufs neue erweken, und Ihre Herzen unzertrennlich an einander knüpfen wird.

Verbergen Sie nun künftig meine Briefe nicht mehr vor ihm, und geben Sie ihm dieselben, — den gegenwärtigen ausgenommen — alle zu lesen, auch wenn er sie nicht verlangt. Handeln Sie überhaupt in allen Stüken offen und gerade mit ihm, machen Sie ihn zum Vertrauten aller Ihrer Angelegenheiten, lassen Sie Ihr ganzes Herz immer offen vor ihm liegen, schütten Sie alle Ihre Wünsche, Hoffnungen, Sorgen, Entwürfe in seinen theilnehmenden Busen aus. — Hüten Sie sich überhaupt vor Geheimnissen; der Kizel, den es uns etwa macht, etwas allein zu wissen, ist die Unannehmlichkeiten nicht werth, die sie uns so oft zuziehen, und die Verlegenheiten,

worein sie uns so gern versezen. — Seyn Sie auf Ihrer Hut, daß nie die Schmeicheleyen eines fremden Mannes sich in Ihr Herz einschleichen, und nie Ihr Münter Anlaß bekomme, wirklichen Verdacht zu schöpfen. Vermeiden Sie es zu dem Ende, so viel es ohne Verlezung des Wohlstandes und der Schiklichkeit möglich ist, männliche Besuche ohne die Gegenwart Ihres Mannes anzunehmen.

Hüten Sie sich insbesondere auch vor einem manchen Weibern eigenen Fehler, der so leicht auch ein Zunder der Eifersucht wird; ich meine den, daß Sie auffallend höflicher, obligeanter, und artiger gegen fremde Männer sind, als gegen Ihren eigenen. — Ich weiß wohl, auch die unschuldigsten Weiber verfallen oft in diesen Fehler, nicht aus Verachtung oder Geringschäzung des Mannes, sondern entweder aus Gewohnheit, oder aus einer falschen Schaam. Aus Gewohnheit, weil sie vielleicht durch den täglichen vertraulichen Umgang mit ihrem Manne, der freilich keinen Zwang verträgt, jener Höflichkeit, Artigkeit, und Complimenten-Tones entwohnt worden sind, in Gesellschaften aber doch noch gerne gefallen wollen. — Oder aus falscher Schaam, weil sie — zumal junge Weiber — vielleicht befürchten, man möchte sie auslachen, wenn sie ihrem Man-

ne öffentlich eben die Achtung bezeugen, wie einem Fremden.

Allein es ist denn doch ein Fehler. Ein Weib sollte nie aufhören, ihrem Manne gefallen zu wollen, und welcher Vernünftige wird sie auslachen, oder tadeln, wenn sie ihre Achtung gegen ihn auch öffentlich an den Tag legt? — Ein zärtlicher Blik auf den Gatten, eine zuvorkommende Gefälligkeit gegen ihn, eben indem man einem Fremden Höflichkeiten erweist, ein ungesuchtes günstiges Urtheil über ihn in der Gesellschaft, worinn man eben ist, sind hinlänglich um den Gatten für die Artigkeiten, womit wir fremde Männer etwan empfangen, zu entschädigen, und zugleich bei den leztern Ehrfurcht gegen das Weib zu erweken, das seinen Mann so schäzt und liebt.

Im Gegentheil sagen Sie selbst, wenn ein Weib an Fremde alle ihre Artigkeit und Lebensart verschwendet, indeß sie gegen den Mann kalt und nachlässig ist, wenn sie schon keine schlimmen Absichten dabei hat, muß es diesen nicht kränken, sich einem Fremden nachgesezt zu sehen, muß es nicht am Ende den Argwohn in ihm erweken, andere Männer seyen ihrem Herzen werther als er, und kann es nicht zulezt selbst die schlimmen Folgen haben, daß hie und da ein Lüstling oder ein fader Schmetterling ein solches Weib,

das seinem Manne keine Achtung bezeugt, für eine leichte Prise hält, und sie sich dadurch seinen beschwerlichen Anfällen aussezt? — Und doch ist es etwas sehr gewöhnliches, und beinahe zum guten Tone geworden, daß Eheleute in Gesellschaften sich gegen einander betragen als ob der Mann der Diener der Frau, und sie nur die Magd des Mannes wäre.

Sie also, meine Liebe, hüten Sie sich vor einem solchen Betragen. Bezeugen Sie Ihrem Münter auch öffentlich die Achtung, die er verdient, und lassen Sie daran ihn und andere sehen, daß Sie ihn schäzen und lieben, so wird er nicht so leicht wieder in Gefahr kommen, in seine alte Eifersuchts = Grille zurükzufallen.

Sollte jedoch, all Ihres Bestrebens, es zu verhüten, ungeachtet derselbe Fall, was ich aber nicht befürchte, wieder eintretten, nun so grämen Sie sich auch nicht das Herz darüber ab. Gehen Sie ruhig Ihren Gang fort, den Gang der Tugend und der Pflicht, und bekümmern Sie sich übrigens auch nicht ängstlich um Kleinigkeiten. Ein Eifersüchtiger ist wie ein Hypochondrist, wenn man allen seinen Grillen nachgiebt, so wird er immer begehrlicher und eigensinniger, und fordert am Ende thörichte und abgeschmakte, zulezt unmögliche Dinge; und so-

viel dürfen wir doch auch unsern gebietenden Herren nicht über uns einräumen, daß keiner unsrer Blike und keines unsrer Worte mehr von unsrer eigenen Freiheit, sondern nur von ihrem Winke abhangen soll.

So sehr also die Eifersucht Schonung verdient, so lang sie in den Schranken der Mässigung bleibt, so unerbittlich verdient sie dagegen angegriffen zu werden, sobald sie in Despotismus ausartet, und tyrannisiren will. Denn man kann solchen Eifersüchtigen — seyen es nun Männer oder Weiber — am Ende doch nichts mehr recht machen, wenn man sich auch den peinlichsten Zwang anthut. Sieht man einer Person des andern Geschlechtes frey ins Gesicht, so halten sies für Einverständniß, schlägt man die Augen nieder, oder wendet sie ab, so muß es Verabredung oder Bewußtseyn der Schuld seyn. Ist man freundlich gegen Andere, so soll man Eroberungen machen wollen, bleibt man kalt, so kann dieß Verstellung seyn. Kurz es giebt keine noch so honigreiche Blume, woraus diese Argwöhnischen nicht Gift zu saugen verständen. Besser also, man bemüht sich nicht, die Danaiden-Fässer zu füllen, und Unmöglichkeiten möglich zu machen. Im Gegentheil ist eben diese Unbekümmertheit um thörichte Kleinigkeiten nicht selten die beste Kur für solche Eifersüchtige. Wenn sie sehen, daß man troz ihres ArgusBli-

kes seine gewohnte Bahn nicht verläßt, und daß sie uns dennoch mit all ihrem Spähen auf dieser Bahn nie gleiten und strauchlen sehen können, so lernen sie endlich den Ungrund ihres Argwohns erkennen, und kehren zurük von demselben.

Aber seyn Sie auf Ihrer Hut, meine Liebe, daß nicht einst das Blatt sich wende, und dann Sie von dieser häßlichen Leidenschaft gepeiniget werden. Wirklich hat man Beispiele hievon, und es scheint beinahe, Eifersucht sey eine anstekende Krankheit. Ich habe selbst im Kreise meiner Bekannten die Erfahrung gemacht, daß, nachdem der Mann davon geheilt war, nach einiger Zeit die Frau auf dieselbe Thorheit verfiel. Und ganz unerklärlich ist es nicht. Auf der einen Seite hat die Versöhnung die Liebe wieder verstärkt, und heftige Liebe macht immer zur Eifersucht geneigt; — auf der andern will der versöhnte Mann der Frau nun mehr Freiheit gestatten, und aus Dankbarkeit thut diese dasselbe gegen den Mann, aber bald reut sie diese zuvor ungewohnte, wenigstens nicht ausdrüklich gegebene Erlaubnis, und am Ende regt sich der Verdacht, ob der Mann die vergönnte Freiheit nicht zu weit ausdehnen möchte, und siehe da! die Eifersucht ist fertig. — Indessen hoffe ich doch, meine Liebe, wenn Sie daran denken, wie viel Pein die

Eifersucht Ihres Mannes Ihnen verursacht hat, wenn Sie sein ganzes Betragen zergliedern, und sich daraus die Lehre abziehen, wie leicht man in der Hize der Leidenschaft von etwas wie von seinem Leben überzeugt zu seyn glauben kann, das doch ganz ohne Grund ist, — und wenn Sie endlich auch die Regeln befolgen, die ich Ihrem Manne zum Abschiede noch mitgeben werde, so werden Sie entweder ganz davon befreit bleiben, oder wenigstens jede Anwandlung sogleich mit leichter Mühe niederschlagen können.

Doch es ist schon tief in die Nacht hinein, die Hähne krähen schon, und mir fallen die Augen zu. Erlauben Sie mir daher noch eine Stunde Schlaf, eh' Ihr Vielgetreuer mich wieder wekt.

Den folgenden Tag. Morgens 4 Uhr.

Da steht er schon gestiefelt und gespornt. Ich lasse ihn einstweilen den Caffee trinken, und endige immittelst diesen Brief. — Lassen Sie sich nur — — Aber das ist eine Ungeduld! Ich kann nicht weiter schreiben, er hat den Caffee in Einem Zuge hinuntergeschlungen, und sein Pferd steht schon vor der Thüre. Sollte man doch meinen, er hätte Feuer unter den Sohlen. Wie dauert mich das arme Thier! Es wird die Eifersucht seines Reuters auch noch einmal büssen müssen.

Nun ich muß nur sprechen und schreiben zugleich.

„Leben Sie denn wohl, mein fahrender Ritter, und geben Sie mir Ihre Hand darauf, daß Sie nicht wieder eifersüchtig werden wollen."

Er. Hier. (ein derber kräftiger Handschlag.)

Ich. Nun zum Abschiede nur noch ein Paar gute Regeln für die Zukunft.

Er. Aber ums Himmels willen nur nicht viele und lange. Ich habe Eile, wie Sie sehen.

Ich. Nur drey, ganz kurze: Glauben Sie künftig nicht wieder, ehe Sie gesehen, urtheilen Sie nicht, ehe Sie geprüft, und fahren Sie nicht zu, ehe Sie sich mit Ihrem Weibe besprochen haben. — — Nu, nu, so lassen Sie mich nur auch noch ein Lebewohl für Ihre Lilla hinschreiben.

„A Dieu denn, Liebe, Gute, mehr gestattet mir der Ungeduldige nicht.

„Nun nur noch eine Oblate zwischen den Brief geschoben, und das Siegel aufgedrükt. — Da! — Reisen Sie glüklich!"

Cäcilie L.

Dort ritt er hin! Im Galopp hatte ihn Unmuth und Eifersucht von Hause hinweg, im Galopp das fürchterliche Gewitter zu Cäcilien getrieben, aber im

Rennerartigen Fluge trieben ihn Liebe und Reue zu seiner Lilla zurük. Mit einer Geschwindigkeit, die nur einem Ehmanne begreiflich ist, der ähnliche Erfahrungen, wie Münter, gemacht hat, war er wieder vor seinem Hause. Welch freudiges Schreken für Lilla, als sie, eine so frühe Rükkehr nicht ahnend, nach dem Reuter, der so rasend die Strasse hereinsprengte, zum Fenster hinaus, und beinahe in demselben Augenblike ihren Münter vom Pferde steigen sah.

Mit einer Hastigkeit, die ihr unter ihren Umständen leicht hätte gefährlich werden können, eilte sie ihm unter die Hausthüre entgegen. Da stand er, triefend von Schweisse, und sah Lilla'n mit einem Blike an, worin so viel gemischte Empfindungen lagen, daß ihn ihr Auge nicht sogleich enträthseln konnte. Schweigend nahm er sie bei der Hand, und führte sie die Treppe hinauf; ihre Hand zitterte in der seinigen, denn noch wußte sie nicht, wie er zu ihr zurükkam, ob noch zürnend, oder versöhnt? — Aber als sie nun miteinander in's Zimmer traten, da fiel er ihr mit heftigem Ungestüm um den Hals, und: „Vergebung, beste Lilla, Vergebung!" war alles, was er vorerst hervorbringen konnte. — Lilla umfaßte ihn vor Freude beinahe krampfhaft, und rief mit halb erstikter Stimme: „Daß ich dich wieder habe, bester Münter, dich wieder habe, das, das — Oh!" — mehr vermogte sie auch nicht.

Sie erzählten einander hierauf, als die ersten stürmischen Gefühle in ruhigere überzugehen anfiengen, gleichsam als ob sie Jahre lang von einander getrennt gewesen wären, alle Kleinigkeiten, die ihnen indessen wiederfahren waren, aber als nun Münter ein Bekenntniß seiner Schwäche ablegen und noch einmal um Verzeihung bitten wollte, so hielt ihm Lilla den Mund zu, und unterbrach ihn mit der liebenswürdigsten Schonung: „Stille, stille, lieber Münter, ich bitte dich, mache mich nicht schamroth. Laß uns den Vorhang eines ewigen Stillschweigens über die Geschichte der lezten Tage ziehen, ich müßte mich ja gar zu sehr schämen, wenn — — Das übrige, was sie noch hatte sagen wollen, küßte ihr Münter vom Munde hinweg.

Daß nun der Stern der Liebe ihnen aufs neue, und von nun an an einem wolkenleeren Himmel glänzte, das werden meine verehrteste Leserinnen sich wohl von selbst schon einbilden, ohne daß ich es Ihnen erst zu erzählen nöthig habe.

Nach überstandnen Schmerzen
Ist für versöhnte Herzen
Die Liebe doppelt schön.

Alle Gelegenheiten, die künftig den Himmel ihres ehlichen Glükes je wieder hätten trüben können, wurden nun sorgfältig entfernt. Der Hausfreund kam

nicht mehr, er vermied das Haus, worin er eine so undankbare Rolle gespielt hatte, und niemand bekümmerte sich mehr um ihn. Lilla hatte vor ihrem Manne keine Geheimnisse mehr, und Münter argwöhnte nicht mehr, sondern besprach sich über alles mit seiner Gattinn offenherzig und frei.

Aber Cäcilie, — die mußte natürlich darum wissen, was für neue Seeligkeit in dem Hause ihrer jungen Freundinn herrschte. In einem Briefe, der beinahe schwärmerisch ihre Gefühle ausdrükte, erzählte sie ihr die Rükkehr ihres Münters, schilderte sie ihr das neue Glük ihrer Liebe.

Wir können nun also das junge Ehepaar ruhig wieder sich selbst überlassen, und wollen indessen denn doch einmal nachsehen, ob nicht auch wieder Briefe von Cäcilien angekommen sind. — Sehen Sie, da ist ja wirklich schon einer.

Neunter Brief.

Cäcilie an Lilla.

O! wie freue ich mich, meine Liebe, daß Ihre ehliche Glükseeligkeit so vollkommen wieder hergestellt ist. Zwar stellte ich mir's gar nicht anderst vor, denn Ihr und Ihres Münters Herz sind von

der Beschaffenheit, daß man nur Licht in das unseelige Misverständniß bringen durfte, das sie entzweyt hat, um sie wieder — und unzertrennlich — zu vereinigen. Aber es ist denn doch ein Glük, daß dieses Licht Ihnen so bald aufgieng, daß das freundliche Donnerwetter Ihren Münter gerade zu der Zeit zu mir führen mußte, als Ihr lieber Brief bei mir ankam, daß — kurz, daß Sie Ihren Münter so bald wieder bekamen. Ich mögte wohl Eure erste Umarmung mit angesehen haben. Es muß eine Scene gewesen seyn, darob die Engel im Himmel sich freuten.

Nun soll wohl kein feindseliger Dämon den Frieden Ihrer Ehe mehr stören, denn Ihre und Ihres Mannes Liebe hat nun eine Prüfung ausgehalten, die sie unverwundbar gegen fernere Angriffe macht.

Doch, Sie wollen, daß ich nun die Geschichte meiner Ehe Ihnen fortseze, und Ihnen dadurch, wie Sie sich ausdrüken, für die Zukunft neue Belehrungen mittheile. Es sey, wenn ich schon überzeugt bin, daß Sie durch eigene Erfahrung belehrt, je länger je weniger Unterricht bedürfen werden.

Sie erinnern sich wohl noch, daß mein vorlezter Brief die Geschichte von dem unglüklichen Tode meines Schwiegervaters enthielt, und ich Sie damals schon ahnen ließ, daß derselbe auch auf mich und

das Glük meiner Ehe einen nachtheiligen Einfluß hatte. Ach! es war eine unabsehbare Reihe trüber Tage, welche derselbe über mich herbeiführte!

Mein und meines Mannes Schmerz über den Verlust dieses besten aller Väter, den wir so bald nach dem Tode unsrer guten Mutter leiden mußten, war grenzenlos. Aber gerade das, was uns, nachdem wir uns wieder etwas gesammelt hatten, zu beruhigen schien, ward eine neue Quelle des Unglüks für uns. „Wie doch alles in der Welt eine vo Seiten hat", sagte ich eines Abends, da wir uns eben, wie gewöhnlich, von unsern theuren Verstorbenen unterhielten, zu meinem Manne, „und wie nichts so schlimm ist, daß nicht auch noch etwas Gutes dabei wäre, so ist es, dünkt mir, auch bei dem Tode unsers guten Vaters. So schmerzhaft uns dieser Verlust ist, und nothwendig seyn muß, so wird er doch die gute Folge haben, daß wir nun des bösen Weibes, das (es ist nicht zu viel, wenn ich so sage) unsern besten Vater um's Leben gebracht hat, los, und wieder ausser aller Verbindung mit ihr werden gesezt werden." — Aber im Rathe des Himmels war etwas anders beschlossen.

Einige Wochen nach dem Tode meines Schwiegervaters kam dieses Weib — ich kann sie nun ein=

mal nicht Schwiegermutter nennen — das erstemal wieder zu uns. Mit einer ihr ganz ungewohnten Freundlichkeit, worüber mein Mann erstaunte, aber doch sich freute, weil er sie für das Zeichen eines — vielleicht durch den Tod ihres Mannes, der ihr das Gewissen gerührt hätte, — gebesserten Gemüthes hielt, kam sie zu uns, küßte mich und meinen Mann auf die Wangen, und brachte meinen Kindern ganze Hände voll Bonbons mit. Ich erschrak über dieser ungewohnten Freundlichkeit, weil ich sie nicht für natürlich, sondern für planmässige Verstellung hielt, und die Folge lehrte, daß ich nicht Unrecht hatte. Nach den ersten gleichgültigen Gesprächen und Erkundigungen nach unserm Befinden und dergleichen lenkte sie die Unterredung auf den Tod meines Schwiegervaters. „Es wird Ihnen, lieber Herr Sohn, „fieng sie an", „wohl auch noch recht nahe gehen, daß Sie des guten Vaters so bald und unvermuthet beraubt worden sind. Aber so nahe, wie mir, kann es Ihnen doch nicht gehen, denn mich nagt noch ein besonderer Kummer. Ich bin ja gewissermassen Schuld an des guten Mannes Tode, und das werde ich nie überleben können. Hätte ich doch die fatale Geschichte — Sie wissen ja, was ich meine — zu vertuschen oder zu unterdrücken gesucht, hätte ich doch gemacht, daß sie ihm nicht vor die Ohren gekommen wäre."

Schlange! dachte ich hier, ja hättest du ihn nicht absichtlich verhezt, und Unheil zu stiften gesucht, so lebte der gute Mann vielleicht noch!

„Das kann ich mir nie vergeben", fuhr sie fort, „aber so geht's, hintennach wird man klug. Ich habe mir ja selbst den grösten Schaden damit gethan, denn ich hatte — das muß ich ihm noch nach seinem Tode nachrühmen — ein recht gemächliches Leben bei dem seeligen Manne. Nun bin ich verlassen, habe niemand mehr in der Welt, und weiß nicht, wer mir einmal die Augen zudrüken wird, wenn Sie, lieber Herr Sohn, und Sie, liebe Frau Tochter, sich meiner nicht annehmen."

O weh, dacht' ich, da werden am Ende noch schlaue Propositionen herauskommen.

„Sie haben es doch viel besser, als ich", fuhr sie fort, Sie können einander gegenseitig zur Stüze und Hülfe seyn; und dann haben Sie Ihre liebe Kinderchen da, die Ihnen viel Freude machen. — Hören Sie, es ist mir da ein Gedanke gekommen, und ich muß nur damit herausrüken, Sie wissen ja, wie ich bin, — so offenherzig, ich kann nichts auf dem Herzen behalten; also — es ist mir da der Gedanke gekommen, ob Sie mich nicht zu sich nehmen wollten?"

Ich erschrak, daß ich sichtbar erblaßt seyn muß,

aber sie that, als ob sie nichts merkte, und fuhr fort.

„Bei Ihnen wäre mir's doch viel leutseliger, ich genösse Ihres angenehmen Umganges, und die lieben Kleinen da würden mir auch manche Stunde erheitern. Ich habe immer viel auf Sie gehalten, Sie, lieber Herr Sohn, waren ja des guten seeligen Vaters Augapfel, und Sie, Frau Tochter, haben sich durch Ihre treue Anhänglichkeit an meine seelige Frau Ehevorfahrerinn einen rechten Plaz in meinem Herzen erworben — Uebrigens würde ich Ihnen nicht zur Last fallen; ich habe ein artiges Vermögen, wie Sie wissen, von dessen Einkünften ich für mich ganz gemächlich leben kann, davon würde ich Ihnen ein acceptables Kostgeld bezahlen, und sterbe ich einmal, je nun, so würde ich Ihnen das Ganze auch zufallen lassen, denn, lieber Himmel, wem sollte ich es sonst geben, ich habe ja niemand in der Welt. — Ueberdieß — ich will mich zwar nicht rühmen — könnte ich Ihnen daneben doch auch in der Wirthschaft mit manchem guten Rathe beistehen, und bei den kleinen Vorfallenheiten im Hause, z. B. Wochenbetten und dergleichen manchen Dienst leisten."

Eben das ist es, was ich fürchte, dachte ich, deine Einmischungen in mein Hauswesen sind gerade nicht, was ich wünsche.

„Was denken Sie denn zu diesem Vorschlage? fragte sie endlich.

Mein Mann sah mich, und ich meinen Mann an, und jedes erwartete, daß das andere zuerst seine Meinung sagen sollte. Darüber geschah es, daß gar keine Antwort erfolgte.

„Nun", sagte sie, indem sie aufstand, ein wenig empfindlich, Sie können sich ja darüber bedenken. Ich spreche ja wohl dieser Tage wieder einmal bei Ihnen vor, dann wird sich das weitere schon geben. Indessen leben Sie wohl."

Damit gieng sie, und überließ es uns, unsere Betrachtungen über ihre Vorschläge anzustellen. Mein Mann war sogleich nicht abgeneigt, in ihr Verlangen zu willigen. — „Was denkst du denn von der Sache, liebes Weibchen?" fragte er mich.

Ich. Ich wünschte erst deine Meinung zu hören.

Er. Je nun, ich dächte, wir könnten einmal einen Versuch machen.

Ich. Aber du kennst doch das böse Weib, das unserm guten Vater so viel Verdruß gemacht hat?

Er. Sie scheint mir doch wirklich seit seinem Tode etwas besser geworden zu seyn.

Ich. Mir nicht. Was dir Besserung scheint, halte ich für blosse Verstellung.

Er. Thust du ihr aber auch nicht Unrecht? — Und dann hat sie doch auch sonst ihre guten Seiten. Sie ist, wie du weist, eine vortreffliche Haushälterin, und könnte also meiner lieben Cäcilie manchen guten Rath im Hauswesen geben.

Ich. Eben dieser Rath ist es, was ich fürchte. Sie scheint mir gar nicht dazu gemacht zu seyn, freundschaftlich zu rathen, sondern lieber gebieterisch zu befehlen. Sie würde sich in alles mischen, und ich stehe nicht dafür, daß ich in allen dergleichen Fällen die folgsame Tochter seyn würde.

Er. Sollte meine Cäcilie denn nie mehr eines guten Rathes bedürfen, oder ihn überall hartnäkig zurükweisen?

Ich. Wie du nun fragen kannst! Ich denke, du solltest dich doch noch erinnern, wie gern ich allen Rath von deiner verstorbenen vortrefflichen Mutter annahm und befolgte. Aber es ist ein Unterschied zwischen Rath und Rath.

Er. Je nun, wenn uns dieser da nicht ansteht, so hängt es ja von uns ab, ihn zu befolgen oder nicht.

Ich. Aber die unzähligen Verdrüßlichkeiten, die daraus entstehen werden, zu vermeiden, das wird eben nicht immer von uns abhängen.

Er. Macht sie Stänkereyen, so können wir ihr ja die Thüre weisen.

Ich. Um hernach in der ganzen Stadt von ihr herumgetragen zu werden? — Nein, wer A. sagt, muß auch B. sagen. Es ist leichter, einen nicht zum Hause herein zu lassen, als ihn hinaus zu werfen.

Er. Ich hoffe, es soll so weit nicht kommen. — Und dann verdient das doch immer auch einige Rüksicht, daß sie uns ihr Vermögen einmal hinterlassen will. In unsern Umständen, und wenn wir auf unsre Kinder sehen, ist dieß doch eine Betrachtung, die man eben nicht ganz vernachläßigen darf.

Ich. Auch dieß halte ich für eine noch sehr ungewisse Hoffnung. Indessen — ich sehe, daß du schon ziemlich für die Sache entschieden bist; sage mir also nur: geschieht dir eine Gefälligkeit dadurch, lieber L. wenn ich auch einwillige?

Er. Je nun — ja.

Ich. So sage ich kein Wort mehr. Es sey. Um deinetwillen willige ich ein, aber ich wünsche nur, daß du es nie zu bereuen Ursache findest, diesen Schritt gethan, und mich auch dazu überredet zu haben.

So war denn also die Sache entschieden; aber es graute mir vor der Zukunft, und ich sah im Geiste eine Reihe sehr trüber Tage mir bevorstehen. Denn, meine Liebe, ich wußte es zuvor schon aus fremden Erfahrungen, und meine eigene hat es mir auf

eine schmerzliche Weise bestättigt: es ist ein sehr kizliches Verhältniß, das zwischen Schwiegermüttern und Söhnerinnen vornehmlich, wenn beide in Einem Hause beisammen wohnen. Auch die klügsten und besten vertragen sich nicht immer gut unter einander, wie viel weniger, wenn der einen oder der andern, oder gar beiden, Kopf oder Herz nicht auf dem rechten Flecke stehen? Es gehört von Seiten der leztern, um die erstere gut zu behandeln, ein Maas von Klugheit, Vorsicht, Vestigkeit in seinen Grundsäzen und deren Ausübung und Gleichmuth dazu, das eben nicht das Erbtheil aller Töchtern Evens ist. Ich habe der Fälle zu viele erlebt, daß entweder Schwiegermutter und Söhnerin im beständigen Kriege mit einander lebten, oder die leztere die Sklavin der ersten war, oder endlich auch die erstere die Ursache der Störung des Ehe- und Hausfriedens wurde. — Ich finde auch dieses alles ganz natürlich. Schwiegermütter sind meistens alte Matronen, oder wenn sie auch noch nicht im Greisenalter stehen, so nähern sie sich demselben wenigstens; das Alter aber kann sich selten mehr so recht in die Lebensweise jüngerer Leute finden; da sieht denn die Frau Schwiegermutter in dem Hauswesen ihrer Söhnerin manches,

was bei ihr nicht so war, und meint, es sollte auch noch so seyn, wenn schon das Neue öfters eben so gut, zuweilen wohl sogar besser ist, als das Alte. In gutgemeintem Eifer vielleicht tadelt sie daher die neuen Einrichtungen, und dringt darauf, sie abzuschaffen oder zu ändern, das gefällt der Schwiegertochter nicht, und darüber entstehen denn Mißhelligkeiten. Oder — das Alte liebt Ruhe, worinn es denn oft durch das frohe Lärmen der Kinder gar häßlich gestört wird. Da fordert man denn von der Frau Söhnerinn, doch auch mehr Ruhe unter den Kleinen zu halten, und diese hält entweder die Forderung für unbillig, weil ihr das Lärmen nicht halb so beschwerlich ist, oder sie kann sie wenigstens nicht so, wie die Alten wollen, erfüllen, wenn sie die Kinder nicht gar einsperren will. Abermal eine Ursache zu Zank und Streit. — Auf der andern Seite hat auch die Söhnerinn nicht von Natur schon das Vertrauen zu der Schwiegermutter, wie zu ihrer eigenen, glaubt jener manches nicht, was sie von dieser wie Evangelium annimmt; will von jener nicht leiden, was sie sich von dieser gerne gefallen läßt, und nimmt von jener übel auf, was diese zehnmal in Einem Tage erinnern und sagen darf.

Wenn man also im Umgange mit Schwiegermüt-

tern nicht die Klugheit besizt, zu rechter Zeit zu reden und zu schweigen, das leztere vornehmlich da, wo man voraussehen kann, daß man sie, ohne etwas damit zu nüzen, aufbringen würde, wenn man nicht Kopf und Herz genug hat, um ihnen durch die tausenderlei kleinen zuvorkommenden Gefälligkeiten, wozu jeder Tag Gelegenheiten genug giebt, wenn man sie nur zu bemerken und zu ergreifen Lust und Geschik hat, diejenige Aufmerksamkeit zu widmen, die besonders dem Alter so wohl thut, so sind Verdrießlichkeiten und gegenseitige Unzufriedenheit unvermeidlich. — Oder wenn man nicht mit dem Gleichmuthe gewaffnet ist, der manches sehen und hören kann, ohne dadurch aus dem Gleichgewichte gebracht zu werden, so macht man sich das Leben ohne Noth sauer, und geräth nach und nach von einer Unannehmlichkeit in die andere, immer tiefer hinein. — Oder wenn endlich die Söhnerinn keine Vestigkeit in ihren Grundsäzen oder in der Ausführung derselben besizt, vermöge welcher sie standhaft alles nur nach vernünftigen Einsichten thut, und auch den Rath, den ihr die Schwiegermutter giebt, nach denselbigen prüft, wenn sie nicht eben so standhaft auf ihrem Sinne beharrt, da, wo sie nach vorhergegangener Prüfung sieht, daß der ihr gegebene Rath nur auf

Eigensinn oder Vorurtheilen beruht, und sich also dadurch nicht von ihrem Wege abbringen läßt, indeß sie in gleichgültigen Kleinigkeiten, die auf das Ganze keinen Einfluß haben, verträglich und freundschaftlich nachgiebt; — so wird sie die Sklavinn ihrer Schwiegermutter, und entgeht dadurch manchen Verdrießlichkeiten doch nicht.

Ist vollends die Schwiegermutter ein eigentliches böses Weib, wie es die meinige — soi disant — war, so ist freilich alles noch viel schlimmer und schwerer. — Doch dieß führt mich auf meine Geschichte zurük, von der ich bisher ein wenig abgeschweift war. Die Wittwe meines Schwiegervaters zog also nun zu uns in's Haus, und im Anfange gieng wirklich alles besser, als ich gedacht hatte. Sie hielt sich den Tag über meistens in dem Stübchen auf, das wir ihr eingeräumt hatten, und kam — gewöhnlich — nur zum Mittag- und Nachtessen, und etwa in der Abenddämmerung, wo wir alle, mein Mann, ich, und meine Kinder — das war so unsre Sitte — nach vollbrachter Tagesarbeit, und ehe die nächtlichen Geschäfte begannen, beisammen waren, und über dieses und jenes besprachen, zu uns, war freundlich und gefällig gegen uns, gütig gegen meine Kinder, und schien sich um unsre Haushaltung nicht bekümmern zu wollen.

Das war mir denn sehr anständig; und um dieses gute Verständniß zwischen uns, und überhaupt alles in dem angefangenen Gleise zu erhalten, that ich auch alles, was in meinen Kräften war, und was ich ohne weitere Consequenzen thun konnte. Ich brachte ihr alle Morgen den Caffee selbst auf ihr Zimmer, fragte, wie sie geschlafen hätte, nannte ihr die Gerichte, die ich heute zu Mittage zu kochen gedächte, und erkundigte mich, ob sie ihr anständig wären. — Bekam ich Besuche, so lud ich sie auch dazu ein; — feyerten wir kleine Familienfeste, so liessen wir sie mit daran Theil nehmen, und fiel ihr Geburtstag ein, so machten wir ihn zur Veranlassung zu einem solchen Feste. — Daneben fragte ich sie öfters auch in Kleinigkeiten, — aber wohl gemerkt, nur in Kleinigkeiten, die auf das Ganze meines Hauswesens keinen Einfluß hatten, denn ihre Einmischung in's Grosse wollte ich sorgfältig verhüten — um ihren Rath: kurz ich war mir bewußt, alles zu thun, was je eine Söhnerinn gegen eine rechtschaffene Schwiegermutter zu thun schuldig ist.

So blieb denn unser gegenseitiges Verhältniß eine Zeitlang ganz artig, und mein Mann bestrafte mich oft im Scherze darüber, daß ich nicht daran hätte glauben wollen; aber ich antwortete ihm immer: es soll

mir lieb seyn, wenn es so bleibt, aber es ist noch nicht aller Tage Abend."

Endlich zerstörte eine Kleinigkeit das gute Verhältniß auf einmal.

An Weihnachten gab die — wie soll ich sie denn nennen? ich will sie ein für allemal nur Sie nennen, denn ich weiß ihr wirklich keinen Namen zu geben — einem meiner Kinder eine Pelzmüze zum Geschenke, die nicht nur aussen mit Pelzwerk verbrämt, sondern auch inwendig damit gefüttert war. Diese Müze war nach meinen Grundsätzen für das Kind viel zu warm, und doch, wenn ich es sie nun nicht tragen ließ, so sah ich voraus, daß Sie es übel aufnehmen würde. Ich ließ also nur, ohne etwas zu sagen, das Pelzfutter herausnehmen, und an seine Stelle blos ein leinenes setzen. Das gieng lange gut, und Sie ahnete es gar nicht, daß eine Veränderung damit vorgegangen wäre; doch einst, als sie eben eine Viertelstunde vor dem Mittagessen zu uns heraufgekommen war, kam auch der Knabe mit der Pelzmüze nach Hause. Beim Eintritt in die Stube nahm er sie ab, und legte sie auf den Tisch. Da trippelte Sie herbei, nahm die Müze in die Hand, und fragte: nun, Louis, wie gefällt dir denn deine — Müze, wollte sie sagen, aber das Wort blieb ihr im Halse steken,

denn indem bemerkte sie, daß das Pelzfutter nicht mehr darin war. „Was ist denn das? fuhr sie auf, „wo ist denn das Pelzfutter hingekommen?"

Verzeihen Sie, antwortete ich, ich habe es herausnehmen lassen, weil es dem Kinde zu warm machte.

Sie. Ei man muß die Kinder nicht so unlittig gewöhnen; um der Gesundheit willen mag so ein Junge sich wohl auch etwas gefallen lassen.

Ich. Eben um der Gesundheit willen habe ich es gethan. Eine Pelzbedeckung ist für den Kopf eines Kindes offenbar zu warm.

Sie. Ja, so sagt die neumodische Erziehung, bei der man die Kinder halb erfrieren läßt. Aber was haben sie am Ende davon? Nichts als Schnupfen, Husten, Katarrhfieber u. dgl. — Wissen Sie denn das goldene alte Sprüchlein nicht:

Halt Kopf und Füßchen warm,
Beschwere nicht den Darm.

Ich. Ich weiß es recht gut; aber es ist eben auch ein Sprüchlein, wie noch so manches alte, dessen Ungrund man in neueren Zeiten einsehen gelernt hat. — Doch es schikt sich nicht, daß ich mit Ihnen streite, ich lasse Ihnen also Ihre Meinung, und Sie werden wohl so billig seyn, mir die meinige auch zu lassen.

Das war gleichsam das Signal zum Kriege. Von nun an fieng sie an, alles zu tadeln. Bald mußte die Führung meines Hauswesens, bald die Erziehung meiner Kinder den Stoff dazu hergeben. Das einemal war ich ihr zu verschwenderisch, das anderemal zu sparsam; was ich von nun an für Speisen auf den Tisch brachte, war ihr nicht mehr anständig; bald war ich meinen Kindern zu gelind, bald zu streng, bald verhätschelte ich sie, bald ließ ich sie verderben, und wie sie es meinem Schwiegervater gemacht hatte, so machte sie es nun auch mir. Wenn ich Gesellschaften hatte, so wurden alle diese Fehler in ihren Augen eben so unbarmherzig durchgehechelt, so daß ich endlich genöthigt war, sie in ihrem Stübchen allein zu lassen, und nicht mehr zu mir heraufzubitten, wenn ich Besuche bekam.

In allen übrigen Stüken aber blieb sich mein Betragen gegen sie gleich, und ich behandelte sie noch immer, wie vom Anfange her, denn ich wollte mir wenigstens nichts vorzuwerfen haben, und hoffte anfänglich auch noch, sie wieder zu gewinnen, aber das war freilich vergebliche Mühe, denn ihr Plan war nun einmal, die ganze Direction meines Hauswesens zu führen; dieß aber paßte nicht in den meinigen, und ich sezte daher allen Versuchen,

den ihrigen auszuführen, eine unerschütterliche Vestigkeit entgegen, an welcher jeder ihrer Versuche scheiterte — nicht aus Eigensinn, sondern weil ich ihre Grundsäze theils verabscheute, theils so unvernünftig fand, daß ich mich vor mir selbst hätte schämen müssen, sie angenommen, und es mir nie hätte vergeben können, nach ihnen gehandelt zu haben.

Als sie sah, daß mir nichts abzugewinnen war, so fieng sie an, andere Saiten aufzuziehen, und den Mantel nach einem andern Winde zu drehen, wodurch sie mir — schlau genug — neue Martern bereitete. Sie fieng nämlich nun an, meinem Manne so sehr zu schmeicheln und schön zu thun, daß er aufs neue ganz für sie eingenommen wurde. — So bald sie dieß bemerkte, so versuchte sie es — anfänglich nur von ferne — ihm einige Klagen über mich vorzubringen, hernach ihn selbst argwöhnisch gegen mich zu machen, und so den Samen der Zwietracht zwischen uns einzustreuen. — Ganz gelang ihr nun zwar dieses nicht, denn so bald ich es auch nur von ferne ahnete, so machte ich, meinem Grundsaze getreu, zu verhüten, was sich verhüten läßt, meinen Mann auf ihre Ränke aufmerksam, und bewirkte dadurch wenigstens so viel, daß er ihr sein Vertrauen nie ganz schenkte; — aber nichts desto weniger kam es durch

ihre Bosheit doch ein paarmale wieder zu solchen Auftritten, wie derjenige war, den ich Ihnen aus dem Anfange meiner Ehe erzählte, einmal so gar zu solchen, wie der neuliche zwischen Ihnen nnd Ihrem Münter; — und was bei der ganzen Sache das schlimmste war, es gelang ihr, das Herz meines Mannes wenigstens etwas von mir abzuwenden, und zu verhüten, daß es mir auch nicht mehr sein ganzes Vertrauen schenkte.

So marterte mich die Bosheit dieses Weibes fünf ganzer Jahre lang auf alle nur erdenkliche Weise, und als sie mich nicht mehr martern konnte, so thaten es Umstände, die auch nur durch sie oder ihr Wohnen in meinem Hause herbeigeführt wurden. Denn auch meine lezte Weissagung, ihre Verlassenschaft betreffend, sollte noch schreklich erfüllt werden.

Doch eh' ich Ihnen dieses erzähle, so erlauben Sie mir bis zum nächsten Posttage einige Ruhe. Indessen leben Sie wohl. Ich schliesse diesen Brief mit dem herzlichen Wunsche: der Himmel bewahre Sie vor einer bösen Schwiegermutter.

Cäcilie L.

Zehenter Brief.

Cäcilie an Lilla.

Vernehmen Sie nun also — dießmal ohne weiteren Eingang — den Verfolg meiner Geschichte.

Nachdem Sie — Sie wissen nun schon, wen ich unter dieser Benennung verstehe — nun noch nicht volle fünf Jahre in meinem Hause gewohnt hatte, so bemerkten wir, mein Mann eben so gut als ich, eine sichtbare Veränderung an ihr. Ihre Geisteskräfte fiengen an abzunehmen, das Gedächtniß verließ sie, sie konnte öfters eine Frage in Einer Stunde zehenmal wiederholen, worauf sie schon neunmal Antwort erhalten hatte, sie bestellte sich heute ein Gerichte auf das morgende Mittagessen, und wann ich es brachte, so wußte sie nichts mehr davon, und behauptete, ein anderes verlangt zu haben; — sie ließ sich ein Kleid zurecht machen, oder ein neues Paar Schuhe verfertigen, und wann die Handwerksleute das Bestellte brachten, und ihre Bezahlung verlangten, so fieng sie Verdruß mit ihnen an, und behauptete, sie nicht bestellt zu haben. Da hatt' ich aufs neue meine liebe Noth mit ihr, denn es war öfters eine pure Unmöglichkeit, sie über dieses oder jenes zu verständigen, weil sie sich die Vergangenheit, mit der es

zusammenhieng, durchaus nicht mehr in's Gedächtniß zurük zu rufen im Stande war.

Diese Abnahme ihrer Geisteskräfte wurde von Tag zu Tage grösser, und es kam bald so weit mit ihr, daß sie völlig in den Stand der Kindheit zurüktrat. Das war mir eine seltsame Erscheinung; in ihrem Alter — sie war noch in den fünfzigen — hätte ich so etwas nicht erwartet, unser Arzt aber, den wir um ihretwillen beriefen, schrieb diese schnelle Abnahme ihrem übermässigen Caffeetrinken zu, denn so sparsam sie in allen übrigen Stüken war, so kannte sie doch im Genusse dieses Trankes keine Grenzen; sechs bis acht Schaaleu täglich, das war ihr eine Kleinigkeit.

Aber nun giengen die Mühseligkeiten, die ich um ihretwillen übernehmen mußte, erst recht an. So ganz Kind, wie Sie nun nach und nach wurde, geberdete und betrug sie sich auch wie ein Kind, und mußte völlig wie ein Kind behandelt werden, und zwar glich sie einem recht ungezogenen und schwer zu behandelnden Kinde. Der unverständige Eigensinn, die unbezwingbare Lüsternheit, das unaufhörliche Wechseln der Wünsche, waren, wie man sie an einem unartigen Kinde bemerkt, auch bei ihr im höchsten Grade sichtbar, sie war unendlich schwer zu befriedigen,

und wenn sie auch einmal befriediget war, so traten an die Stelle des erfüllten Wunsches schon wieder drei andere.

An Reinlichkeit war sie, wie ich Ihnen schon einmal erzählt habe, zuvor schon nicht gewöhnt gewesen, war's ein Wunder, daß sie nun in ihrem kindischen Zustande sich ihrer noch weniger beflißt? — O meine Liebe, was stand ich da mit ihr aus! Es war ihr von nun an gleichgültig, wo, wann, und wie sie gewisse natürliche Bedürfnisse befriedigte, sie war — aber es ist zum Erzählen zu ekelhaft — Sie verstehen mich schon, kurz auch hierin war sie einem kleinen Kinde ähnlich, das man über dergleichen Dinge noch nicht verständigen und zurechtweisen kann. Stellen Sie sich den Ekel vor, den ich da täglich einnehmen mußte! Ich wundere mich noch, daß ich nicht krank darüber wurde, denn auch nur die Wäsche zu wechseln, dazu mußte sie — selbst unter diesen Umständen — mit Gewalt gezwungen werden.

Und was das alles für einen Aufwand verursachte! Ich mußte ihr nun natürlich eine Wärterinn halten, welche für die mancherlei Unannehmlichkeiten, die sie sich bei ihr gefallen lassen mußte, schwer bezahlt seyn wollte; ich mußte ihr täglich ihre Leibwäsche sowohl, als ihr Bettgeräthe reinigen lassen, Arzneyen

und Besuche des Arztes, welcher beinahe täglich kam, weil er sie wieder zurecht zu bringen hoffte, kosteten Summen, die sich in kurzer Zeit in die Hunderte beliefen. Und so dauerte das Elend zwey volle Jahre, an deren Ende das Vermögen, das sie uns hinterlassen wollte, bis auf ein paar hundert Thaler rein aufgezehrt war.

Wäre ich rachesüchtig gewesen, so hätte ich hier die schönste Gelegenheit gehabt, sie den Verdruß, den sie mir vormals verursacht hatte, entgelten zu lassen; aber ich betrachtete sie als eine Unglükliche, die Mitleiden verdiente, und an welcher also Rache zu nehmen höchst unedel gewesen wäre. Ich fuhr also fort, alles für sie zu thun, was in meinen Kräften stand, um ihr ihre traurige Lage so viel als möglich zu erleichtern. — Aber daß sie — freilich in ihrem Zustande unschuldiger Weise — noch ein solches Unglük über mein Haus bringen würde, darauf war ich nicht vorbereitet.

Einst kam sie, schon in ihrem kindischen Zustande, des Nachts zu uns herauf. Ich sah es seit dem Anfange dieses Zustandes nie gerne, wenn sie dieß that, theils wegen ihrer Unreinlichkeit, theils, weil sie meinen Kindern, wenn ich diese nicht sogleich entfernen konnte, nur zum Gespötte diente. Aber wäre sie

nur dieses einzigemal weggeblieben! Ich hieß meine Kinder sogleich in die Kammer gehen, und sie sezte sich nun zu uns, und kramte allerlei albernes Zeug aus, worüber wir selbst, mein Mann und ich, bei allem Mitleiden mit ihrem elenden Zustande, uns doch des Lachens zuweilen nicht erwehren konnten. Wir sassen so, daß sie und ich das Fenster im Rüken, mein Mann aber im Gesichte hatten. Nach Verfluß von ungefähr einer Stunde fährt mein Mann auf einmal von seinem Stuhle auf, und ruft erschroken: Was ist das? Was für eine Helle? Es muß irgendwo brennen. — Auf Sie machte dieser Ausruf keinen Eindruk, sie plapperte mit kindisch-lächelnder Miene unaufhaltsam fort; mein Mann und ich aber eilten an's Fenster, um zu sehen, was es für eine Helle wäre, und wo es denn brennte? In demselben Augenblike stürzt meine Magd zur Thüre herein, und schreyt in gräßlichem Tone, der mir noch in den Ohren wiederhallt: Herr Gott! Es brennt im untern Stübchen! — Mit gleicher Hastigkeit stürzten wir, mein Mann und ich, zur Thüre hinaus, da schlug uns die Flamme schon die Treppe herauf entgegen. Stellen Sie sich vor, was das für ein Anblik war. Die Treppe herunter zu kommen war schon nicht mehr möglich, und hätten wir nicht eine Hintertreppe im Hause gehabt, so hätten wir entwe-

der zum Fenster hinunter springen, oder verbrennen müssen. — Wie der Bliz eilten wir in die Stube zurük, mein Mann nahm das alte Weib, und ich meine Kinder auf die Arme oder an die Hand, und mit ihnen die Hintertreppe hinunter, einstweilen nur auf die Strasse. Nur ein einzigesmal konnten wir noch in das Haus zurükkommen, um nur weniges von dem allernothwendigsten noch zu retten, dann wehrte uns schon die schnell um sich greifende Flamme den Eingang, und unsre ganze übrige Habe nebst unserm Hause war in wenigen Stunden ein Aschenhaufen. Die Alte schrie, als sie mein Mann fortschleppte, als ob sie am Messer stäke, denn sie wußte gar nicht, wie ihr geschah, und schrie so fort, bis wir sie in das Haus meines Schwiegervaters gebracht hatten, wohin wir, weil es noch unser Eigenthum, und bis jezt nur vermiethet war, einstweilen uns flüchteten. — Die guten Löschanstalten unsrer Stadt verhinderten indeß, daß das Feuer nicht weiter um sich griff, sondern unser Haus das einzige blieb, das seine Wuth verzehrte.

Erst spät nachher erfuhren wir, wie das Feuer in dem Stübchen ausgekommen war. Die Wärterinn war — strafbar genug — ohne unser Wissen ausgegangen, und hatte Sie allein gelassen. In ihrem Blödsinne hatte sie nicht bedacht, daß das Licht, wenn sie es ste-

hen liesse, ein Unglük anrichten könnte, hatte also, wie sie sonst zu thun gewohnt war, einen Wachsstok an dem Lichte angezündet, aber dieses auszulöschen vergessen, als sie zu uns heraufgieng. Ein Windstoß muß hernach ein Fenster aufgerissen, — denn dieß sah man offen, ehe noch die Flamme herausschlug — das Licht auf eine Nähterei der Wärterinn, die auf dem Tische lag, geworfen, diese entzündet, und das Feuer muß hernach den nahen Bettvorhang ergriffen haben u. s. w.

Da sassen wir nun, entblößt von allem, was bisher zur Bequemlichkeit unsers Lebens gehört hatte, zum Theil so gar von den unentbehrlichsten Bedürfnissen entblößt durch kein unglükseliges Verhängniß, das uns dieses Weib von ihrem ersten Eintritte in unsre Familie — ich möchte beinahe sagen — zur Strafe gegeben hatte. Doch ich will nicht mehr über sie klagen, denn der lezte unglükliche Vorfall kann ihr ja wohl nicht zugerechnet werden, und sie selbst wurde das erste Opfer ihrer Unvorsichtigkeit. Der Schreken, als mein Mann sie so unversehens ergriff und die Treppe hinunter trug, und dann die Erkältung auf der Strasse — es war im October — machten eine solche Alteration in ihre ganze Natur, daß sie dieselbige nicht überwinden konnte, sondern in drei Tagen dahin war.

Nun waren wir also, anstatt, wie mein Mann gehofft hatte, Vortheil von ihr zu ziehen, durch sie beinahe zu Bettlern geworden, denn das wenige, was wir gerettet hatten, schüzte uns nicht vor dem Mangel. — Aber wir lernten bei dieser Gelegenheit unsere Freunde in der Noth erkennen. Es wurden uns, als man unser ganzes Unglük und die Ursachen desselben erfuhr, Wohlthaten von Menschen zugeschikt, von denen wir glaubten, daß sie nicht einmal an uns dächten. In den ersten acht Tagen nach dem Brande waren wir schon wieder mit Betten, Kleidungsstüken, Leinwand, Hausgeräthe, und selbst mit Gelde, zur Nothdurft versehen. — — Indessen, — Sie können es sich wohl vorstellen, meine Liebe — es gehört ausserordentlich viel dazu, durch Wohlthaten so viel wieder zu erlangen, als man durch Unglük verloren hat, und so dankbar ich jede Wohlthat annahm, so sehr ich noch jezt die Güte dieser Menschenfreunde verehre, so werden Sie mir glauben, daß alle diese Wohlthaten nicht im Stande waren, die Scharte ganz wieder auszuwezen, und die traurigen Folgen zu verhüten, welche diese ganze Geschichte auf eine lange Reihe von Jahren hinein über uns brachte. Ja, meine Liebe, von diesem Zeitpunkte an beginnt eine neue drükende Periode meiner

Ehe. Aber ich müßte ungerecht und undankbar gegen die Vorsehung seyn, wenn ich nicht doch auch bekennen wollte, daß selbst aus diesem Unglüke manches Gute in der Folge für mich erwuchs, und daß es eine fruchtbare Schule für mich ward, in welcher ich manches kennen und üben lernte, was mir zuvor unbekannt und ungewohnt war. Dieses alles werden Ihnen meine folgenden Briefe aus einander sezen. Bis dahin leben Sie wohl.

Cäcilie L.

Eilfter Brief.

Cäcilie an Lilla.

Unser Haus lag also nun in der Asche, das Vermögen, das wir von Ihr noch hätten erben sollen, war theils bei ihrem Leben noch aufgezehrt, theils hatten es die Beerdigungskosten verschlungen, theils war es im Brande drauf gegangen, und der gröste Theil unsers eigenen auch.

Eine Wohnung hatten wir zwar noch, weil wir zum Glüke das Haus meines Schwiegervaters noch nicht verkauft hatten, das wir nun bezogen. Für das Abgebrannte bekam mein Mann, weil er beweisen konnte, daß er nicht Schuld an dem Brande gewesen

war, aus der BrandAssecurationskasse eine Summe, die dem wahren Werthe desselben zwar nicht gleich, aber doch nahe kam; den Plaz, worauf unser Haus gestanden hatte, verkauften wir nebst dem noch unbeschädigten Keller, an einen baulustigen Nachbar; aber das alles reichte doch nicht hin, um uns das wieder anzuschaffen, was wir im Feuer verloren hatten, und wollten wir daher wieder zu unsrer vorigen Geräthschaft gelangen, so mußte es noch von den Ersparnissen geschehen, die wir von unsern gewöhnlichen Einkünften machen konnten. Ach! da gieng es freilich oft kümmerlich her. Unsere Einkünfte waren uns ohnedieß so knapp zugemessen, daß schon, um nur die gewöhnlichen Ausgaben davon zu bestreiten, die gröste Wirthschaftlichkeit nöthig war; nun sollte noch ein Theil davon dazu angewendet werden, um das wieder zu erwerben, was wir schon besessen, aber nun verloren hatten. Ich sah einer sorgenvollen und kümmerlichen Zukunft entgegen, und was mich noch am meisten beunruhigte, war die Furcht, an mir oder meinem Manne vielleicht nun auch die traurige Erfahrung machen zu müssen, die ich sonst wohl schon an andern unter ähnlichen Umständen gemacht hatte. — Ich habe nämlich — merken Sie sich dieß, meine Liebe, denn es ist eine Erfahrung, welche we-

nigstens historisch zu wissen, Ihnen, so sehr ich das Gegentheil von ganzem Herzen wünsche, bei der allgemeinen Veränderlichkeit des Glükes einmal zu Statten kommen könnte, — — ich habe nicht selten bemerkt, daß eine der häufigsten Gelegenheiten zu ehlichen und häuslichen Zwistigkeiten der Mangel ist. Reichen die Einkünfte, welche ein Ehepaar mit einander verzehren soll, zu einem bequemen und sorgenfreien Leben nicht zu, so tritt häufig einer der drei folgenden Fälle ein: entweder kann sich das eine von ihnen an die Sparsamkeit, welche dadurch unumgänglich nothwendig wird, und freilich manche Verläugnung, die Aufopferung manches Genusses kostet, nicht gewöhnen, und will sich nicht so, wie die Umstände es forderten, einschränken, weil ihm dieser oder jener Genuß zu lieb ist, als daß es sich davon trennen möchte, — tritt wenigstens, wenn es auch einmal anfängt, sich nach den Umständen zu bequemen, bald wieder in's alte Geleis zurük; — oder es versteht eines von ihnen, oder vielleicht beide, das Sparen zu rechter Zeit, das weise Eintheilen der Ausgaben nach den Einnahmen nicht. In diesen beiden Fällen werden sich die Gemüther alle Augenblike über Kleinigkeiten sogar entzweien, der Mann will, ohne die gehörige Rüksicht auf seine Ein-

künfte zu nehmen, gute Bissen essen, zuweilen ein Glas Wein in Gesellschaften trinken, Gäste bewirthen, diese oder jene Bücher sich anschaffen u. dgl. und die Frau hält ihm entgegen, daß dazu seine Einkünfte nicht hinreichen; — oder umgekehrt, will die Frau bald dieses bald jenes haben, was etwa die Mode verlangt, neue Kleider, Puz u. dgl. und der Mann stellt ihr vor, daß alles dieses ihr anzuschaffen, seine Einkünfte übersteige, und mit der Ordnung im Hauswesen nicht bestehen könne. Da wird dann auf dieser oder jener Seite gemault, der eine Theil hält für Eigensinn, was dem andern Nothwendigkeit und weise Sparsamkeit dünkt, und so entstehen Verdrüßlichkeiten, die entweder den Frieden der Ehe oder die Ordnung im Hauswesen zulezt untergraben.

Oder es ist endlich beiden um eine ordentliche Haushaltung zu thun, sie bequemen sich beide zu Einschränkungen und Verläugnungen, zu einer weisen Sparsamkeit und genügsamen Lebensweise; aber nichts desto weniger wollen die Einkünfte nirgends zureichen, bei aller Einschränkung und Eingezogenheit gelingt es ihnen doch nicht, etwas vor sich zu bringen, — und auch diese Fälle sind ja, in unsern Zeiten vornemlich so unerhört eben nicht, — oder unverschuldete Unglüksfälle, die wir nicht in unsrer Macht haben, z. B. lang-

wierige Krankheiten u. dgl. vermehren das Mißverhältniß zwischen Einnahmen und Ausgaben. O meine Liebe, wie leicht ist es auch da geschehen, daß die peinlichen Sorgen, denen man dadurch ausgesezt ist, eine Gemüthsstimmung hervorbringen, welche der ehelichen Liebe ungünstig ist, denn es ist ja eine eben nicht allzuseltene Erscheinung, daß gemeinschaftliche Noth statt die Herzen enger an einander zu ketten, sie vielmehr von einander abwendet, und jedes in sich selbst verschließt.

Einen dieser drei Fälle befürchtete ich nun auch zu erleben; denn ich wußte ja nicht, wie mein Mann bei den um so viel armseligern Umständen, unter denen wir künftig würden leben müssen, sich benehmen, nicht, wie ich selbst mich darein würde schicken können. Doch dem Himmel sey Dank, ich befürchtete zu viel. Zwar nahm ich, so bald jene Furcht mich befiel, mir alles Ernstes vor, was nur immer in meinen Kräften stände, anzuwenden, um den schlimmen Folgen, welche sie mir vorspiegelte, vorzubeugen und ich bin mir noch jezt redlich bewußt, meinen Vorsaz treulich ausgeführt zu haben, aber dennoch bin ich nicht stolz genug, zu glauben, nur durch mein Betragen allein jene Folgen verhütet zu haben, sondern es kam ein glüklicher Umstand dazu, dem ich es zum

Theil zu verdanken habe, und von dem ich gleich nachher sprechen werde.

Wahrlich es that mir im Anfang selbst wehe genug, mich in diese Einschränkungen zu fügen, doch nicht sowohl um mein selbst, als um meines Mannes und meiner Kinder willen. Wenn ich die unschuldigen Kleinen oft in so armseliger Kleidung vor mir herumgehen sehen, wenn ich ihnen ein erlaubtes, und in unsern bessern Umständen eben nicht ungewöhnliches Vergnügen versagen mußte, sobald es Geld kostete, ach da brach mir oft im Stillen das Herz, und nicht ohne Thränen konnte ich ihren Musik- und Zeichenmeister verabschieden, weil unsre Einkünfte nicht mehr hinreichten, mehr als die nothwendigsten Bedürfnisse zu bezahlen. — Aber mit zitternder Hand, als ob ich eine Verbrecherinn wäre, sezte ich meinem Manne am ersten Abendessen nach der unglüklichen Geschichte die leere Wassersuppe und die trokenen Kartoffeln auf den Tisch, und ich mußte laufstehn und weggehen, um heimlich zu weinen und zu schluchzen, als er das erstemal sein Glas mit Wasser statt mit Weine füllte. Er hat den ganzen Tag gearbeitet, dachte ich, und soll nun darben, soll sich nicht einmal mit Speise und Trank erquiken können! Und dieser Gedanke drükte mich beinahe zu Boden.

Daneben sah ich täglich den finstern Gram, der von nun an auf meines Mannes Gesichte lag. Oft, wenn er von mir nicht bemerkt zu werden glaubte, fiel ihm eine Thräne auf den Teller oder in's Glas, wendete sich sein Blik wehmüthig zum Himmel, entstieg seiner gepreßten Brust ein stöhnender Seufzer. — Wenn dann nachher der Fall eintrat, wie er denn oft eintrat, daß am heutigen Abend unser Geldvorrath zu Ende gieng, und wir nicht wußten, woher morgen wieder nehmen, oder das sparsame Wochengeld, das mir mein Mann geben konnte, kaum auf vier, geschweige denn auf sieben Tage, ausreichen wollte, ja da, ich bekenne es Ihnen, wollte mich oft auch der Gram übermannen, aber eben so oft beschämte mich auch die gütige Vorsehung, die oft gerade dann, wann wir in der dringendsten Noth waren, unerwartete Hilfe schikte.

Einst, als ich von ungefähr an meines Mannes Arbeitszimmer vorüber gieng, hörte ich drinnen hin und her gehen, und laut sprechen. Ich wußte nicht, daß jemand zu ihm gekommen wäre, denn vor einer Viertelstunde erst war er noch im Wohnzimmer bei mir; eine in diesem Falle doch wohl verzeihliche weibliche Neugierde trieb mich daher, einen Augenblik zu lauschen, aber stellen Sie sich mein Erstaunen vor, als ich meinen Mann mit sich selbst sprechen, und in fol:

gende Ausrufungen ausbrechen hörte: „Ich Unglükseliger! Ich habe sie in's Unglük gebracht. Um meinetwillen darbt nun mein gutes Weib, darben meine unschuldigen Kinder. Warum habe ich nicht ihrem Rathe gefolgt, und das Weib, das nur Unglük über uns brachte, aus dem Hause gelassen!"

So mag er noch eine Weile fortgemacht haben, ich hörte das folgende nicht mehr, denn ich gieng, um mich nicht durch mein Schluchzen, das ich nicht zurükhalten konnte, zu verrathen. Dieser Edelmuth meines Mannes, den ich wirklich nicht erwartet hatte, und womit er alle Schuld unsers Unglükes auf sich allein nahm, rührte mich zu heftigen Thränen, aber eben er war es zugleich auch, der mich meiner bisherigen bangen Besorgnisse enthob. Ich hatte indessen den Gram meines Mannes falsch gedeutet, hatte ihn für Unzufriedenheit und Mismuth über sein Schiksal gehalten, und eben deswegen am meisten davor gezittert. Nun fand ich, daß ihn mehr mein und meiner Kinder Unglük, als sein eigenes bekümmerte, und bei dieser Entdekung wurde mir's wieder ganz leicht um's Herz, denn nun wußte ich auf einmal, wie ich mich zu benehmen hätte, um die schlimmen Folgen, von denen ich oben sprach, zu verhüten.

Was glauben Sie wohl, daß ich nun that? Ich nahm nun auf einmal eine **Heiterkeit** an, als ob nichts geschehen wäre, und wir dem Glüke im Schoosse säßen, schäkerte viel mit meinen Kindern, und suchte sie dadurch auch in einen lustigen, des Unglüks vergessenden Ton zu stimmen, und das gelang mir leicht, denn Kinder, die nicht in die Zukunft hinausdenken, sind leicht dahin zu bringen, ein vergangenes Unglük zu vergessen. — Vornemlich bestrebte ich mich, bei unsern sparsamen Mittags- und Abendmahlzeiten mich und meine Kinder in diesem Tone zu erhalten, um dadurch auch meinen Mann nach und nach mit hinein zu ziehen.

Anfänglich wollte mir dieß nicht recht gelingen; erst schien er gar nicht darauf zu achten, sondern blieb düster und in sich selbst versunken, als er es aber einmal bemerkte, schien es ihn zu befremden, er sah mich mit grossen Augen verwundernd und kopfschüttelnd an; doch endlich trug mein Bemühen herrliche Früchte. Ehe ich aber diese Sie sehen lasse, werde ich Ihnen zuvor die Gründe meines Betragens auseinander sezen müssen. Hören Sie also, **meine Liebe**, was mich zu einem solchen Verfahren bewog, denn ich werde Ihnen bei dieser Gelegenheit manches sagen können, was auch Sie vielleicht einmal nöthig

haben werden, weil ja wohl auch in der glüklichsten Ehe zuweilen trübere Stunden vorkommen.

Ich erinnere mich, Ihnen schon einmal gesagt und geschrieben zu haben: Sie sollten sich vor Geheimnissen hüten, die Sie vor Ihrem Manne zu verbergen Ursache fänden, Sie sollten ihn vielmehr zum innigsten Vertrauten aller Ihrer Angelegenheiten, Ihrer Entwürfe und Wünsche, Ihrer Freuden und Leiden, Ihrer Hoffnungen und Besorgnisse, Ihres Thuns und Ihres Lassens machen. Ich nehme von dieser Vorschrift auch noch jezt keinen Buchstaben zurük, denn der Mann, an dessen Hand wir durch's Leben zu gehen beschlossen haben, und der auf diesem Wege unser Reisegefährte nicht nur, sondern oft auch unser Führer seyn soll, verdient es, vorausgesezt, daß wir einen solchen gewählt haben, der unseres Vertrauens würdig ist, daß er in unsrer Seele lese, und wir unsre Angelegenheiten auch zu den seinigen machen, und nichts knüpft das Band der ehlichen Eintracht vester, als eine solche offene zurükhaltungslose Vertraulichkeit. — Ja ich glaube sogar, daß man hierinn noch weiter gehen muß, als manche unsrer Rathgeber meinen, welche wollen, die Gattinn soll jeden unangenehmen Vorfall, jede drükende Empfindung, jeden Gram, jede Besorgniß vor ihrem Manne

verbergen, und blos in ihren Busen verschliessen. Nein auch hierinn sey sie offen und mittheilend, und lege selbst ihren Kummer in die stärkere Brust ihres Gatten nieder, denn darum ist er ihr Gatte, um ihr denselben tragen zu helfen, zu erleichtern, oder ihr seinen Rath zu geben, wie er sich vielleicht ganz verscheuchen läßt. Wenigstens weiß ich es aus manchen Erfahrungen, daß selbst die bestgemeinte Verschlossenheit in solchen Fällen eine Kälte erzeugt hat, die sie nicht werth war. Der Mann liest dann den Gram etwa doch auf der gerunzelten Stirne oder in dem feuchten Auge des Weibes, und zürnt dann der Gattinn, daß sie ihn zur freundschaftlichen Theilnahme daran nicht fähig oder nicht geneigt glaubt.

Aber — und nun komme ich dem, was ich eigentlich Ihnen sagen wollte, näher — es ist auf der andern Seite doch auch eine eben so wichtige Regel für Gattinnen, ihren Gram zu rechter Zeit vor dem Manne zu verbergen. Zu einer Zeit, da die Stirne des Mannes ohnedieß schon umwölkt ist, da ihn etwa amtlicher Verdruß, oder Sorgen wegen der Zukunft beunruhigen, da verschliesse immer die Gattinn ihren eigenen Kummer, wenn er nicht von der Art ist, daß er des Mannes Theilnahme nothwendig macht, in ihrem Busen. Jezt ihm

denselben mitzutheilen, jezt, da ihn eigener Kummer drükt, auch noch mit dem ihrigen zu unterhalten, würde Lieblosigkeit und Thorheit zugleich seyn, weil er jezt nicht stark genug ist, noch eine neue Last auf sein Herz zu nehmen, und sie mit Manneskraft und Muth zu tragen.

Oder wenn ihr Kummer von der Art ist, daß die Theilnahme des Mannes ihn nicht erleichtern kann, daß vielmehr sein Herz nur dadurch niedergedrükt würde, ohne das ihrige aufrichten zu können; — oder wenn er selbst gerade über das Schiksal seiner Gattin bekümmert ist, ja dann verberge sie vor ihm was sich verbergen läßt, vergesse ihren eigenen Kummer, um durch diese Vergessenheit den ihres Gatten zu mildern, und erscheine heiter vor ihm, wenn es öfters auch nur erzwungene Heiterkeit seyn sollte. In diesen Fällen wird ihr der Gatte ihre schonende Verschlossenheit hintendrein danken; — aber in allen andern, da seine Theilnahme ihm oder ihr nüzen, sein Rath und seine Hilfe durch Mittheilung des Kummers aufgefordert, oder sein eigener Gram, wenn es etwa gemeinschaftlicher ist, durch wechselseitige Ergiessung der Herzen erleichtert werden kann, sei sie offen und ohne Zurükhaltung.

Sehen Sie, *meine Liebe*, diese Betrachtun-

gen waren es, welche mein Betragen bestimmten, als ich jene Entdekkung gemacht hatte. Mein Mann grämte sich mehr über mein und unsrer Kinder Schiksal, als über sein eigenes. Sollte ich seinen Gram noch dadurch vermehren, daß ich ihm meinen eigenen vorwinselte? Oder war es nicht klüger in diesem Falle, mich vor ihm zu verstellen, und ihn eine Heiterkeit sehen zu lassen, die ihn glauben machte, ich fühlte mich nicht unglüklich, und er hätte also auch keine Ursache, sich über mich zu bekümmern? — Ja, wenn ich nicht stark genug gewesen wäre, meine Rolle so lange standhaft fortzuspielen, bis sie ihre Wirkung gethan hätte, dann hätte freilich leicht aus einem kleineren Uebel ein grösseres entstehen können; — und ich bekenne es Ihnen, im Anfange schien es mir selbst, als ob ich mir zu viel zugetraut hätte, und es kostete mich zuweilen keine geringe Ueberwindung, die Empfindungen meines Grames und meiner Sorgen so niederzukämpfen, daß sie vor meinem Manne nie mehr sichtbar oder laut wurden, — aber ich überwand sie denn doch, und hatte am Ende von diesen Bemühungen, sie ihm zu verbergen, auch den Vortheil, daß sie mir selbst geringer vorkamen, und Gegenwart und Zukunft mir zulezt wieder in einem freundlichen Lichte erschienen.

Nun offenbarten sich denn endlich auch an meinem Manne die guten Früchte meines Betragens. Einst war es mir an einem Mittagessen gelungen, mich und meine Kinder in einen so heitern, lustigen und scherzhaften Ton zu stimmen, daß mein Mann endlich unwillkührlich auch mit hineingezogen ward. Er lachte am Ende so herzlich mit, daß wir alle unsers Unglüks vergassen, und uns gebehrdeten, als ob wir nichts verloren hätten, sondern im Vollaufe lebten, und noch so glüklich wären, wie zuvor. Und das war etwa ein Vierteljahr nach jener traurigen Geschichte, gerade zu einer Zeit, da uns das Wiederanschaffen der nöthigsten Geräthschaften oft in die gröste Verlegenheit sezte.

Aber als wir nun unser sparsames Mahl geendiget hatten, und vom Tische aufgestanden waren, so fiel mir mein Mann mit Ungestüm um den Hals, und rief ganz entzükt:

„Cäcilie! welch ein Weib bist du!"

Ich. Ein leichtsinniges Weib, wirst du vielleicht denken, das des Unglükes und der Zukunft so bald wieder vergessen, und lachen und scherzen kann, indem sie sorgen und fürchten sollte.

Er. O lästere dich nicht selbst. Ich bewundere deine Standhaftigkeit, deinen Heldenmuth, deine

Gleichmüthigkeit, womit du dir und mir und unsern Kindern das Leben zu erheitern suchst, indeß dich selbst seine Lasten drüken. O meine Cäcilie, du hast mir eine schwere Bürde vom Halse genommen, seit ich so froh, und wie ich glaube, sorgenlos dich sehe.— Seit jener unglüklichen Nacht klage ich mich beständig als den Urheber deines Unglüks an, denn war ich es nicht, der darauf bestand, das fatale Weib in's Haus zu nehmen? Willigtest du nicht blos aus Gefälligkeit gegen mich ein? — O wie oft hab ich es indessen schmerzlich bereut! Wie oft mir die bittersten Vorwürfe darüber gemacht, daß ich mein gutes Weib dadurch ins Unglük gestürzt habe! — Aber nun, da ich wieder so heiter dich sehe, nun verschwindet, zwar nicht mein Unrecht, aber doch das drükende Gefühl desselben.

Ich. Klage dich nicht an, lieber L. — Konntest du dieß unglükliche Ereignis voraussehen? — Und was fehlt uns denn nun? Wir haben ein Gerichte weniger auf dem Tische, dafür werden wir desto gesunder bleiben. Und wie viel Menschen haben noch weniger als wir, und sind dabei doch zufrieden und glüklich. — Ich werde kein seidenes Kleid mehr tragen können, sollt' ich darum verzweifeln? Oder muß ich fürchten, dir im schlichten Hauskleide weniger

zu gefallen, als im seidenen Prunkgewande? Gewiß nicht. — Und unsere Kinder? O die haben alles schon längst verschmerzt, und sind bei ihren Kartoffeln und in ihren wollenen Jäkchen so froh wie ein König.

Er. Weises glükliches Weib, daß du alles von dieser Seite betrachten kannst. O Dank dir, tausendfachen Dank. Du giebst mir neues Leben.

Ich. Nur Eines kann nicht so bleiben, wie es jezt ist.

Er. Und dieß wäre?

Ich. Du trinkst indessen keinen Wein mehr, und dieß, fürchte ich, wird in die Länge deiner Gesundheit schaden. Du must wieder Wein trinken.

Er. Soll ich allein mir gütlich thun, indessen meine Cäcilie darbt? — Nein, allzuedles Weib, dazu berede mich nicht.

Ich. Ich darbe ja nicht. — Doch wir wollen hierüber nicht streiten, kommt Zeit, kommt Rath.

Hier brach ich das Gespräch ab; aber von nun an sezte ich meinem Manne immer wieder ein Fläschchen Wein auf den Tisch, ohne übrigens mehr Wochengeld von ihm zu fordern, oder als er es mir ungefordert anbot, es anzunehmen. Anfänglich trank er es nicht, dann nur halb, und nur mein ferneres

Zureden konnte ihn bewegen, seine zuvor gewohnte Portion wieder zu sich zu nehmen.

Aber sagen Sie mir nun, meine Liebe, war diese Wirkung das bischen Zwang nicht werth, das ich mir anthun mußte? O wie oft können wir durch eine kleine Aufopferung, wenn Liebe und Pflicht unsre Schritte leiten, uns die Zufriedenheit und die herzliche Anhänglichkeit dessen erwerben, der — das bekennt ja gerne jedes gute Weib öffentlich, — uns doch auf der ganzen weiten Erde das liebste ist.

Von nun an — und das war eine zwote gute Folge unsers Unglükes sowohl, als — lassen Sie michs immer hinzusetzen, ich sage es ohne Stolz — meines Betragens — von nun an lebten wir wie die Engel zusammen. Doch diese Erzählung verdient es ja wol, daß Sie sie lesen, ehe ein so langer Brief, wie der gegenwärtige ist, Sie ermüdet hat. Also verspare ich sie auf einen neuen. Leben Sie wohl.

Cäcilie L.

Zwölfter Brief.

Cäcilie an Lilla.

Sie haben recht wohl daran gethan, meine Liebe, daß Sie bisher alle meine Briefe Ihrem

Münter auch mitgetheilt, und ihm dadurch einen Beweis Ihres uneingeschränkten Zutrauens gegeben haben. Dieß sage ich auch jezt noch, unerachtet ich mir, wie es scheint, selbst Schaden dadurch gethan habe, als ich es Ihnen rieth, denn ich muß ja nun befürchten, daß meine Briefe mich in seiner Achtung um etwas herunter sezen. — Er beschuldigt mich also wirklich doch eines heimlichen Stolzes auf meine Kunst, wie er es nennt, meinem Manne die Grillen zu vertreiben? — Ich hätte Lust, entweder um ihn zu widerlegen künftig alle die Scenen aus der Geschichte meiner Ehe wegzulassen, bei welchen ich mehr als gelegenheitlich von mir selbst werde sprechen müssen; oder um in seinen Augen nicht allzuviel zu verlieren, Ihnen die fernere Mittheilung meiner Briefe an ihn zu verbieten. — Doch nein; bei dem erstern würde ich Ihnen künftig nichts mehr als Bruchstükke liefern können, und was kann ich denn dafür, daß ich nun einmal die Heldinn dieser Geschichte bin? — und das zweite — nein, nein, bei Leibe nicht — das könnte Auftritte erneuern, wie wir in Ihrer Ehe keine mehr sehen wollen.

Also ich fahre fort, jedoch unter der Bedingung, daß Sie Ihren lieben Münter in meinem Namen alles Ernstes versichern: wenn er mich kennte, so

würde er mich gewiß des Stolzes nicht beschuldigen, den er an mir entdekt zu haben glaubt.

Nun lesen Sie denn weiter:

Sie erinnern sich wol noch, daß ich Ihnen einst gleich im Anfange unsers Briefwechsels schrieb, daß mein Mann in den ersten Zeiten unsrer Ehe die grossen Untugenden der Unordnung und einer übergrossen Empfindlichkeit an sich hatte, und Zerstreuungen und Gesellschaften in der grössern Welt liebte. Noch war es mir nicht gelungen, ihn von diesen Fehlern zu heilen, so viel Mühe ich mir auch immer darum gab, — ich muß es wol nicht klug genug angegriffen haben. — Aber auch diese Fehler, die ich so lange nicht heilen konnte, heilte das Unglük.

„Ich weiß nicht, liebe Cäcilie, wie mir ist," sagte er einst zu mir, „ich werde am Ende der Vorsehung danken, daß sie mir dieß Unglük zugeschikt hat. Es hat mich gebessert. Ich finde das Vergnügen nicht mehr an meinen Gesellschaften ausser dem Hause, wie zuvor, ich fange an, am liebsten bei mir selbst, bei meinem lieben Weibe, und bei unsern guten Kindern zu seyn; — und seitdem ich das bin, finde ich, daß alles viel ordentlicher geht, meine Geschäfte sind in der Ordnung, und ich arbeite mit weniger Mühe und in kürzerer Zeit eben so viel, wo

nicht noch mehr, als zuvor mit grösserem Aufwande von Kräften und Zeit."

Ich. Ich dachte es wohl, daß du diese Erfahrung bald machen würdest. Die Schule des Unglüks ist eine fruchtbare Schule. Es wekt so manche schlummernde Fähigkeit, die ohne dasselbe vielleicht nie aufgewacht, es gewöhnt an so manche pflichtmässige Uebung, die nur sonst vielleicht immer ungewohnt und lästig geblieben wäre. Dich hat es zur häuslichen Eingezogenheit getrieben, die dir jezt, da du sie gewohnt bist, Vergnügen macht. Und sind wir nicht wirklich beide zufriedener als zuvor? Die rauschenden Freuden des Lebens, die den Geist nur betäuben, und im Herzen eine öde Leere zurüklassen, haben wir verloren, aber die stillen und ungleich reineren Freuden der Liebe und Freundschaft sind uns geblieben, denn noch hast du ja Freunde, mein lieber L., die dich nicht blos um des Weines willen besuchen. — Ja ja, dem Himmel sei Dank, daß er uns dieses Unglük zugeschikt hat, es hat uns zufriedener und besser gemacht.

Er. Du hast Recht, liebe Cäcilie, unser Unglük hat mich Eingezogenheit gelehrt; ich schämte mich in meinen vorigen Gesellschaften nicht mehr den Aufwand machen zu können, wie zuvor, darum blieb ich lieber ganz weg, und befinde mich dabei

nur um so besser. — Doch das Unglük hat auch nicht alles allein bei der Sache gethan, das meiste verdanke ich vielmehr (hier umarmte er mich) meinem lieben, guten, rechtschaffenen Weibe, das mich so freundlich aufgerichtet, den Kummer so liebreich mit mir getheilt, und meine drükendste Last mir abgenommen hat. — Ja Cäcilie, du, du allein hast mich wieder an mein Haus gefesselt. Wärest du mir nach jenem Unglükke immer mit finsterem Gram auf der Stirne vor meinen Augen herumgegangen, hättest du meine bangen Besorgnisse noch durch deine Seufzer und Klagen vermehrt, hättest du mir Vorwürfe gemacht, daß ich dich in's Unglük gestürzt habe, — wer weiß, wer weiß, was alsdann geschehen wäre! Ich hätte vielleicht deinen Anblik geflohen, wäre deinem düstern Auge, deinen bangen Seufzern und Klagen ausgewichen, weil sie alle nur peinigende Vorwürfe für mich gewesen wären, und hätte ausser dem Hause, vielleicht in lärmenden Gesellschaften, mich zu zerstreuen, meinen Gram zu vergessen, und die strafende Stimme in meinem Innern zu betäuben gesucht. — Aber du kamst mir mit Freundlichkeit entgegen, warst gütig und liebreich, vergassest über meinem Grame deinen eigenen, und wischtest mir den meinigen so unvermerkt von der Seele hinweg, daß ich wie neugeboren war. Das hat mich

an dich und an mein Haus gefesselt, das hat mich häusliche Eingezogenheit und Ordnungsliebe gelehrt, und nie werde ich in meinem Leben wieder ein grösseres Vergnügen finden, als in deinem Umgange, meine Liebe.

O beste Lilla, hier konnt' ich nicht länger mich halten. Freudenthränen entstürzten meinen Augen, und im Gefühle der seligsten Wonne fiel ich meinem Manne um den Hals und rief entzükt: O mein L., wie glüklich machst du mich! Aber so soll es nun bleiben! So wollen wir Hand in Hand durchs Leben hingehen, Glük und Unglük miteinander theilen, jenes uns wechselseitig erhöhen, dieses erleichtern, dann wird uns die Sonne immer heiter scheinen, und kein Sturm unsre Zufriedenheit trüben. So müsse einst der lezte Augenblik uns finden, Hand in Hand und Herz an Herz gedrükt!

So war es, und so blieb es auch wirklich. Mein L. war von nun an der ordentlichste Mann, den ich mir wünschen konnte, und gegen mich so gefällig, so liebreich, so gütig, daß wir von jezt an nur Ein Herz und Eine Seele waren. — O meine Liebe, wie herrlich war ich nun für alles belohnt, was ich gethan hatte, um meines Gatten Zufriedenheit wieder zu bringen! — Welch ein Triumph für ein Weib,

ihren Gatten gebessert zu haben, und sein guter Engel geworden zu seyn! Welch ein doppelter Triumph, wenn ihr erhöhte Liebe und Zärtlichkeit für ihre Bemühungen lohnt.

Wir entwarfen nun gemeinschaftlich unsern Haushaltungs-Etat für die Zukunft. Natürlich, daß manche zuvor gewohnte Ausgabe nun ganz gestrichen, manche andere auf die Hälfte heruntergesezt, manches eingebildete Bedürfniß unbefriedigt gelassen werden mußte. Aber der Wetteifer, womit jedes von uns die leztern nur in seinen besondern Ausgaben finden, jedes seine Bequemlichkeit aufopfern wollte, um die des andern nicht zu stören, müßte für einen dritten Zuschauer ein gefälliger und rührender Anblik gewesen seyn. — Wir kamen endlich damit zu Stande, und mein Mann überließ mir das eigentlich ökonomische der Wirthschaft allein zur Besorgung und Anordnung. Ich übernahm es, um ihn nicht mit kleinlichen Sorgen zu belästigen, die ohnedieß für den Geist eines Mannes nicht taugen, aber ich that dennoch auch hierin nichts ohne sein Vorwissen und seine Einwilligung. Er fuhr fort, wie er zuvor zu thun gewohnt gewesen war, mir mit dem Anfange jeder Woche eine — jezt freilich ungleich geringere — Summe zur Bestreitung der Haushaltungs-Ausgaben

zu geben; ich führte hierüber genaue Rechnung, die ich ihm am Schlusse der Woche vorlegte, um ihn zu fragen, ob er nicht auch hierin noch etwas überflüssiges fände, oder nicht hier oder dort eine andere Einrichtung wünschte? Ich fragte ihn immer zuvor, wenn grössere Vorräthe auf einmal angeschaft werden mußten, ob es mit seiner Einwilligung geschehen könnte, und wie viel von jeder Gattung angeschaft werden sollte, und seine Meinung war immer diejenige, der ich folgte, wenn ich ihn nicht, falls ich etwas unrichtiges darin zu entdekken glaubte, davon abbringen konnte. Ueberhaupt behandelte ich alles gemeinschaftlich mit ihm. Er mußte wenigstens davon wissen, wenn er es auch nicht selbst zu besorgen hatte.

Denn, meine Liebe, Aufrichtigkeit im Hauswesen ist eine der ersten Eigenschaften einer guten Gattinn, und unentbehrlich zur Führung einer glüklichen Ehe und einer gut geordneten Haushaltung. So bald die Frau auch nur die geringste Ausgabe absichtlich vor dem Manne verheimlicht, hinter seinem Rükken eine eigene Casse führt, oder ihre eigenen Plane hat, um die der Mann nicht wissen soll, so zerstört sie dadurch, so bald er hinter ihre Schliche kommt, den Frieden ihrer Ehe, oder wenn er sie

nicht ahnet, die Ordnung in ihrem Hauswesen; hingegen, wo auch in diesem Punkte offenherzige Mittheilung statt findet, da herrscht nicht nur Harmonie der Gemüther, da verständigt man sich nicht nur leichter über alles, was vorkommt, sondern da ist auch jenes gemeinschaftliche Hinarbeiten auf Einen Zwek, wobei alles am besten gedeiht.

Zuweilen zwar machte mein Mann Einrichtungen in unserm neuen Hauswesen, denen — ich bekenne es Ihnen — ich meinen Beifall nicht geben konnte. Dann versuchte ich es, ihn durch Darlegung mancher Zweifel, die ich gegen ihre Zwekmässigkeit hatte, ihn davon abzubringen, und bisweilen gelang es mir auch, aber ein andersmal beharrte er auf seinem Sinne, und meine Gründe fanden keinen Eingang bei ihm. So bald ich dieß sah, so schwieg ich, ließ mir die Einrichtungen gefallen, die er entworfen hatte. Hintendrein hatte ich dann meistens entweder die Freude, zu sehen, daß er sie öfters selbst wieder verwarf, und doch noch meinem Rathe folgte, — oder ich fand im Gegentheile, daß wirklich seine Meinung klüger als die meinige gewesen war, oder seine Einrichtungen sich durch die Erfahrung als zwekmässiger erprobten, als diejenigen, welche ich vorgeschlagen hatte. In beiden Fällen war ich dann herzlich froh,

daß ich nicht hartnäkig auf meiner Meinung beharrt, sondern meinem Mann nachgegeben hatte, denn ich erhielt dadurch im ersten Falle die Eintracht zwischen uns, und verhütete im andern noch obendrein eine Thorheit, woran ich Schuld gewesen wäre.

Denn, meine Liebe, das Weib ist nun einmal zum Nachgeben bestimmt. Ich kenne die hochtrabenden Tiraden wohl, womit selbst manche Männer eine durchgängige Gleichheit in der Ehe als Zwek derselben behaupten, und das Weib des Gehorsams gegen den Mann entbinden wollen, aber ich habe immer lachen müssen, wenn ich diese Behauptungen unsrer allzudienstfertigen Beschüzer — von denen ich mir jedoch keinen zu dem meinigen wählen möchte, weil sie ihrem Berufe wohl schlecht Genüge leisten würden, — hörte oder las. — Die Natur selbst hat den stärkeren Mann zum Beschüzer des schwächeren Weibes, zum Haupt und Versorger einer Familie bestimmt. Soll er aber dieß seyn, so muß er auch ihr Regent seyn, so muß es von ihm abhängen, die Einrichtungen und Anordnungen zu treffen, welche zu dem Schuze und der Versorgung, die er übernommen hat, erforderlich sind, so muß er, wie der Regent in einem gut eingerichteten Staate — und ist nicht jede Familie ein Staat im Kleinen? —

die höchste Gewalt in den Händen haben; denn nirgends weniger als auf die Ehe ist demokratische Verfassung anwendbar; so müssen sich diejenigen, die er beschüzen und versorgen soll, seinen Anordnungen fügen, und es ist unnatürlich und widersinnisch, daß diejenigen, die sich dem Schuze eines andern ergeben, gleiche Gewalt mit diesem haben sollen.

Das Weib ist also ihrer und der Natur der Ehe nach zum Gehorchen bestimmt, und sie tritt nie ungestraft aus diesem ihrem Kreise heraus, und verläßt nur zu ihrem eigenen empfindlichen Schaden das Gleis der Natur, wenn sie befehlen oder herrschen will. Auch massen sich wirklich, meiner Erfahrung zufolge, gerade die vernünftigsten Weiber dieses eingebildete Recht, worauf manche andere so eifersüchtig sind, am wenigsten an, sondern sind zufrieden mit dem Wirkungskreise, den ihnen die Natur selbst angewiesen hat. — Daß ich übrigens damit der eigensinnigen Tyrannei derjenigen Männer, welche ihre Weiber als Sklavinnen behandeln, und blinden Gehorsam selbst gegen ihre unvernünftigsten Launen verlangen, nicht das Wort reden, und nicht behaupten will, daß das Weib gar keinen eigenen Willen mehr haben soll, werden Sie mir, die ich ja selbst Weib bin, wohl gerne glauben.

Nein, unsre natürliche Freiheit wollen wir uns eben nicht rauben lassen, wollen auch noch unsre Stimme in häuslichen Angelegenheiten geben, aber wo unsre Meinung mit der unsrer Gatten in Widerspruch geräth, da wollen wir unsers untergeordneten Verhältnisses uns erinnern, wollen nachgeben, und lieber unsre Meinung schwinden lassen, als sie mit Hartnäkigkeit gegen die entgegengesezte behaupten. Dieß ist Pflicht und Beruf des Weibes.

Doch ich lenke nun nach dieser Abschweifung wieder auf meine Geschichte ein.

Ein einzigesmal kam ich in den Fall, daß ich mich dem Willen meines Mannes standhaft widersezen mußte; aber auch hier ließ ich ihm denselben wenigstens halb, und was ich davon verhinderte, das verbot mir eine andere Pflicht geschehen zu lassen.

Das Amt meines Mannes machte es nothwendig, einen Schreiber im Hause zu halten, der ihm seine Rechnungen anfertigen und mancherlei andere Geschäfte verrichten half. Zur Zeit jenes unglüklichen Brandes hatte er gerade einen armen, aber seelenguten Menschen bei sich, der auch den grösten Theil seiner Habseligkeiten im Brande verlor. Das Unglük des guten Menschen bekümmerte mich so tief als mein eigenes, aber er machte uns nicht nur keine Vorwürfe

darüber, sondern blieb auch nach dem Brande bei uns, und fügte sich mit unnachahmlicher Geduld und Gefälligkeit in unsre damals so armseligen Umstände. Gerne hätten wir ihn dafür, und für die Treue, die er in seinen Geschäften bewies, so, wie er es verdiente, belohnt, aber wir konnten es nicht. — Indessen erfuhr man, zum Theil durch meinen Mann, der es überall erzählte und rühmte, bei der Regierung sein Unglük sowohl, als das edle Betragen, das er bei und nach demselben bewiesen hatte. Dieß bewirkte so viel, daß man ihm zur Entschädigung für seinen Verlust, und zur Belohnung seiner Rechtschaffenheit die erste erledigte Stelle gab, die für ihn tauglich war. Dadurch verlor nun aber mein Mann einen treuen und brauchbaren, unter seinen Umständen, und bei der Denkart Wendlers (so hieß der junge Mann) ihm unentbehrlich gewordenen Gehilfen. Dieß brachte ihn in eine neue Verlegenheit, denn es war, dieß konnte man leicht voraussehen, schwer wieder einen Mann zu bekommen, der sich so gut in unsre Umstände würde schiken können, und doch dabei eben so treu und fleissig seyn würde, wie dieser. — Zwar erbot sich Wendler sehr edel, auch in seinem neuen Amte, noch einen Theil von den Geschäften meines Mannes zu übernehmen, wenn er sie ihm anvertrauen wollte,

vielleicht allein theils konnte dieß doch auch in die Länge nicht angehen, theils war es zwar einige Erleichterung, aber doch nicht so viel, als ihm ein eigener Schreiber verschaffen konnte.

Diese Verlegenheit peinigte mich und meinen Mann gleich stark, allein im Anfange wollte es jedes vor dem andern verbergen, daß sie ihm Unruhe machte; doch endlich einmal kam mein Mann des Abends, als wir ganz allein waren, zu mir, und sagte:

Höre, liebe Cäcilie, ich kann dir's doch nicht verbergen, daß mich Wendlers Verlust beunruhigt. Ich zweifle sehr, ob ich je wieder einen Schreiber bekommen werde, der mir seine Stelle ersezt. In unsern jezigen Umständen wird wohl nicht leicht einer, der sonst noch anderswo unterkommen kann, es sich gefallen lassen, mit dem Gehalte und der Kost vorlieb zu nehmen, welche ich ihm geben kann, und einen, der keinen andern Plaz bekommen kann, mag ich doch auch nicht.

Ich bekenne es dir, lieber L., antwortete ich, daß auch mir dieser Umstand schon manche Sorge gemacht hat. Um eines Schreibers willen unsern HaushaltungsEtat wieder abzuändern, das verträgt sich doch mit einer guten Wirthschaftlichkeit auch nicht. —

Indessen hoffe ich immer noch, es werde sich ja wohl auch noch ein Mann finden, der Wendlern, wenn er ihn auch nicht ganz erreicht, doch wenigstens nahe kommt.

Er. Aber woher nehmen? — Oder kennst du einen, der für mich taugte, und von dem sich hoffen liesse, daß er sich nach den Umständen fügte?

Ich. Wie sollt' ich das? — Aber vielleicht könnte dir Wendler selbst zu einem solchen verhelfen. Er wird ja wohl auch Bekanntschaft unter jungen Männern seines gleichen haben; und wen er dir empfähle, den würdest du ohne Bedenken wählen dürfen.

Er. Das wohl; aber wenn nun auch Wendler keinen weiß? — Höre, es ist mir ein Einfall gekommen. Je weniger Personen wir im Hause und am Tische haben, desto mehr wird dadurch unsre Haushaltung erleichtert. Ich dächte daher, ich wollte einmal einen Versuch machen, mein Amt ganz allein zu versehen. Was denkst du davon?

Ich. Ich bin zwar mit der Art und dem Umfange deiner Geschäfte zu wenig bekannt, um hierüber sicher urtheilen zu können; — indessen habe ich doch bisher gesehen, daß weder du noch Wendler müssig gegangen seyd, sondern immer beide genug zu thun hattet. Sollte es nun möglich seyn, daß du künftig

allein arbeitetest, was ihr bisher zusammen gethan habt?

Er. Ich denke doch, wenn ich künftig auch die Nachmittäge und einen Theil der Nacht dazu nehme.

Ich. Und darüber deiner Gesundheit zusetzest? — Nein, lieber L., zu diesem Plane kann ich dir meinen Beifall nicht geben. Der Schaden würde am Ende ungleich grösser seyn, als der Vortheil.

Er. Aber ich weiß keinen andern Ausweg, und so will ich denn wenigstens einen Versuch damit machen.

Ich. Ich bitte dich, lieber Mann, stehe ab von diesem Gedanken. Es geht nicht.

Er. Es wird ja wohl gehen, laß mich nur machen.

Ich. Verzeihe mir, lieber L., daß ich dir noch einmal widerspreche; aber ich kann es durchaus nicht zugeben, deine Gesundheit ist mir theurer, als der kleine Vortheil, den wir durch deine Plane erreichen. Und wär er auch noch so groß, bedenke, daß du ein Weib und Kinder hast, denen du in dir den Gatten und Vater zu erhalten schuldig bist.

Er. Aber wenn es nun keinen andern Ausweg giebt?

Ich. Willst du mich anhören, wenn ich dir einen andern Vorschlag mache?

Er. Rede, und wenn ich ihn ausführbar finde, so will ich gern den meinigen dafür aufgeben.

Ich. Du hast mich zuweilen darüber gelobt, daß ich eine Handschrift schreibe, an deren vesten und doch geläufigen Zügen man die weibliche Hand nicht erkennen, sondern die man leicht dafür ausgeben könnte, daß sie von einer Männerhand herrührte. Ich weiß nicht, ob du damit scherzen wolltest, oder ob es dein Ernst war, aber ich will nun einmal auf einen Augenblik annehmen, es sey das leztere gewesen. — Glaubst du nicht, daß ich dir damit Dienste leisten, daß ich damit einen Theil deiner Geschäfte versehen könnte?

Er. Cäcilie, wo denkst du hin?

Ich. Traue ich mir zu viel zu? Das sollte mir doch wirklich recht leid thun. Ja, ich bin freilich in den Geschäften unerfahren, die deines Amtes sind, aber ich denke immer, mit ein wenig Unterricht von dir würde ich sie bald begreifen, denn ich kann ja doch schreiben und rechnen; mit ein bischen Uebung würde ich mich wohl bald hineingearbeitet haben, und mit einer kleinen Dose Geduld von deiner Seite würde es denn wohl gehen. Oder zweifelst du daran?

Er. An deiner Geschiklichkeit oder Gelehrigkeit zu meinen Geschäften zweifle ich keineswegs; — aber diese sind nicht das einzige, was hiebei in Betrachtung kommt.

Ich. Was sollte denn sonst noch dabei zu überlegen seyn?

Er. Du hast mit den Sorgen der Haushaltung schon genug zu thun, wo willst du die Zeit hernehmen, auch noch für meine Arbeiten zu sorgen?

Ich. Das macht mir nicht bange, eine so kleine Haushaltung, wie die unsrige seit unserm Unglüke ist, ist leicht zu übersehen, und wird mir wohl noch so viel Zeit übrig lassen, um auch dir meine Dienste zu widmen.

Er. Und dann — wenn du etwan auch so viel Zeit gewinnen könntest, wie ermüdend müßte es für dich seyn, neben den Sorgen der Haushaltung dich auch noch mit meinen Geschäften zu befassen!

Ich. Lieber L. — als ich meine Hand und mit ihr mein Herz dir gab, da versprach ich dir vor dem Angesichte des Himmels, Freude und Leid mit dir zu theilen, und als deine treue Gehilfin dich in diesem sowohl als in jenem zu unterstüzen. Was ich also jezt thun will, fodert schon mein Beruf, fodert mein Versprechen von mir, das ich erfüllen muß, wenn ich nicht treulos werden will. Und wie könnte ich es schöner erfüllen, als wenn ich ganz deine Gehilfinn, im weitesten Sinne dieses Wortes, werde?

Er. Gutes, rechtschaffenes, edles Weib! Wie eingedenk bist du deines hohen Berufes! Aber ich fürchte, es wird doch nicht gehen. Du wirst dir eine Last auflegen, die dir zu schwer werden wird.

Aber es gieng doch. Von nun an besorgte ich am frühen Morgen gleich meine Wirthschaft, und die Pflege meiner Kinder, dann arbeitete ich auf meines Mannes Zimmer, schrieb ab, was abzuschreiben war, machte Rechnungen, wie mein Mann mir es angab, und war bald in diese Geschäfte so eingeleitet, daß wir beide eine herzliche Freude darüber hatten, und mein Mann mich nachher im Scherze immer nur seinen lieben Schreiber nannte.

Und zum Beweise, wie viel sich thun läßt, wenn man eine kluge Eintheilung seiner Zeit und seiner Geschäfte zu treffen versteht, übernahm ich nun ausserdem auch noch den Unterricht meiner Kinder, überzeugt, daß auch hierinn, im Anfange wenigstens, die Mutter das meiste thun muß. Die Mutter ist von der Natur selbst dazu bestimmt, die erste Lehrerinn ihrer Kinder zu seyn, denn sie besizt die Geduld, die Schwierigkeiten des ersten Unterrichtes zu überwinden, und die Fähigkeit, sich zu den Vorstellungen und Begriffen der Kinder herabzulassen, in einem höheren Grade als der Mann. Doch darüber werde

ich Ihnen wohl einmal bei einer andern Gelegenheit mehr sagen können; — genug ich hielt es für meine Pflicht, mich auch diesem Geschäfte zu unterziehen. Den Musikmeister, Zeichenmeister und Sprachmeister hatten wir, wie ich Ihnen schon erzählt habe, verabschieden müssen, weil wir nicht mehr im Stande waren, sie zu bezahlen; aber es that mir in der Seele wehe, und um so weher, als ich sah, daß meine Kinder sich von ihren Informatoren nur unter den bittersten Zähren trennen konnten, und weil ich überzeugt war, daß dieser Unterricht, den sie nun entbehren sollten, zur Bildung ihres Geistes und Herzens beinahe unentbehrlich war.

Musik, dachte ich, sollte ihr Herz zu sanften Empfindungen stimmen; das Zeichnen sie an schöne Formen gewöhnen, und dadurch den Sinn für Harmonie und Ebenmaaß in ihnen erweken, der nicht nur Gefühl für das Schöne, sondern auch für das Gute erzeugt, nicht nur der Bildung des Geschmaks, sondern auch der sittlichen Bildung so günstig ist; — und den Sprachunterricht endlich hielt ich für eines der zwekmässigsten und sichersten Mittel zu der Cultur des Verstandes. — Die sollten sie nun entbehren, das konnt' ich nicht über's Herz bringen. — Zum Glüke verstand ich mich auf Musik, Zeichnen, und die französi-

sche Sprache auch ein wenig; ich beschloß also meinen Kindern durch eigenen Unterricht wenigstens einigermassen den fremden zu ersezen. — Wie ich denn aber auch noch dazu Zeit bekommen habe? fragen Sie.

Recht gut. Hören Sie einmal, wie ich nun meine Zeit eintheilte. Der frühe Morgen, eine Stunde vor dem Mittagsmahle, und eine vor dem Abendessen, und dann die Zeit nach diesem bis zum Schlafengehen war der Besorgung der Wirthschaft gewidmet; — den übrigen Theil des Vor= und denjenigen des Nachmittags, während dessen meine Kinder in der Schule waren, arbeitete ich mit meinem Manne und für ihn; — und die Abende benuzte ich zum Unterrichte meiner Kinder, den ich gar nicht einmal als Arbeit betrachtete, sondern der mir eben so gut zur Erholung diente, wie einem andern sein Spiel, seine Clubbs, seine Parties de Plaisir u. dgl.

Doch ich sehe, daß ich zu sehr abschweife. Was ich da bisher von der Behandlung meiner Kinder gesagt habe, gehört eigentlich noch nicht hieher; — indessen ich erzählte es Ihnen vornehmlich in der Absicht, um Ihnen theils zu sagen, daß Häuslichkeit, in so fern man darunter das Bestreben versteht, ganz seinem häuslichen Berufe zu leben, eine der ersten Pflichten des Weibes ist, theils Ihnen an ei=

nem Beispiele zu zeigen, wie viel man durch eine kluge Eintheilung der Zeit und der Geschäfte auszurichten im Stande ist.

Jedoch um nicht noch tiefer in einen fremden Text hinein zu gerathen, breche ich hier ab, und verspare das übrige auf meinen nächsten Brief. — Leben Sie wohl.

Cäcilie L.

Dreizehnter Brief.

Cäcilie an Lilla.

Also noch einmal zweifelt Ihr Münter? — Schon wieder hat er Einwendungen zu machen? Oder sind etwa gar Sie selbst es die zweifelt, und sich nur hinter den Mann versteckt, weil sie es mir nicht geradezu sagen will? — Doch nein, ich traue Ihnen zu viel Ehrlichkeit zu, als daß Sie so hinter dem Busche liegen könnten.

Also Ihr Münter sagt: das alles, was ich Ihnen neulich schrieb, lasse zwar sehr schön auf dem Papiere, sey aber am Ende doch nichts mehr, als ein schönes, aber unausführbares Ideal. Ich weiß nicht, wie mir ward, als ich dieß las. Unausführbar, was ich Ihnen doch als wirklich ausgeführt er=

zähle? Glaubt er denn, ich habe Ihnen Lügen aufgeheftet? O ich wollte, er hätte es selbst gesehen, wie schön sich das alles ausführen ließ!

Doch er lenkt wieder ein, aber wenigstens glaubt er nicht, „daß es lange so fort gegangen seyn könne;" allein ich sage Ihnen, es gieng so fort, so lange mein Mann lebte. — „Er würde seiner Frau eine solche Aufopferung nicht zumuthen;" — aber wer hat sie denn mir zugemuthet? War ichs nicht selbst? War es nicht mein eigener freier Wille, daß ich das alles übernahm? — „Er begreife nicht, wie eine, zumal junge Frau so ganz auf alle Freuden des Lebens Verzicht thun könne, daß sie sich immer nur in dem engen Bezirke der vier Mauern ihres Hauses herumtreibe." — Da sieht man den jungen unerfahrenen Ehemann, der noch nicht Vater ist. Beschenken Sie ihn nur erst mit ein paar Früchtchen Ihrer Liebe, und ich wette, was er will, er wird bald auch das französische Liedchen anstimmen:

Ou peut on être mieux, qu'au sein de sa famille?

Und dann war ich darum den Freuden des Lebens nicht abgestorben. Es gab ja auch Feiertäge oder Zeiten, in denen mein Mann weniger zu thun hatte, die benuzte ich zum Umgange mit einigen gewählten

und geprüften Freundinnen. Oder mein Mann mußte des Jahrs wenigstens Einmal nach St. reisen, um seine Rechnungen zu übergeben, da reiste ich denn mit meinen Kindern auch mit, und besuchte meine dortigen Verwandten und Freunde. So waren wir an Vergnügen gewiß nicht arm, und Ihr lieber Münter weiß es sicher so gut als ich, daß man manche Freude geniessen kann, ohne seinem Berufe zu schaden, wenn man nur den Zeitpunkt zu wählen weiß.

Dieß meine Antwort auf seine Zweifel, und wenn sie Ihnen lange Weile gemacht hat, so klagen Sie nicht mich, sondern Ihren Münter darum an. Ich kehre jezt zu meiner Geschichte zurük.

Unsre Haushaltung gedieh sichtbar bei unsern neuen Einrichtungen, — indessen war es im Anfange doch unmöglich gewesen, ganz ohne Schulden durchzukommen. Zwar besaß ich noch einiges Vermögen in Capitalien, aber mein Mann war nicht zu bereden, sie anzubrechen, denn sagte er, dieß muß dir auf den schlimmsten Fall als Wittwengut übrig bleiben. Er entlehnte also lieber das nöthige bei einigen guten Freunden, die es ihm auch aus Mitleiden mit unsrer traurigen Lage gern gaben. — Aber die guten Freunde wollten denn mit der Zeit doch auch wieder

bezahlt seyn, und das war uns lange nicht möglich. In den ersten Jahren waren wir beinahe nicht einmal im Stande, die Zinsen zu entrichten, doch thaten wir uns lieber wehe, als daß wir es uns erlaubt hätten, hierin nachlässig zu werden, dadurch in Miscredit zu kommen, und noch tiefer in Schulden zu gerathen, und ich ließ nie nach, bis sie auf die Verfall-Termine jedesmal richtig bezahlt waren.

Aber, wie es nun zu gehen pflegt, das Unglük erwekt leicht bei jedem, der nicht ganz unempfindlich ist, Mitleiden, und der erste Eindruk, den es auf andere macht, ist gemeiniglich sehr wohlthätig für den Unglüklichen; — allein wann dieser erste Eindruk vorüber ist, so fängt man an, kälter zu werden, und es ist eine Erfahrung, die beinahe jeder Nothleidende macht: wann einmal die Leute seiner Noth und ihres Anblikes gewohnt werden, so fangen die Wohlthaten an, sparsamer zuzufliessen, und er kommt dadurch nicht selten in grössere Noth, als er im Anfange war. Hat er vollends das Unglük selbst schon zu verschmerzen angefangen, so verschwindet das Mitleiden nach und nach ganz, und man fängt an, ihn nicht mehr als einen Unglüklichen zu betrachten, so sehr er es vielleicht immer noch seyn mag. So unrecht dieß offenbar ist, so ist es doch eine Schwäche in der

Menschennatur, die nur der wahre Menschenfreund zu besiegen pflegt.

Dieß erfuhren wir denn auch. Zehen Freunde waren bereitwillig gewesen, meinem Manne zu geben oder zu leihen, als er in der ersten dringendsten Noth zu ihnen kam; aber unter diesen zehen war nicht einer wie der andere. Zwar ein paar waren darunter, die uns auch nachher nie drängten oder ungestüm um die Wiederbezahlung anlagen, und das waren gerade unter allen die ärmsten, die sich selbst hatten wehe thun müssen, um uns zu helfen, und ich kann mich ihrer noch jezt nicht ohne das dankbarste Andenken erinnern, aber die übrigen brachten uns nachher in grosse Verlegenheit.

Es war, wie natürlich, bekannt geworden, daß wir uns nach und nach wieder zu erholen anfiengen, und wir hatten es wirklich so weit gebracht, daß wir von Zeit zu Zeit kleine Summen zur Tilgung unserer Schulden zurük legen konnten, aber dahin war es doch noch nicht gekommen, daß wir dieselben wirklich hätten abtragen können. — Da fingen die guten Freunde an, ungeduldig zu werden, und ich merkte an den häufigen Besuchen, die sie meinem Manne auf seinem Zimmer machten, daß sie ihn, nach und nach immer dringender, mahnten, denn er war nach

einem jeden solchen Besuche verdrießlicher, ohne mir jedoch die Ursache seines Verdrusses zu entdekken, weil er mich nicht beunruhigen wollte.

Doch endlich kam er einmal mit ganz umwölkter Stirne und düsterem Gram im Gesichte zu mir, und gieng einigemale schweigend das Zimmer auf und nieder. Endlich fieng er an:

„Ich muß meinem Herzen Luft machen, liebe Cäcilie. So gern ich dir auch, um dich nicht zu betrüben, noch länger den Kummer verhehlen wollte, der mich drükt, ich kann es nicht mehr, er wird mir allein zu schwer, ich muß ihn in deinen theilnehmenden Busen niederlegen. Dann wird es mir leichter werden, und du hast ja schon so viel mit mir getragen, so wird dir dieß auch nicht schwer werden.“

Lieber L., antwortete ich, ich ahne ihn schon lange, deinen Kummer, entdeke mir ihn ganz, vielleicht läßt sich Rath dagegen schaffen, wenigstens werden wir ihn gemeinschaftlich leichter tragen, als eines allein.

Er. Meine Gläubiger fangen an, mich zu drängen. So bereitwillig sie waren, mir zu helfen, als ich in meiner dringenden Noth zu ihnen kam, so ungestüm fordern sie nun, daß ich sie wieder bezahlen

soll. Und daß ich dieß nicht kann, weist du so gut wie ich.

Ich. Und ohne Zweifel hast du ihnen dieß vorgestellt? Hast ihnen wol auch gesagt, was wir bisher gethan haben, um sie befriedigen zu können?

Er. Ich habe ihnen alles gesagt und alles vorgestellt, habe ihnen das Sümmchen gezeigt, das wir bisher zu diesem Zwekke zurükgelegt haben; — aber die guten Leute können nicht begreifen, daß wir nicht schon wieder weiter gekommen seyn sollten, und einer von ihnen sagte mir sogar: wer selbst Capitalien ausleiht, sollte doch zuerst darauf denken, seine eigene Gläubiger zu befriedigen. — Das gieng mir durch die Seele.

Ich. Was ist denn das?

Er. Nichts als das kleine Darleihen, das ich neulich unserm armen Holzspälter vorstrekte, als er sich in's Bein gehauen hatte, um seine Kurkosten zu bezahlen. — Doch das mögte noch hingehen, und ich hoffte endlich, sie noch auf einige Zeit beruhigen zu können, wenn nur Eines nicht wäre.

Ich. Und dieses Eine?

Er. Der Kaufmann H., der mir gerade unter allen die gröste Summe vorstrekte, hat mir dieselbe nicht anders als auf Wechsel geliehen. Und eben

dieser fordert jezt am ungestümsten, und droht mit mit Wechselarrest. — Die Wechselrechte sind streng, wenn ich ihn nicht auf den nächsten Termin befriedige, so kann er seine Drohung, so bald er will, erfüllen, und der Arrest ist unvermeidlich. — Und nun bedenke die Schande. — —

Ich. Das ist freilich schlimm, aber doch ist noch nicht alles verloren. Wie hoch belauft sich denn die ganze Summe der Schulden?

Er. Nahe an die dreitausend Thaler.

Ich. Nahe an? Also nicht voll? — Nun da kann ja noch Rath geschafft werden. Mein eigenes Vermögen beträgt gerade 3000 Thaler. — Lieber L., ich habe dich schon oft gebeten, es als das deinige anzusehen, und Gebrauch davon zu machen. Nimm es hin, und bezahle die Schulden damit, so haben wir Ruhe.

Er. Und ich habe dir eben so oft geantwortet, daß ich dein großmüthiges Anerbieten nicht annehmen kann: Es wäre gewissenlos von mir gehandelt, wenn ich Gebrauch davon machen wollte. Du bist von unserm Unglükke, folglich auch von den Schulden, nicht die Ursache, sondern ich; du hast mir schon so viel aufgeopfert; sollt' ich dir auch vollends die Mittel entreissen, einst nach meinem Tode, wenn er

über kurz oder lang erfolgt, leben zu können? — Nein, meine Gläubiger mögen warten, bis ich im Stande bin, sie zu bezahlen; ausser dem Kaufmanne hoffe ich sie alle noch beruhigen zu können, und um diesen zu befriedigen, wird es ja wol auch noch einen gutmüthigen Freund geben, der mich, wenn ich meine ganze Lage ihm schildere, mit dieser Summe unterstüzt.

Indessen entstand wirklich bald darauf das Gerede unter den Leuten, mein Mann würde Wechselarrest bekommen. Der Kaufmann selbst muß indiscret genug gewesen seyn, sein Vorhaben auszusagen. Ja, wie denn jedes Gerüchte, so bald es von einem Munde zum andern geht, sich vergrössert, endlich verbreitete sich sogar die Sage: es würde zu einem förmlichen Concurse bei uns kommen, dem wir nicht mehr würden ausweichen können, und man fieng schon an, mit Fingern auf uns zu deuten.

Nun mußte also, theils um aus dem Gerede zu kommen, theils um uns selbst zu beruhigen, ein entscheidender Schritt von unsrer Seite geschehen. — Ich zwar wußte schon, was zu thun wäre, und hatte meine Partie schon ergriffen, aber mein Mann sann ängstlich hin und her, was er anfangen, und wie er dem Ungewitter entgehen wollte.

Da ereignete sich eine Begebenheit, die es ja wohl verdient, daß ich einen eigenen Brief ihr widme. Indessen gute Nacht, meine Liebe.

Cäcilie L.

Vierzehnter Brief.

Cäcilie an Lilla.

Mein eigener Brief an Sie, meine Beste, wird dießmal ganz kurz seyn. Lesen Sie die Inlage, so werden Sie sich daraus schon unterrichten können, was das für eine Begebenheit war, wovon ich am Schlusse meines lezten Briefes sprach.

Doch um Ihnen ganz verständlich zu werden, muß ich etwas zur Erklärung desselben voran schikken.

Der Verfasser des beigelegten Briefes ist ein Mann, mit welchem ich vormals, eh' ich meinen L. heirathete, in einer Verbindung gestanden war, welche es anfänglich sehr wahrscheinlich machte, daß wir einmal zusammen als unzertrennliche Gefährten den Weg des Lebens dahin wandeln würden. Wir liebten uns beide von Herzen, aber unser Geschik wollte nicht, daß wir wirklich vereinigt werden sollten. Seine Familie machte allerlei Einwendungen gegen mich, unter andern auch die: ich sei ihr zu stolz, (wie

wird Ihr Münter sich kizeln, wenn er dieß liest) und hatte überhaupt andere Absichten mit ihm. Mein Geliebter sezte sich zwar diesen Absichten aus allen Kräften entgegen, vertheidigte mich mit ganzer Seele, und erklärte standhaft: Cäcilie oder keine. Aber als ich es erfuhr, daß die Familie mich nicht haben wollte, so war ich die erste, die unsre Verbindung aufhob, und freilich — ich läugne es nicht: mit brechendem Herzen — ihm sagte: ich liebte ihn zu sehr, als daß ich durch den Haß seiner Familie, den er durch eine Verbindung mit mir sich aufladen würde, ihn unglüklich machen mögte, ich sähe, daß unser Geschik uns nicht für einander bestimmt hätte, so sehr auch unsre Herzen im Einklange wären, daher ich es für nothwendig hielte, ihm auf immer Lebewohl zu sagen, und nun keinen heisseren Wunsch kennte, als daß eine andere Verbindung ihn so glüklich machen mögte, wie er es verdiente.

B. versuchte zwar alles, um mich von meinem Entschlusse wieder abzubringen, bestürmte mich mit Bitten, mit Thränen, mit den Versicherungen seiner unwandelbarsten Ergebenheit, und den heiligsten Versprechungen ewiger Treue; und erschwerte mir dadurch — ich bekenne es gerne — die Ausführung meines Entschlusses; — aber dennoch blieb ich stand-

haft, und vermied sogar von dieser Zeit an, ihn wieder zu sehen.

Er ließ sich hierauf von seiner Familie überreden, nach ihren Absichten zu heirathen, aber diese Heirath mislang gänzlich, und er führte — und führt noch jezt — eine höchst unglükliche Ehe. Nun hätte freilich nicht nur er selbst, sondern auch seine Familie, den Schritt gerne wieder zurük gethan, wenn es noch möglich gewesen wäre.

Indessen hatte ich bald hernach auch meinen L. geheirathet, und nun fieng B. wieder an, mich zu besuchen. Ich erklärte ihm aber, daß ich ihn um seiner und meiner Ruhe willen bitten müßte, mit seinen Besuchen zurükhaltender zu seyn, denn wirklich fieng mein L., der meine vormalige Verbindung mit B. kannte, bei seiner damaligen Empfindlichkeit schon an, Argwohn zu schöpfen, und L. hatte auch die qualvollsten Stunden, wann er nach Hause kam, und seine Gattinn erfuhr, daß er bei mir gewesen wäre. Ich bedauerte ihn von Herzen, aber ich glaubte doch, meiner Pflicht sowohl als meiner Ehre diese Entfernung schuldig zu seyn.

Er zog sich also zurük, fuhr aber dennoch fort, mir überall, wo wir zufälligerweise zusammen kamen,

die ausgezeichnetste Achtung und Aufmerksamkeit zu widmen.

Gerade um die Zeit nun, da uns unsere Gläubiger am ungestümsten drängten, erhielt ich eines Morgens den beigeschlossenen Brief. Stellen Sie sich mein Erstaunen vor, als ich ihn aus einander schlug, und die Unterschrift: Ferdinand V. mir in die Augen fiel. Ich las ihn hastig durch, und eilte damit. — — Doch was ich weiter damit that, das sollen Sie erfahren, wann Sie ihn selbst gelesen, mir zurükgeschikt, und mir Ihre Meinung gesagt haben werden, was Sie in diesem Falle gethan hätten. — Bis dahin leben Sie wohl.

Cäcilie L.

Fünfzehnter Brief.

An Madame Cäcilie L.

Wie lange ist es nun schon, meine theuerste Freundinn, daß Sie mich von Ihrem Angesichte verwiesen haben! Ich habe Ihnen gehorcht, weil mir Ihre Ruhe theurer als meine eigene ist; aber ich habe es mir indessen schon oft vorgeworfen, daß ich Ihnen so strenge gehorcht habe. Sie waren im Unglükke, und die Hand eines Freundes hätte Sie

vielleicht retten können. — Sie dachen wol dabei auch an Ihren Ferdinand und glaubten, er hätte Sie vergessen, weil er sich gar nicht rührte. Aber der Himmel weiß es, ich dachte nie lebhafter und mit mehr Unruhe an Sie, als gerade zu der Zeit, da Ihr Schiksal jene unglükliche Wendung nahm. Wie oft wollte ich Ihnen meine Hilfe anbieten! Aber ich kannte Ihr Zartgefühl, und dieß hielt mich immer wieder zurük. — Wird wol Cäcilie — erlauben Sie mir immer diesen vertraulichen Titel noch — auch jezt die dargebotene Hand eines Freundes, der zu ihrer Rettung herbeieilen will, von sich stossen? — Ich höre, daß ein neuer Kummer Sie drükt, und ein Kummer, der Ihrem fein fühlenden Herzen ungleich weher thun muß, als der vorige. Wohl möglich zwar, daß das Gerücht die Sache vergrössert, aber ganz lügt es doch wol nicht, ich finde dieß nicht wahrscheinlich. — Doch dem sey, wie ihm wolle, ich habe nun die dringende Bitte an Sie: geben Sie mir die Beruhigung, etwas zur Milderung Ihres Kummers beigetragen zu haben, und verschmähen Sie mein Anerbieten nicht, von dem inliegenden Wechsel jeden Gebrauch zu machen, den Ihre Umstände fordern. Nicht als ob ich Ihnen die Summe schenken wollte, bewahre der Himmel!

Ich kenne und ehre Ihr Zartgefühl zu sehr, als daß ich es damit beleidigen sollte, und weiß es zu gut, daß es Ihnen verbietet, ein Geschenk von mir anzunehmen, aber ich möchte gerne die Ehre haben, Ihr Gläubiger zu seyn, und Ihnen die Ruhe gönnen, einen Gläubiger zu haben, der nicht mahnt.

Und nun zum Schlusse noch die ernstlichste Versicherung, wenn sie je nöthig seyn sollte, mein Anerbieten ist in jedem Betrachte uneigennüzig, und die wiederholte dringende Bitte: verschmähen Sie nicht

Ihren

wahren Freund

Ferdinand B.

Sechszehnter Brief.

Cäcilie an Lilla.

Ihr Münter — immer nur Münter und wieder Münter; wollt ich denn seine Meinung hören? Die Ihrige war's ja, um was ich Sie fragte. Doch ich sehe schon, Ihre Bescheidenheit verstekt sich nur hinter Ihren Mann, und was Sie als seine Meinung angeben, ist im Grunde die Ihrige. — Also Ihr Münter, und

Sie mit ihm, glauben, in diesem Falle hätte ich das Anerbieten des Freundes nach genommener Rüksprache mit meinem Manne, und wenn dieser nichts dagegen einzuwenden gehabt hätte, wohl annehmen dürfen, weil es doch auf eine so uneigennüzige und schonende Weise gemacht wurde, und der Freund überhaupt eine Delicatesse verrieth, die mich nichts befürchten ließ, wenn ich es annähme.

Gut denn. Wir wollen sehen, ob mein Gefühl mit dem Ihrigen, meine Meinung mit Ihrer Meinung übereinstimmte. Ich erzähle denn weiter.

Kaum hatte ich den Brief zu Ende gelesen, so eilte ich, noch voll Erstaunen über seinen Inhalt, damit zu meinem Manne auf sein Zimmer. Er sah es mir im Gesichte an, daß etwas ungewöhnliches vorgegangen seyn müßte, und redete mich daher gleich beim Eintritte an: Was bringst du mir, liebe Cäcilie, du siehst ja so verändert aus?

Lies hier, antwortete ich, und gab ihm den Brief.

Er las, und las wieder, und wollte gar nicht aufhören zu lesen. Aber er sah dabei nicht sehr freundlich, wiewohl auch nicht unwillig, eher etwas verlegen aus. Endlich schlug er ihn wieder zusammen, und gab mir ihn mit der Frage zurük: Und

was wird meine Cäcilie hierauf antworten? Was thun?

Ich. Die Entscheidung, was hierauf geschehen soll, erwarte ich von dir.

Er. Je nun, in unsrer Lage dürfen wir freilich nicht allzudelikat seyn. Ich dächte daher, du nähmest das Anerbieten vor der Hand an, und wir sehen alsdann, wie wir Bn. so bald als möglich wieder befriedigen, denn lange möchte ich freilich sein Schuldner nicht seyn.

Ich. In einer andern, in einer weniger dringenden Lage würdest du also doch das Anerbieten abweisen?

Er. Nicht aus Mistrauen gegen dich, beste Cäcilie, aber doch — Ja. Ein gewisses peinliches Gefühl, das ich nicht näher beschreiben kann, würde mir verbieten, es anzunehmen.

Ich. Gut denn, mein Entschluß ist gefaßt, ich werde Bn. den Wechsel zurükschiken, es giebt noch andere Mittel, uns zu helfen.

Mein Mann wollte zwar noch einmal Einwendungen machen, aber ich beharrte auf meinem Entschlusse, und schikte den Wechsel auf der Stelle mit folgendem Briefe an Bn. zurük:

„Mein theurer Freund!“

„Ich erkenne mit dankbaren Gefühlen die Groß„muth, welche Sie bewogen hat, den hier wieder „angebogenen Wechsel zu überschiken. Ferne sey „es von mir, Sie auch nur der entferntesten un„edeln Absicht dabei zu bezüchtigen; aber Sie stel„len sich wirklich die Sache zu schlimm vor, und „das Gerücht, mag es Ihnen auch gesagt haben, „was es will, hat sicher zu viel gesagt. Noch be„darf ich Ihres großmüthigen Anerbietens nicht, „aber nichts desto weniger werde ich in demselben „immer das freundschaftliche Andenken schäzen, wo„von es mir ein angenehmer Beweis ist, und nie „werde ich aufhören, Sie als meinen und meines „Mannes wahren Freund zu betrachten, nie wer„den wir beide der Großmuth vergessen, womit „Sie uns so eben einen Beweis Ihrer aufrichtigen „Freundschaft gegeben haben.“

„Cäcilie L.“

Nun habe ich recht daran gethan, oder nicht? Ich vermuthe beinahe, daß Sie Nein antworten werden, aber hören Sie doch, ehe Sie urtheilen, meine Gründe, warum ich gerade so und nicht anders verfuhr.

Es ist eine der kizlichsten Lagen, mit ehemaligen

Liebhabern wieder in gewisse Verhältnisse zu kommen, und man hat dabei alle Ursache, auf seiner Hut zu seyn, und weder sich selbst noch andern zu viel zu trauen. Das Weib, das einmal einem Manne Herz und Hand gegeben, und Liebe und ewige Treue gelobt hat, soll nun, das fordert ihre Pflicht, alle ähnliche Empfindungen für ihren ehemaligen Geliebten unterdrüken, und er darf ihr von nun an nicht mehr seyn, als jeder andere Mann. Nun sezen Sie einmal den Fall, der vorige Geliebte wisse sie, die doch nun das Weib eines andern ist, auf irgend eine Art sich zu verbinden, ladet sie sich denn wirklich Verbindlichkeiten gegen ihn auf, wie leicht ist es geschehen, daß die Dankbarkeit, wozu sie sich ihm verpflichtet fühlt, die wenn auch kaum noch unter der Asche glimmende vorige Liebe zu ihm wieder anfacht, und dann gute Nacht ehliches Glük, gute Nacht ehliche Treue! Sie ist verlezt, wenn auch nicht der leiseste Schritt weiter geschieht.

Oder gesezt auch, die Frau besize Standhaftigkeit und Seelenstärke genug, um jede solche Empfindung niederzukämpfen, und ihrer Pflicht unverbrüchlich getreu zu bleiben, wie leicht wird alsdann im Gegentheile durch solche erneuerte Verhältnisse, durch Fälle, wie der meinige war, in dem Herzen des Mannes ein

Argwohn erwekt, der seiner und unsrer Ruhe gefährlich werden kann. Kurz es gilt auch hier, wie überall, wer sich in Gefahren begiebt, kommt leicht darinn um.

Sehen Sie, meine Liebe, dieß sind die Gründe, die mich bewogen, Ws. übrigens gewiß uneigennüziges Anerbieten nicht anzunehmen, denn ich sah voraus, daß wenigstens der lezte der angeführten Fälle bei mir leicht auch eintreten könnte, dieß liessen mich selbst die obigen Antworten meines Mannes besorgen.

Indessen mußte nun auf eine andere Weise Rath geschaft werden, denn die Glaubiger wurden immer dringender, der lezte Termin, den der Kaufmann gesezt hatte, war bald vollends verstrichen, und das Gerede, daß es nächstens zum Concurse bei uns kommen würde, nahm immer mehr überhand. — Einige allzudienstfertige Räthgeberinnen liefen mir in's Haus, um mir zu rathen, daß ich mein eigenes Vermögen auf diesen Fall in Sicherheit bringen, und mich von den Schulden meines Mannes lossagen sollte, um wenigstens mein Eingebrachtes zu retten. Ich antwortete ihnen kurz und zweideutig, aber einst kam mein Mann dazu, und hörte, von ihnen unbemerkt, was sie mir riethen. — „Deine gute Freundinnen" sagte

er, als sie weggegangen waren, „müssen mich für sehr eigennüzig halten, daß sie dir rathen zu müssen glauben, was sie mir nicht zutrauen, daß ich dir selbst rathen würde. Indessen sie haben Recht, rette dein Eingebrachtes, das ich anzugreifen, wie du selbst weist, mich noch nie habe entschliessen können." — Dieß sagte er aber mit einer Miene, die mir deutlich die Verlegenheit zeigte, worinn er sich befand, falls ich jenem Rathe zu folgen entschlossen wäre.

Den folgenden Morgen stahl ich mich, als kaum der Tag zu grauen anfieng, aus unsrer Schlafkammer und von der Seite meines Gatten hinweg, kleidete mich hurtig an, und eilte zum Hause hinaus, indem ich nur meiner Magd sagte: wenn mein Mann nach mir fragen würde, so sollte sie ihm sagen: ich hätte einen nothwendigen Ausgang zu einer Freundinn machen müssen. — Mein Mann fragte, wie er mir nachher selbst erzählte, wirklich so bald er mich vermißte, nach mir, und seufzte tief, als ihm die Magd jene Antwort gab, weil er nicht anders dachte, als ich wäre gegangen, um nun sogleich Anstalten zu treffen, jenen Rath zu befolgen, und mein Eingebrachtes zu retten.

Und ich war auch wirklich in der Absicht gegangen, um mein Eingebrachtes, und damit zugleich

meines Mannes Ehre zu retten. — Zum Glüke bestand mein ganzes Capitalvermögen in landschaftlichen Obligationen, die ich bei der Steuerkasse täglich einlösen lassen konnte, wenn ich wollte. Diese nahm ich denn also zusammen, eilte damit zu der Kasse, und bat, mir dafür auf der Stelle 3000 Thaler baar auszuzahlen. Der Kassier machte grosse Augen. Muß denn das so gleich und auf einmal geschehen? fragte er.

Noch diese Stunde, antwortete ich, und die ganze Summe, wenn ich bitten darf; ich brauche das Geld nothwendig und gleich.

Der Kassier zählte mir denn also die Summe auf, grossentheils in Golde, was mir zu meiner Absicht desto angenehmer war, und ich ließ ihm denn dafür zum Danke ein paar Louisdor liegen, die er mit vieler Zufriedenheit einstrich. Ich nahm hierauf die Rollen zusammen, dankte ihm für die schnelle Expedition, und empfahl mich.

Gerade von der Kasse hinweg lief ich nun mit dem Gelde zu unsern Glaubigern der Reihe nach herum, absichtlich aber zu denen zuerst, welche nicht gemahnt hatten, weil ich diesen ihr freundschaftliches Zutrauen vor allen belohnen wollte, und befriedigte sie alle um ihre Forderungen mit Kapital und

Zinsen. Die guten Leute erstaunten so sehr, daß sie zum Theil gar nicht zu sprechen, zum Theil nichts als ein paar kahle Entschuldigungen herauszustottern vermochten.

Bei dem Kaufmanne, der mit Wechselarrest gedroht hatte, konnte ich mich doch nicht enthalten, die Zahlung mit ein paar Anmerkungen zu begleiten. — Der Arrest wird nun wohl überflüssig seyn? fragte ich, als er befriedigt war. Er erröthete, und wollte eine Entschuldigung stammeln, aber ich ließ ihn nicht zum Worte kommen, sondern empfahl mich und sagte: ich danke Ihnen für die bisherige Borg, und auch dafür, daß Sie uns so freundschaftlich in der Leute Mäuler gebracht haben, wir hätten einander ohne das nicht so gut kennen gelernt." — Abermal eine Schaamröthe, deren weitere Folgen ich ihm aber ersparte, indem ich schnell mich entfernte.

Bis zum Mittagessen war ich überall herum, und hatte die Schuldverschreibungen in der Tasche. Nun eilte ich nach Hause zurük, und wir sezten uns zu Tische. Mein Mann sah ein wenig mismuthig aus, doch fragte er mich gleich, als er herüber kam, wo ich gewesen wäre?

Ich habe, antwortete ich, ein Geschäft abgethan, das ich nicht wohl einem andern auftragen konnte.

Er schwieg und sah vor sich hin; aber als er nun die Serviette vom Teller nahm, und die Schuldverschreibungen sah, die ich darunter gelegt hatte, so fuhr er auf, und fragte hastig: Was ist das?

Es ist die Rechenschaft, antwortete ich, die ich von meinem Geschäfte dir ablegen will. Sieh nach, ob die Rechnung richtig ist.

Er ließ die Verschreibungen eine nach der andern flüchtig durch die Hand gehen, dann fuhr er von seinem Size auf, und fiel mir mit Ungestümm um den Hals. „Allzuedles Weib, was hast du gethan?"

Ich. Was geschehen mußte, wenn wir von aussen und innen wieder Ruhe bekommen wollten.

Er. O nun sehe ich hell. Schon lange war dieser Entschluß in deiner edeln Seele gereift; darum warst du immer so ruhig in Ansehung der Zukunft, indeß mich öfters Sorgen und Bekümmernisse ganze Nächte hindurch nicht schlafen liessen. — Aber, beste Cäcilie, die Aufopferung ist zu groß, du hast dir die Mittel zu deinem Unterhalte für die Zukunft entrissen, um mir wieder aufzuhelfen, das ist zu viel.

Ich. Sorge nicht, lieber L. — Die Zukunft, von der du sprichst, macht mir keinen Kummer, denn ich hoffe, dich nicht zu überleben. — Und was geschehen ist, mußte ja ich thun, weil du es nicht thun wolltest.

Er. Du bist ein himmlisches Weib, und ich werde es nie vergessen, was du für mich thust. — Aber wie in aller Welt war's nur möglich, dieß alles in so kurzer Zeit abzumachen?

Ich erzählte ihm nun, was Sie schon wissen, und er erstikte mich beinahe mit Umarmungen und Küssen. Aber als ich nun seine bisher so gerunzelte Stirne wieder so ausgeglättet, den Stein, der ihn gedrükt hatte, von seinem Herzen hinweggewälzt, und ihn wieder so fröhlich und heiter sah, o meine Liebe, da genoß ich die süsseste Belohnung für das Opfer, das ich seiner Ruhe und seiner Ehre gebracht hatte.

Seiner Ehre, — denn eben diese zu retten, war eine der Haupttriebfedern meines Verfahrens. Ich hätte mir es nie vergeben können, wenn ich es dahin hätte kommen lassen, daß mein Mann Wechselarrest bekommen hätte, und dadurch öffentlich beschimpft worden wäre. Denn, beste Lilla, des Mannes Ehre, ist unsre eigene, und seine Schande die unsrige. Jene kann nicht beflekt werden, ohne daß auf uns in Fällen, da wir es verhindern konnten, ein sehr nachtheiliges Licht davon zurükfiele, und um sie daher zu retten, darf einem rechtschaffenen Weibe kein Opfer zu groß seyn, denn die Achtung, die unsre Gatten geniessen, theilen wir mit ihnen, und wir

armen Geschöpfe haben ja ohnedieß nur eine so nothdürftige bürgerliche Existenz, unser Ansehen in der Gesellschaft hängt meist nur von der Stufe ab, worauf unser Gatte steht, er ist es, der uns mit auf seine Stufe hinauf zieht, und sinkt er davon herab, so stürzen wir unvermeidlich ihm nach, weil wir uns nicht allein oben zu erhalten im Stande sind.

Und dieß gilt eben nicht blos und allein von der bürgerlichen Ehre, auch die Achtung, die auf Vorzüge des Geistes oder Herzens sich gründet, geht von dem Manne auf uns über. Oder haben Sie es noch nie erfahren, daß eine Frau auch von denen, die sie nicht näher kennen, geachtet wird, wenn sie einen achtungswürdigen Mann zum Gatten hat? — Haben Sie nicht selbst die Erfahrung gemacht, als Sie mit Ihrem Mänter nach N. zogen, daß ein Theil der Achtung, die er im Städtchen genoß, sogleich auch auf Sie übergieng, noch ehe man Sie kannte? — Und im Gegentheile sind Ihnen nicht Beispiele bekannt, daß selbst gute Weiber unter der Verachtung mitlitten, die ihren Männern widerfuhr?

O daß dieß alle die Weiber bedächten, denen die Ehre ihres Mannes beinahe gar nichts gilt, und die sogar — üm es am gelindesten auszudrüken, — un-

besonnen genug sind, ihr durch Ausschwazen ehelicher Geheimnisse, durch Klagen über den Mann nach jedem unbedeutenden Zwiste, oder auf andere thörichte Arten einen Stoß zu geben!

Indessen bedarf es, um für die Ehre des Mannes zu sorgen, nicht immer solcher Opfer, wie dasjenige, das ich der des meinigen bringen zu müssen glaubte. Oft kann sie durch eine Kleinigkeit erhalten oder gerettet werden. Ich will ihnen von vielen nur einen einzigen Fall, der hieher gehört, anführen, wovon Sie sich dann leicht ähnliche Fälle abziehen können. Der Mann ist z. B. durch Amts- oder häusliche Sorgen gereizt, verdrießlich und mismuthig. In diesem Mismuthe läßt ihm jemand etwas sagen, was ihm auch nicht angenehm ist, oder ihn um etwas bitten, was er nicht gern thut, das er aber Ehrenhalber doch nicht gut verweigern kann; sein Mismuth aber bringt ihn in die Gefahr, etwas Unbesonnenes zu thun, eine Antwort zu geben, die ihn hintendrein reuen kann, oder sonst eine Schwäche zu verrathen, eine Blösse zu geben, u. dgl. Was wird eine kluge Frau, der ihres Mannes Ehre am Herzen liegt, in diesem Falle thun? Sie wird die Antwort an seiner Stelle geben, aber glimpflicher, als er sie gegeben hätte, selbst dann, wenn er darauf besteht, daß sie mit

seinen Worten gegeben werden soll; sie wird heimlich thun und gewähren, wenn sie kann, was er verweigerte, weil sie in diesem Falle voraussieht, daß er es ihr nachher Dank wissen wird, wenn nicht geschah, was er im Unmuthe wollte. — „Er soll zum T . . . gehen, antwortete einst ein Mann seiner Frau, die einen Fremden bei ihm meldete, der ihn zu sprechen verlangte, und Ehrenhalber nicht wohl abgewiesen werden konnte, aber: „er möchte etwa morgen wieder vorsprechen, heute hätte ihr Mann so viel zu thun, daß er keine Viertelstunde übrig hätte, und deswegen tausendmal um Verzeihung bitten liesse, so übersezte es die Frau, und verband sich dadurch den Fremden sowohl, als ihren Mann.

Ehe ich Ihnen nun aber weiter erzähle, muß ich eine Begebenheit einschalten, deren Andenken mich noch jezt zu sehr angreift, als daß ich sie Ihnen heute noch erzählen könnte, darum gedulden Sie sich bis auf ein andermal, und leben Sie wohl.

Ihre

Cäcilie L.

Siebenzehnter Brief.

Cäcilie an Lilla.

Mit einem Herzen voll Wehmuth, das bei der

Erinnerung an die Begebenheit, die ich jezt Ihnen erzählen soll, aufs neue schmerzlicher blutet — denn ich reisse eine Wunde wieder auf, die ohnedieß noch nicht ganz verharscht ist — ergreife ich dießmal die Feder, und erzähle Ihnen Scenen, welche noch einmal zu erneuern, meinem Herzen beinahe so wehe thut, als da ich das erstemal sie erlebte, die ich aber doch nicht übergehen darf, weil sie in den ganzen Verlauf meiner Geschichte mit hinein gehören.

Die Aufopferung meines Vermögens, um meines Mannes Schulden zu bezahlen, war bald verschmerzt; wir hatten ja das Interesse davon so nicht genossen, weil wir selbst auch Zinsen zu bezahlen hatten. Hingegen war Ruhe von aussen und innen in unsre Wohnung zurükgekehrt, und unsere auch hiedurch erneuerte Liebe bereitete uns so manche süsse Stunde, daß ich oft dem Himmel dafür dankte, daß die 3000 Thaler fort waren, denn wir lebten bei Genügsamkeit und Sparsamkeit, wie in Elysium.

Aber eben da, als wir am vergnügtesten und zufriedensten lebten, schikte uns der Himmel, damit wir unseres Glükes uns nicht überhöben, ein Leiden zu, das auf lange Zeit alle Freude wieder aus unserm Hause verscheuchte.

Mein Karl, ein lebhafter gutmüthiger Knabe,

strozend, wie es schien, von Gesundheit, fieng auf einmal ohne sichtbare Veranlassung an zu kränkeln. Er war unter meinen Kindern gerade dasjenige, das die vesteste Constitution zu haben schien, von einem starken Knochenbaue, und die Farbe der Gesundheit auf seinen Wangen. Oft sagten wir, mein Mann und ich, zusammen, wenn auch alle unsre Kinder uns hinwegstärben, so bliebe doch Karl gewiß uns übrig, denn er war von seiner Geburt an immer ohne einigen Anstoß fortgewachsen. Nun stand er gerade in dem Alter, da uns Kinder die meiste Freude zu machen pflegen, weil sich an jedem Tage, beinahe in jeder Stunde eine neue Fähigkeit in ihnen entwikelt, und die liebenswürdige naive Unbefangenheit des kindischen Alters hier am stärksten und lieblichsten sich äussert. — Auch war er ausserdem mein sowohl, als meines Mannes Liebling. Zwar pflegten wir in der Liebe zu unsern Kindern eben keinen Unterschied zu machen, aber bei diesem gutmüthigen Knaben, der seinen Geschwistern oder Gespielen den Bissen aus dem Munde gab, wenn er sie damit zufrieden stellen konnte, und mit allem, was er besaß und erhielt, es mochte so viel oder so wenig seyn, als es wollte, immer zufrieden war, bei diesem dabei doch zugleich so lebhaften und munteren Kinde, das uns so oft mit

seinen kindischen Einfällen ergözte, war es doch nicht möglich, es ohne besonderes Wohlgefallen zu betrachten.

Und eben dieses Kind, das wir am gewissesten für geborgen hielten, dessen Verlust uns gerade am schmerzlichsten war, und den wir am wenigsten erwarteten, eben dieß war bestimmt, uns entrissen zu werden. — Was wir für Fülle der Gesundheit hielten, war schon der Keim seiner Zerstörung. Es fieng an zu kränkeln, und kränkelte lange so, ohne eigentlich krank zu seyn, fort. Es verfiel sichtbarlich, und verlor ganz seine muntere Lebhaftigkeit, an deren Stelle ein mürrisches verdrießliches Wesen trat, das nur zuweilen noch durch einige heitere Augenblike unterbrochen wurde. Bald mußte der gute Junge ganze Tage im Bette zubringen, bald konnte er wieder ausser demselben seyn, und herumgehen, doch das leztere nie anders, als indem man ihn an der Hand führte, denn er klagte alsdann über Schwindel, und fürchtete immer zu fallen. Kein Arzt konnte uns sagen, wo es dem Kinde eigentlich fehlte. Indessen so oft wir es nur wieder aus dem Bette hatten, so glaubten wir es schon wieder gerettet, aber eben so schnell sank auch die Hoffnung wieder, so bald es liegen bleiben mußte. — Blaß und ängstlich schlich mein Mann um

sein Krankenbette her, lauschte auf jeden seiner Athemzüge, und fragte mich des Tages wohl zwanzigmal: Glaubst du, daß er sterben wird, der gute Karl?

Ich machte mich dann stärker, als ich war, und antwortete immer: ich hoffe, seine gute Natur werde die Krankheit doch noch besiegen, und wenn hierauf mein L. in der Hoffnung, daß ich ihm widersprechen würde, Einwendungen auf Einwendungen häufte, so that ich mir immer Gewalt an, sie ihm zu beantworten, um ihn nur aufzurichten, aber im Grunde war mir der Tod des guten Kindes gewisser als ihm.

Endlich half denn freilich kein Trösten und Hoffnunggeben mehr. Ein fürchterliches Erbrechen stellte sich ein, auf welches das Kind in eine anhaltende Betäubung verfiel, aus der es nicht mehr erwachte, und die nur jezuweilen durch schrekliche Convulsionen unterbrochen wurde. Der Arzt erklärte nun seinen Zustand für gänzlich hoffnungslos. — Von nun an wich ich Tag und Nacht keinen Augenblik mehr von seinem Bette. Mein Mann wollte das gute Kind auch nicht mehr verlassen, und sprach immer nur mir zu, auch einige Stunden Ruhe zu geniessen, zumal da ich noch kaum vierzehn Tage zuvor Wöchnerinn gewesen war, aber ich konnte mich nicht überwinden, und es war ein rührender Wettstreit der Zärtlichkeit,

wie immer jedes das andere von dem Sterbebette des Kindes wegzutreiben versuchte. — Endlich gab mein Mann nach, und genoß von Zeit zu Zeit ein halbes Stündchen Ruhe, aber in meine Augen kam drei Tage und drei Nächte lang der Schlaf keinen Augenblik, ich fühlte nicht einmal ein Bedürfniß dazu, so sehr hatte der Anblik des sterbenden Kindes mein ganzes Wesen in Bewegung gesezt.

Endlich am Abende des dritten Tages sagte mir der Arzt, daß der Knabe nun nicht mehr länger, als höchstens noch bis an den folgenden Morgen leben könnte. Mein Mann war nicht dabei, als er das sagte, und das war mir sehr lieb, denn ich hatte beschlossen, ihm wo möglich den Anblik des Sterbens selbst zu ersparen, der, wie ich nun aus Erfahrung weiß, das Herz noch ungleich grausamer zerreißt, als das Gestorben seyn. Ich verhehlte ihm daher, was der Arzt gesagt hatte, und beredete ihn, in dieser Nacht zu Bette zu gehen. Er ließ sich auch wirklich überreden, aber nach Verfluß von ein paar Stunden stand er schon wieder da. Schon hatte der fürchterliche Todeskampf begonnen, und nun war es mir doch lieb, daß mein Mann bei mir war. Ich hatte mich für stärker gehalten, als ich war, und fand nun, daß mein Herz die Empfindungen, von

denen es jezt bestürmt wurde, nicht allein zu tragen vermochte, ohne jemand neben mir zu haben, der sie mit mir theilte. Aber der Anblik war auch gar zu schreklich. Sieben volle Stunden lang dauerte der Kampf der Natur gegen die Macht der Zerstörung, und von Stunde zu Stunde wurde das Athmen peinlicher, das Röcheln lauter und fürchterlicher, und die gräßlichsten Zukungen machten zulezt nur dem Herzzerreissenden Schauspiel ein Ende. — Ich hätte nicht geglaubt, daß das Leben eines Kindes so gewaltsam abgerissen werden müßte, aber unser Arzt sagte mir nachher, daß solche harte Todeskämpfe bei Kindern noch viel gewöhnlicher als bei Erwachsenen wären. — Endlich um sechs Uhr des Morgens hatte das gute Kind seinen langen Kampf und sein kurzes Leben vollendet.

Meine erste Empfindung, als ich es nun todt da liegen sah, war eine unbeschreibliche Ruhe. Es war mir, als ob es nun nach langer Zeit auch einmal wieder schliefe, und ich freute mich der Ruhe, die es nach dem Sturme genoß. — Dann fiel ich meinem Manne, der mit blassem Gesichte und gefaltenen Händen zitternd und sprachlos vor dem entseelten Leichname stand, um den Hals, und rief: „O mein L., wie glüklich ist nun unser guter Karl! Er ist hin-

über gegangen in die Gefilde der ewigen Ruhe. Dort ist kein Schmerz mehr, und kein Leid und kein Tod. Wer weiß, was hier alles noch auf ihn gewartet hätte, wenn wir selbst längst hinüber gegangen seyn werden? Nun ist er geborgen. Und wir, mein lieber L., wir wollen nun die Pfade des Erdenlebens auch vollends Arm in Arm muthig und reines Herzens dahin wandeln, so werden wir ihn wiederfinden, wo keine Trennung mehr ihn uns entreißt." — Stumm fiel mir mein Mann in die Arme, aber die Thränen brachen nun stromweise aus seinen Augen hervor, und eben das war's, was ich wollte, denn nun wußt' ich, daß sein Schmerz milder werden würde.

Drei Tage darauf ward unser guter Karl zur Erde bestattet, und das war noch einer der schreklichsten Tage für uns. So lange wir auch nur noch die Leiche unsers Lieblings im Hause hatten, so wähnten wir durch eine sehr natürliche und verzeihliche Täuschung, ihn immer noch nicht ganz verloren zu haben, aber als nun auch diese vollends weggetragen wurde, ach da ward es in unsern Herzen so öde und leer, wie in unserm Hause.

Es ist, wie Sie wissen, bei uns gewöhnlich, daß nur Mannsleute die Leichen zu Grabe begleiten, mein Mann mußte also diese traurige Pflicht allein verrich-

ten. Ich sah es ihm an, wie sehr ihm davor graute, allein hier konnt' ich ihn nun eben nicht unterstüzen. „Wie gerne," sagt ich zu ihm, als er von mir Abschied nahm, um auf den Gottesakker zu gehen, „wie gerne wollt' ich auch diesen schweren Gang dir erleichtern, indem ich ihn mit dir gienge! Aber es ist nicht meine Schuld, daß ich nicht darf, und du wirst dich ja wohl auch durch deinen eigenen Muth aufrecht erhalten können. Blikke hinweg von der dunkeln Nacht des Grabes auf jene freundlichen Gefilde, woher ein ewiger Morgen uns entgegen strahlt, und wende deine Gedanken von der Leiche deines Sohnes ab auf jene höhere Regionen, worin sein Geist nun schwebt."

Lange hallte der bange Ton der Wehmuth in unsern Herzen wieder; lange konnten wir uns nicht an den Gedanken gewöhnen, unsern Karl nicht mehr unter uns zu haben, indessen nährten wir zwar nicht unsern Schmerz, aber wir versuchten es auch eben so wenig, ihn gewaltsam niederzukämpfen, denn beides wäre Thorheit gewesen. Ich fand, daß es meinem und meines Mannes Herzen wohl that, und daß der leztere dadurch sichtbar erleichtert wurde, wenn wir häufig von dem guten Kinde mit einander sprachen, und suchte daher jede Gelegenheit hervor,

wo ich das Gespräch darauf leiten konnte. Dann liessen wir alle die Scenen aus dem Leben des guten Kindes noch einmal vor unserm Auge vorübergehen, die uns einst so viel Vergnügen gemacht, wiederholten alle seine kindischen Einfälle, die uns so oft ergözt hatten, sanfte Thränen entquollen dabei unsern Augen, und wir sanken am Ende eines in des andern Umarmungen hin. — O meine Liebe, es ist gewiß, der Tod eines Kindes giebt der ehlichen Zärtlichkeit eben so viel Nahrung, wie seine Geburt, er verbindet die Herzen zum gemeinschaftlichen Tragen der Leiden, und zum wechselseitigen Bestreben, einander dieselben zu erleichtern, wie diese zum gemeinschaftlichen Genusse der Freuden, und zur wechselseitigen Erhöhung derselben.

Einst, als wir uns auch wieder mit eben diesen Unterhaltungen einen Abend verkürzt hatten, fiel ich auf den Gedanken, den ich sogleich auch meinem Manne mittheilte, unserm guten Karl ein Denkmal zu errichten. — „Zwar bedarf er desselben," sagte ich, „in unsern Herzen nicht, denn sein Andenken wird nie in denselben erlöschen, aber wir dürfen es ja wohl auch andern öffentlich sagen, wie lieb wir das gute Kind hatten, und dann bezeichnet uns doch ein solches Denkmal für immer die Stätte, wo seine

Gebeine modern, wenn wir auf den Gottesakker kommen. — Jedoch keinen Grabstein! Unsre Umstände verbieten uns den Aufwand, der hiezu erforderlich wäre, und dann was sind die prächtigen Grabsteine anders, als Denkmale menschlicher Eitelkeit? — Mein Vorschlag wäre: ein einfaches hölzernes Kreuz mit einem Kästchen, das eine gedrukte eben so einfache Inschrift enthielte. Davon hätten wir noch nebenher den Vortheil, daß wir die Inschrift zugleich auch im Hause aufbewahren könnten."

Das gefiel meinem Manne, und wir sezten uns auf der Stelle zusammen, um eine solche Inschrift zu verfertigen. Sie kam zu Stande, wurde gedrukt, das Kreuz war auch bald fertig, und stand in wenigen Tagen auf dem Grabe. — Liegt Ihnen etwas daran, diese Grabschrift zu kennen, so seze ich sie Ihnen hierher. — Sie hieß:

Denkmal
älterlicher Zärtlichkeit
unserm guten
KARL.

Emporstrebend war sein Geist.
Sanft und gut sein Herz.
Zufrieden und froh sein Gemüth.

Im bessern Lande wandelt er nun
unter den Seligen.
Dort reifen die Hoffnungen,
die hier blühten,
und deren Blüthe ein Sturm zerknikte.

Unten standen noch folgende Verse:

O schlummre sanft hier unter dieser Erde
In deiner stillen Gruft,
Bis Dich des Ewigen allmächtig's Werde
In's neue schön're Leben ruft.

O guter Karl! Dich rufen Mutterthränen,
Dich deines Vaters Schmerz
Umsonst zurük. An Jahre langem Sehnen
Ermattet unser armes Herz.

Wir rufen Dich nicht mehr. Im bessern Lande
Weilt nun dein freier Blik.
Wir wünschen Dich aus dem Vollendungsstande
Nicht in den Prüfungsstand zurük.

Aber indem ich noch einmal meinen Brief übersehe, so erstaune ich selbst, wie viel ich Ihnen über diese einzige Begebenheit geschrieben habe. Halten Sie es der Geschwätzigkeit des Mutterherzens zu gut, das sich so gerne von den Gegenständen seiner

Zärtlichkeit unterhält. — Und dann sind es ja auch Scenen, die in jeder Ehe vorkommen, und das pflichtmässige und kluge Betragen nicht nur der Mutter, sondern auch der Gattinn bestimmen. — Doch noch einmal: Verzeihung, wenn es Sie ermüdet hat. Leben Sie wohl.

Cäcilie L.

Achtzehnter Brief.

Cäcilie an Lilla.

Dank Ihnen, meine Beste, herzlichen Dank für die freundschaftlichen Ergiessungen Ihres gefühlvollen mitleidigen Herzens in Ihrer Antwort. — Ja der Himmel bewahre Sie vor ähnlichen Erfahrungen! Indessen machen Sie sich immer auch darauf gefaßt, denn die Ehen sind selten, worin sie nicht vorkommen.

Doch ich fahre nun in meiner Geschichte da fort wo ich vor der Einschaltung dieser traurigen Episode stehen geblieben war.

Auf Regen folgt Sonnenschein. — Dieß ist ein Sprichwort, auf das ich in meinem Leben immer viel gehalten habe, und das mich schon in mancher traurigen Lage getröstet, und in mancher

verzweifelten mir wieder Hoffnung gegeben hat. Und auch jezt bestätigte es seine Wahrheit an uns. — Unsre Glüksumstände fiengen, nachdem wir unsre Schulden bezahlt, und in allen Stükken, so viel als möglich, uns eingeschränkt hatten, zusehens an sich zu bessern. — Daß mein Mann keinen Schreiber mehr hatte, das ersparte uns nach einem ganz geringen Anschlage jährlich wenigstens zweihundert Gulden. Nach und nach wuchsen auch meine Mädchen heran, und ich konnte ihnen nun einen Theil der Geschäfte übertragen, die ich zuvor allein hatte verrichten müssen. Dieß ersparte mir Zeit zu andern Arbeiten. Ich spann Baumwolle und Flachs, knüpfte Schnüre, wob Bänder u. dgl. und hielt auch meine Mädchen eben dazu an. Hatten wir dann einen Vorrath beisammen, so verkaufte ich ihn, und es gelang mir, ihn nie ohne beträchtlichen Vortheil loszuschlagen. Oder ich nahm auch Bestellungen von andern an, spann, strikte, nähte um Lohn. Wenn dann oft mein Mann verwundernd fragte: aber Cäcilie, was werden die Leute sagen, wenn es heißt: Madame L. arbeitet für andere um Lohn? — Denn wirklich herrschte damals noch das thörichte Vorurtheil, als ob es eine Schande wäre, wenn Frauenzimmer von Stande für andere arbeiten — so ant-

wortete ich ihm: laß sie schwatzen, ich weiß, daß ich nichts unrechtes thue, was kümmert mich dann das Gerede der Leute? Oder wie? sollte es etwan eine Schande seyn, wenn man sich durch jedes rechtmäßige Mittel, das man in seiner Gewalt hat, fortzubringen sucht, und daneben noch andern nützlich zu werden strebt, und seine Kräfte zu ihrem Besten verwendet?

Ich fuhr also so fort, ohne mich irre machen zu lassen. Zwar entstand wirklich ein Gerede unter den Leuten darüber. Einige bezüchtigten mich des Geizes, und schalten mich ein Weib, dem nie genug werden könnte; andere bedauerten uns, und sprengten — aus purem Mitleiden, wie sie sagten, wie wohl sie es auch da thaten, wo es uns nicht nützen, wol aber schaden konnte — aus: Es müssen doch recht weit heruntergekommen seyn, die arme Frau muß nun um Lohn für andere arbeiten. Aber ich ließ sie reden, und kehrte mich nicht daran, sondern gieng meinen Gang fort. Noch andere, die thörigsten unter allen, brachen sogar den Umgang mit mir ab, weil sie es unter ihrer Würde glaubten, eine Frau als ihresgleichen zu behandeln, die um den Lohn arbeiten müßte. Aber das waren Caffee-Schwestern, die ich entbehren konnte, und meine wahren Freundinnen

blieben mir doch. Kurz ich ließ mich nicht irre machen, das Gerede verstummte am Ende, und ich hatte zulezt sogar die Freude, zu sehen, daß es mir nach und nach mehrere nachthaten.

Eines Hauptvortheils, den mir diese Lebensweise noch ausser dem ökonomischen Nutzen brachte, und den ich nicht übergehen darf, muß ich hier noch erwähnen. Meine Kinder wurden dadurch frühe an eine nüzliche Geschäftigkeit gewöhnt, lernten die Nothwendigkeit, für andere thätig zu seyn, und die Vortheile einer solchen Thätigkeit einsehen, und um sie immer bei gutem Willen und munterm Fleisse zu erhalten, traf ich bei unsern Arbeiten folgende Einrichtung:

Alles was aus dem von ihnen verfertigten Vorrathe von Arbeiten gewonnen wurde, kam in ihre Sparbüchsen, und ich machte sie aufmerksam darauf, daß sie dieß als ihr rechtmässig selbst erworbenes Eigenthum ansehen dürften. Dieß spornte ihren Fleiß, sie arbeiteten nun mit der grösten Emsigkeit, um nur wieder etwas in die Sparbüchse stekken zu können, und es war ein allgemeiner Jubel und eine Art eines Festes, so oft wieder etwas verkauft und der Erlös unter sie vertheilt wurde. Dieß lehrte

sie den Werth eines durch Fleiß und Mühe selbst erworbenen Eigenthums kennen und schätzen.

Daneben suchte ich auch die Arbeitsstunden selbst theils für meine Kinder angenehm, theils zugleich für ihre geistige Bildung nüzlich zu machen. Das einemal erzählte ich ihnen während des Arbeitens allerlei interessante moralische Geschichten, ein andermal las abwechselungsweise in der Reihe herum ein jedes von uns aus einem guten Buche etwas vor; dann sprach ich mit ihnen über das Gelesene oder Erzählte, fragte ihnen ihr Urtheil darüber ab, berichtigte es, wo ich es fehlerhaft fand, und schärfte auf diese Weise in ihnen ihr sittliches Gefühl, und lehrte sie alles von der rechten Seite beurtheilen und ansehen. — Unter diesen Unterhaltungen schwanden uns dann die Arbeitsstunden wie Minuten dahin.

Hiedurch brachte ich es denn bald so weit, daß wir bange Nahrungssorgen nur noch dem Namen nach kannten. — Kam auch zuweilen wieder eine Zeit, da es uns an baarem Gelde gebrach, weil entweder meines Mannes Besoldung, oder das Geld aus den verkauften Waaren nicht zu rechter Zeit eingieng, und kamen wir dadurch in einige Verlegenheit, so trat ein Mann in's Mittel, dessen Namen ich nie ohne Ehrfurcht nennen werde, weil er der Freund

unsers Hauses war, wie ausser ihm keiner, ein Mann, bei dessen Namen, wenn ich nun nenne, auch Ihr Herz hoch schlagen wird.

Ihr Vater, beste Lilla, war es, von dem ich hier spreche. Gerade um diese Zeit lernte mein Mann zufälligerweise ihn kennen, und der Großmüthige schenkte uns, nachdem er auch uns kennen gelernt und unsre Geschichte gehört hatte, auf der Stelle so sehr sein ganzes Herz, daß er uns bat, ihn als unsern wahren Freund zu betrachten, und über sein Vermögen zu disponiren, wie über unser eigenes, und wie wir es immer bedürften. — Oft, sehr oft lieh uns der Edle bald grössere bald kleinere Summen, und war nie zu bewegen, nur einen Pfenning Interesse davon anzunehmen.

So war es denn freilich kein Wunder, wenn wir nach und nach wieder immer besser gediehen. — Aber es sollte noch mehr geschehen. Der Himmel wollte uns unsers Unglüks gänzlich vergessen machen.

Einst sassen wir heiter und fröhlich am Mittagsmahle und unterhielten uns von unsern abwechselnden Schiksalen, von unsern Freunden, die uns oft gerettet, vornehmlich von Ihrem Herrn Vater, von andern, die uns verlassen oder betrogen hatten, von unsern Aussichten in die Zukunft u. dgl., da pochte

jemand an die Thüre. „Herein!" ruft mein Mann, und ein Kanzleibote von St. tritt vor ihn hin, und übergiebt ihm einen grossen Brief mit folgenden Worten:

Einen gnädigen Gruß von dem Herrn Kammer-Präsidenten, und da sollten Sie einmal das Dings da lesen. Hastig erbrach mein Mann das Siegel, las den Inhalt des Schreibens, unter welchem noch ein fürstliches Rescript lag, flüchtig durch, und fuhr dann von seinem Sitze auf, indem er mehr schrie als rief:

Hilf Himmel! Was ist das? Mein Freund, Er ist mir ein Bote der Freude. Setze Er sich, es ist billig, daß Er für die gute Botschaft, die Er mir gebracht hat, gute Bewirthung bei mir finde. — Lies hier, beste Cäcilie, und freue dich unsers Glükkes, dann aber sorge dafür, daß Speise und Trank für den guten Mann hier herbeigeschafft werde, und ihm nichts abgehe.

Ich sorgte zuerst für das leztere, dann las ich den Brief. Das Rescript enthielt einen Ruf für meinen Mann zum Rathe des Kammer-Collegiums mit einer Besoldung von tausend Thalern durch alle Rubriken: Geld, Früchte, Wein, Holz und dgl. und einem jährlichen Wittwengehalte von 200 Thalern

für mich auf den Fall seines Todes, und war von einem sehr gnädigen Schreiben von der Hand des Präsidenten dieses Collegiums begleitet, worin er meinem Manne schrieb: man wäre höchster Orten von seiner bisherigen Brauchbarkeit und seinem unermüdeten Fleisse in Geschäften so sehr überzeugt worden, daß man von Seiten des Collegiums bei der kürzlich erledigten Stelle eines Rathes vornehmlich auf ihn Rüksicht genommen, und ihn, zumal da er für sein vor einiger Zeit erlittenes unverschuldetes Unglük auch eine Entschädigung verdiente, dem Fürsten zu dieser Stelle vorzüglich empfohlen, welcher auch den Antrag so fort genehmiget hätte.

„Einen Theil des Dankes," sezte er hinzu, „den Sie uns etwa dafür schuldig zu seyn glauben, entrichten Sie nur sogleich an Ihre rechtschaffene Gattinn. Er hat auch so ein edles Weib, sagten einige Räthe, als von Ihnen die Rede wurde, das auch eine Belohnung verdient, denn sie erfüllt nicht nur ihre Pflichten als Hausmutter, sondern unterstüzt auch ihren Mann selbst in seinen Geschäften, und hat kürzlich seine Ehre durch großmüthige Aufopferung ihres ganzen Vermögens gerettet. Das wurde denn ein neuer Beweggrund, auf Sie besondere Rüksicht zu nehmen, und nicht nur Sie, sondern

auch durch Sie Ihre Gattinn zu belohnen, die ich kennen zu lernen, und der ich meine ganze Achtung zu bezeigen mich freue."

Freudenthränen entrannen, als ich gelesen hatte, meinen Augen; ich schlich mich in meine Kammer, und dankte Gott auf den Knien, daß er unserm Schiksale wieder eine so günstige Wendung gegeben, und unsre Hoffnung auf ihn nicht getäuscht hatte.

Als ich wieder heraus kam, fiel mir mein Mann mit Ungestüm um den Hals. Welch ein Weib ist mein! rief er, und erstikte mich beinahe mit Küssen. Dann wandte er sich an den Kanzleiboten, und sagte zu diesem: Seh' Er her, mein Freund, diesem Weibe danke ich all mein Glük, auch das, das Er mir heute gebracht hat. Der Mann machte grosse Augen, denn er konnte natürlich hier keinen Zusammenhang sehen. Er lächelte, etwas dumm, wie einer, der aus Höflichkeit lächelt, ohne zu wissen, warum?

Mein Mann fertigte nun den Boten, nachdem er ihn für seinen Gang reichlich belohnt hatte, mit einem Danksagungsschreiben an den Fürsten sowohl, als an den Präsidenten ab, und ich trug ihm auf, dem leztern insbesondere auch in meinem Namen zu danken.

Nun überliessen wir uns erst recht der Freude

über unser bevorstehendes Glük; wir geberdeten uns wirklich beinahe wie Kinder, wenn sie die Weihnacht-Bescherung im nahen Prospecte haben. Aber es war auch kein Wunder. Nach so mancherlei Stürmen, die wir die lezte Zeit her ausgestanden hatten, mußte ja wol ein so unerwartet uns aufgehendes Glük mächtig auf uns einwirken. — Mein Mann wollte nun auch gleich den Plan zu unsrer künftigen Lebensweise mit mir entwerfen, aber ich hielt ihn noch davon zurük, indem ich ihm antwortete: Laß das für jezt noch, wir sind noch zu sehr im Taumel der Freude, als daß wir etwas kluges zu Stande zu bringen hoffen könnten. Und dann was braucht es auch einen neuen Plan? Ich hoffe, zu St. im Ganzen noch eben so zu leben, wie hier; denn warum sollt' ich mich schämen, zu St. zu thun, was ich hier zu thun mich nicht schämte?

Bald war es im ganzen Städtchen bekannt, daß mein Mann Rath geworden wäre. Nun kamen alle die vornehmen Damen, welche den Umgang der Lohnarbeiterin bisher vermieden hatten, wieder zu mir, um ihre Glükwünsche abzulegen, und zugleich ihre Neugierde zu befriedigen, wie es doch gekommen seyn mögte, daß mein Mann den unerwarteten Ruf erhalten hätte. — Einigen sah dabei der Neid gar

zu deutlich aus den Augen, ich ließ sie aber ihr bisheriges unartiges Betragen durch nichts, als dadurch fühlen, daß ich mich in ihrer Gegenwart mit meinen bisher gewohnten Arbeiten beschäftigte. — Desto herzlicher nahmen unsre wahren Freunde und Freundinnen an unserm neuen Glükke Theil, und beeiferten sich mit der thätigsten und uneigennützigsten Freundschaft, uns den Rest unsers Aufenthaltes bei ihnen so angenehm als möglich zu machen. Das that denn unserm Herzen freilich sehr wohl, aber auf der andern Seite verbitterte es uns auch um so mehr die nahe Stunde der Trennung.

Diese rükte denn auch immer näher und näher. Nachdem auch meines Mannes Nachfolger ernannt war, der erstere seine Rechnungen abgeschlossen, und dem leztern übergeben hatte, so zogen wir — ungefähr nach Verlauf eines Monats — nach St. ab. Dieser Zug, das damit verbundene Abbrechen einer ganzen Haushaltung und die Einrichtung einer neuen, verursachte denn freilich wieder Kosten, die wir mit unsrer damaligen Baarschaft nicht zu bestreiten im Stande waren. Aber auch hier wieder half, wer so oft schon geholfen hatte, Ihr Herr Vater, beste Lilla, durch einen großmüthigen Vorschuß, den er uns auf dieselben Bedingungen, wie zuvor immer, leistete.

Wir zogen denn ab, aber ich bekenne es Ihnen, es kostete mich manche Thräne, den Ort zu verlassen, an welchem ich so manche Leiden getragen, aber auch so viele Freuden genossen hatte, und wo mein guter unvergeßlicher Karl moderte, dessen Grab ich nun nicht mehr besuchen konnte.

Als wir auf der ersten Station ankamen, wo die Pferde gewechselt wurden, empfieng uns vor dem Posthause eine ganze Menge unsrer bisherigen Freunde und Freundinnen, welche vorausgefahren und geritten waren, um hier erst von uns Abschied zu nehmen. Stellen Sie sich vor, wie wir erstaunten, als wir beim Aussteigen lauter bekannte Gesichter vor uns sahen, die wir gar nicht erwarteten, weil sie — zum Scheine — schon den Tag zuvor uns alle Lebewohl gesagt hatten, noch mehr, als wir Männer und Weiber unter ihnen fanden, die wir sonst eben nicht unter unsre wärmsten Freunde gezählt hatten. Selbst der Kaufmann, der einst meinem Manne mit Wechselarrest gedroht hatte, befand sich darunter, und eben er war der erste an unserm Wagen, hob mich heraus, und sagte sogleich beim Hinaufführen zu mir: „Sie werden sich vielleicht wundern, mich auch hier zu finden; aber ich habe ein Unrecht wieder gut zu machen, das ich Ihnen einst angethan habe, darum

ergriff ich diese Gelegenheit, um Ihnen zu zeigen, daß ich mit unter Ihre wahren Freunde gehöre, und ich bitte Sie dringend, künftig immer auf mich, als solchen, zu zählen."

Auch B. war da, aber eben mit dem bescheidenen zurükgezogenen Wesen, womit er sich seit meiner Verheurathung immer gegen mich betragen hatte, und erwarb sich dadurch aufs neue nicht nur meine, sondern auch meines Mannes Freundschaft, der ihn beim Abschiede recht herzlich küßte, und zu ihm sagte: Besuchen Sie uns oft zu St., Sie werden uns immer sehr willkommen seyn, denn Sie sind es werth, der Freund des vortrefflichen Weibes zu seyn, das ich die Meinige nenne."

Nach Verlauf einer Stunde wollten wir wieder abreisen, aber unsre Freunde liessen es nicht geschehen, sondern hielten uns auf, weil sie ein Mittagsmahl für uns hatten bereiten lassen. Wir waren denn freilich auch leicht zu halten, weil uns der Abschied von ihnen ohnedieß schwer genug wurde, und so blieben wir denn noch bis gegen Abend zusammen, und vergassen beim fröhlichen Mahle die bittere Stunde der Trennung. — Am Schlusse des Essens brachte der Kaufmann noch einen ganzen Flaschenkeller voll der köstlichsten fremden Weine hervor, die

Gläser giengen nun auf's neue fleissig herum, und alles wurde so lustig und fröhlich, als ob wir nicht bei einem Abschiedsmahle sässen, sondern erst zusammen gekommen wären, um auf immer bei einander zu bleiben.

Endlich mußte es denn doch geschieden seyn. Die Pferde waren wieder angespannt, und die Postillons bliesen zum Abschiede. Alles stieg mit nassen Augen wieder in die Wägen, worin es gekommen war, unsre Freunde fuhren in ihre Heimath zurük, und wir vorwärts nach St. zu.

Bis auf die nächste Station war unser ganzes Gespräch eine Wiederholung der Scenen im Posthause der lezten; aber als wir nun daselbst ankamen, so war es schon so dunkel, daß wir uns nothgedrungen entschliessen mußten, hier über Nacht zu bleiben. Hätten wir uns aber auch nicht selbst dazu entschlossen, so würde uns ein Ereigniß dazu bestimmt haben, das uns bald nach unsrer Ankunft begegnete.

Als wir nämlich kaum eine halbe Stunde angekommen waren, so meldete uns der Postmeister ein Paar Fremde, die bei ihm logirten, und den Herrn Rath L. nebst seiner Frau zu sprechen verlangten. Wir liessen ihnen sagen, daß sie uns willkommen seyn würden, und sannen indessen hin und her, wer es

wohl seyn möchte. Indem wir noch so sannen, und nichts herausbringen konnten, so traten die Fremden, ein Mann und eine Frau zur Thüre herein. Beide waren in Reisekleidern, sie hatten eine Florkappe über das Gesicht gezogen, und er war in einen weiten Reisemantel eingehüllt. Wir giengen ihnen bis an die Thüre entgegen, und fragten, ohne sie zu kennen, womit wir ihnen dienen könnten? Die Frau sprach kein Wort, der Mann aber sagte, sie wären französische Ausgewanderte, die sich in sehr dürftigen Umständen befänden, und daher genöthiget wären, uns um Unterstüzung anzusprechen. Mein Mann eilte sogleich an seine Chatoulle, und langte ein paar Geldstükke heraus, die er dem Fremden in die Hand drükken wollte; aber indem er dieses that, so erhob jener ein schallendes Gelächter, warf den Reisemantel, und die Frau die Florkappe ab, und wer stand vor uns? — Ihre beiden Aeltern, meine liebe Freundinn, die uns noch einmal überraschen wollten.

Stellen Sie sich unser freudiges Erstaunen vor, als wir diese Entdekkung gemacht hatten! Das war ein Jubel für uns, daß wir nun die Nacht noch in so guter Gesellschaft zubringen sollten. Wir luden sie nun natürlich zu uns zu Tische, aber daran war nicht zu denken, denn sie waren eben in der Absicht herge=

kommen, um uns zu bewirthen, und hatten schon ein Abendessen für uns alle bestellt, das wir denn auch mit einander genossen, und wobei wir um so frölicher waren, weil es hier keinen eigentlichen Abschied gab, denn das Gut Ihres Herrn-Vaters liegt ja von St. nicht weiter entfernt, als von dem Orte unsers vorigen Aufenthaltes.

Wir sassen bis spät in die Nacht hinein beisammen, und trennten uns darauf am frühen Morgen, um noch bei guter Zeit nach St. zu kommen, wohin wir noch zwo Stationen hatten. Auf der lezten vor St. — stellen Sie sich vor — trafen wir schon wieder eine Gesellschaft, die um unsertwillen hergekommen war. Es waren einige Räthe des KammerCollegiums, die meinem Manne entgegen gekommen waren, und — welche Ehre für uns! — der Präsident selbst in ihrer Mitte.

So bald wir ausgestiegen und auf das Zimmer gekommen waren, so kam dieser auf mich zu, ergriff mich bei der Hand, küßte sie, und sagte: „Ich habe es nicht erwarten können, die Frau erst in der Stadt kennen zu lernen, der wir unserm neuen Collegen zu danken haben. Seyn Sie uns herzlich willkommen, ein sehr vortheilhafter Ruf geht Ihnen Beiden voran, Sie werden mit ausgezeichneter Achtung empfangen werden.

Nachdem wir auch hier einige Erfrischungen genossen hatten, so fuhren wir vollends nach St. — Und hier lassen Sie mich nun eine Weile ruhen, eh' ich Ihnen weiter schreibe, und leben Sie wohl.

Ihre

Cäcilie.

Neunzehnter Brief.

Cäcilie an Lilla.

Der Präsident hatte Recht. Es war uns ein gewisser Ruf nach St. vorangegangen, dessen Folgen wir bald inne wurden: aber es waren eben nicht lauter angenehme Folgen. Doch ich muß in der Ordnung bleiben, wenn ich richtig erzählen will.

Als wir nun vollends nach St. gekommen waren, und vor dem Hause abtraten, das wir zuvor schon gemiethet hatten, so erwartete uns da ein Heer von Sekretären und Kanzellisten, welche dem neuen Rathe sogleich auch ihre Aufwartung machen zu müssen glaubten, beglükwünschten uns, und empfahlen sich meinem Manne. Es waren komische Gesichter darunter, und bei der heitern Laune, zu welcher ich auf der ganzen Reise gestimmt worden war, fiel es mir wirklich zuweilen schwer, bei dem steifen und ceremoniösen We-

sen, womit einige von ihnen gratulirten, das Lachen zu verbeissen. Indessen empfiengen wir sie, wie natürlich, höflich und freundlich, versicherten sie unsrer Freundschaft, baten um die ihrige, und so führten sie sich nach und nach wieder ab.

Aber nun begann auf eine Zeitlang ein sehr unruhiges Leben für uns. Doch noch einmal, ich muß in der Ordnung bleiben. Also hören Sie zuvor eine kleine Geschichte. Als wir zu St. angekommen waren, und unsre Geräthschaften nach und nach auspakten, und wieder in Ordnung brachten, so zählte mein Mann natürlicherweise auch das Geld in seiner Chatoulle nach. Da fand er denn eine Rolle, die er auf der Reise schon darin gehabt zu haben, sich nicht erinnern konnte. Er stuzte, und riß sie hastig auf; sie war voll Louisdor, und oben auf lag ein kleiner Zettel, worauf folgende Worte geschrieben standen:

„Der Ausgewanderte im Posthause zu * * * übergiebt dem Herrn Rath L. hiemit eine Kleinigkeit zu seiner neuen Einrichtung. Es ist recht gut, lieber Freund, daß Sie den schönen Vorsaz haben, auch zu St. noch eben so frugal zu leben, wie zuvor, aber Sie müssen denn doch bessere Möbeln haben, als bisher, denn ein fürstlicher Rath bekommt zuweilen Besuche, die das erwarten, und

ich möchte nicht, daß meine lieben Freunde erröthen müßten, wenn sie dergleichen Personen bei sich bewirthen sollen. Hätte ich sie vor Ihrer Verheirathung gekannt, so hätte ich Ihnen nachher natürlich ein Hochzeitgeschenk gegeben, und Sie würden dieß so sehr in der Regel gefunden haben, daß Sie sich gewiß nicht geweigert hätten, es anzunehmen. — Erlauben Sie mir also, Sie bei Ihrer jezigen Veränderung als neue Eheleute, und die beigelegte Kleinigkeit als ein Hochzeitgeschenk zu betrachten, das Sie ohne Unhöflichkeit nicht ausschlagen können."

Sehen Sie hier den Edeln, dem es nicht genug ist, wohlzuthun, sondern der es auch mit einem Zartgefühle und einer Schonung thut, die den Werth seiner Wohlthaten noch dreifach erhöht? O beste Lilla, es ist kein Wunder, daß Sie so gut wurden, bei solchen Aeltern wäre es ja beinahe eine Unmöglichkeit gewesen, böse zu werden.

Wir nahmen das Geschenk an, denn bei einer solchen Art zu geben ist es einem fein fühlenden Herzen unmöglich, nicht zu nehmen, weil es fühlt, daß hier Weigerung der schnödeste Undank wäre; — aber das Vergnügen konnten wir uns dagegen nicht versagen, zu veranstalten, daß Ihre Aeltern die ersten waren,

die wir auf den von ihrem Gelde angeschaften neuen Geräthschaften bewirtheten.

Am folgenden Tage mußte ich nun mit meinem Manne bei allen seinen Collegen und einigen andern Bekannten in der Stadt Antrittsvisiten machen. Natürlich, daß wir hiebei auch in das Haus des Präsidenten kamen. Er war noch eben so artig, gefällig und verbindlich gegen mich, wie zuvor, aber seine Gemahlinn, die auch zugegen war, stach, eben nicht zu ihrem Vortheile, sehr gegen ihn ab. Sie empfieng uns mit einer stolzen herabsehenden Miene, und antwortete mir auf meine sehr unterthänige Anrede — ich glaubte diese der Gemahlinn des Präsidenten meines Mannes schuldig zu seyn — mit einer leichten Kopfverbeugung nichts als ein trokenes: Es ist mir lieb, Sie auch kennen zu lernen. — Auch so lange wir da waren, und so unterwürfig ich mich immer gegen sie bezeigte, war sie in keinen andern Ton zu stimmen, und von ihrem kalten vornehmen Wesen nicht abzubringen. — Ich erfuhr nachher, daß sie eifersüchtig auf mich war, weil mich ihr Mann, von der Zeit an, da von mir im Collegium die Rede geworden war, öfters gelobt hatte, und uns sogar entgegen gereist war, eine Ehre, die er noch keinem der vorigen Räthe erwiesen hatte. Daraus schloß sie, es

wäre blos um meinetwillen geschehen, und mein Mann hätte überhaupt seinen Ruf nur einer geheimen Liebe des Präsidenten zu mir zu danken. — Wie denn aber diese Liebe entstanden seyn könnte, da er mich in seinem Leben nie als in dem Posthause zu * * gesehen, und von der Berufung meines Mannes nicht einmal etwas von mir gehört hatte, daran dachte die die thörichte Frau nicht, wie man ja leicht auch das unglaublichste wahrschainlich findet, so bald einmal der Argwohn ein Herz besizt. — Je freundlicher nun der Präsident gegen mich war, desto mehr kochte sie Gift und Galle in ihrem Herzen; daher ihr beleidigendes zurükschrekendes Betragen bei unserm Besuche.

Wir kürzten diesen eben deswegen so sehr als es möglich und schiklich war ab, und ich verlachte, nachdem ich sie erfahren hatte, ihre thörichte Eifersucht, denn ich dachte nicht daran, daß sie noch weitere Folgen für mich haben würde.

Alle, denen wir den ersten Besuch gemacht hatten, erwiederten denselben in den folgendan Tagen; hin und wieder wurden wir auch von einigen zu Gaste gebeten, und so vergiengen uns die ersten vierzehn Tage unsers hiesigen Aufenthaltes in einer Unruhe, daß wir erst gar nicht zum Besinnen kommen konnten.

Nachdem aber diese vorbei war, so dachte ich nun ernstlich darauf, die neue Einrichtung unsers Hauswesens zu treffen, und in Gang zu bringen. — Zwar im Wesentlichen war ich fest entschlossen, alles auf dem alten Fusse zu lassen, und meine bisher gewohnte Lebensweise auch hier fortzusezen, aber in einigen Dingen mußte doch eine Aenderung getroffen werden. — Meinem Manne konnte ich nun in seinem Amte nicht mehr helfen; theils hätte ich seine nunmehrigen Geschäfte nicht verstanden, theils waren sie von der Art, daß es einem Weibe nicht ziemte, die Nase hinein zu steken, denn Acten lesen, Relationen verfertigen u. dgl. das darf sich ja wohl das Weib nicht anmassen, theils war es auch nicht mehr nöthig, denn zu seinen jezigen Arbeiten hatte mein Mann nicht gerade einen Gehülfen nöthig.

Um Lohn für andre zu arbeiten, erforderten unsre Umstände auch nicht mehr, denn unser Einkommen war nun so beschaffen, daß wir bei einer mässigen Lebensart nicht nur reichlich damit ausreichen, sondern auch noch etwas für die Zukunft zurüklegen konnten. — Indessen waren mir diese Arbeiten so lieb geworden, und ich hatte ihren Nuzen, den sie, wie ich Ihnen schon erzählt habe, auch für meine Mädchen und ihre Bildung hatten, durch so viele That-

sachen erprobt, daß ich mich nicht entschliessen konnte, sie ganz aufzugeben. — Die Einrichtung mit den Arbeitsstunden, den Sparbüchsen u. dgl. wurde also beibehalten, nur mit dem Unterschiede, daß das Geld, das in die leztern gestekt wurde, nicht mehr von aussen herein, sondern aus meinem eigenen Beutel kam. Was verarbeitet wurde, wendete ich entweder zu Bedürfnissen der Haushaltung, oder auch zu kleinen Geschenken an.

Aber wer hätte es denken sollen, daß der Neid eben diese meine unschuldige Arbeitsamkeit zum Grunde der giftigsten Verläumdung misbrauchen würde? — Doch es giebt ja noch ehrwürdigere und heiligere Dinge, die sich der Neid zu begeifern nicht scheut.

Ich habe Ihnen schon gesagt, daß mir ein gewisser Ruf nach St. vorangegangen war. Was man im KammerCollegium von mir gesagt hatte, das verbreitete sich bald von da bis an die Toiletten, und nicht lange, so wurde auf eine Zeitlang das allgemeine Stadtgespräch die Begierde, „das Wunderthier auch kennen zu lernen, das durch seine Engelstugend seinem Manne eine Rathsstelle verschaft hätte." — Einige Räthe, die mit meines Mannes Anstellung nicht zufrieden waren, und ihm auch ihre Stimmen nicht gegeben hatten, zogen ihre Frauen im Scherze

damit auf, daß sie ihnen kein solches Glük zu danken hätten, wie mein Mann mir; — einige Secretärs, welche in die erledigte Stelle vorzurükken gehofft hatten, und nun unzufrieden waren, daß sie sich in ihrer Hoffnung betrogen hatten, schraubten die ihrigen, sie sollten doch, wann ich ankäme, sogleich von mir zu lernen suchen, wie man es angreifen müßte, um seinem Manne zu einer Rathsstelle zu helfen; — und so wurde dann der Neid, ohne daß ich es wußte oder ahnete, schon eh' ich nach St. kam, geschäftig gegen mich.

Nun war ich da, und zu neuem Verdrusse mancher Weiber beehrte der Präsident meinen Mann und mich mit einer auszeichnenden Freundschaft. Er kam beinahe täglich in unser Haus, mithin so oft, daß ich wirklich zu befürchten anfieng, die Eifersucht der Präsidentinn möchte nicht ganz ohne Grund seyn. — — Sobald ich mir auch nur die Möglichkeit davon dachte, so zog ich mich ganz in die Schranken der ehrerbietigsten Entfernung zurük, sagte meinem Manne, was ich befürchtete, und bat ihn, nie abwesend zu seyn, wenn der Präsident käme.

Aber ich hatte mich geirrt. Der Präsident verrieth nie eine Miene, aus der ich Bestätigung meiner Furcht hätte schliessen, sprach nie ein Wort, das

mich hätte unruhig machen können, und kam nicht ein einzigesmal zu einer Zeit, da er gewiß wissen konnte, daß mein Mann nicht zu Hause wäre; — sondern ich mußte am Ende glauben, daß die Ursache, die er von seinen häufigen Besuchen angab, kein leerer Vorwand wäre, nämlich mein bischen Lektüre, worüber er sich gerne mit mir unterhielt, eine Unterhaltung, die er freilich zu Hause nicht fand, denn seine Frau war bei ihrem unbändigen Stolze doch zugleich, ein bischen Hofton ausgenommen, das unwissendste und ungebildetste Geschöpf.

Indessen der Neid konnte es nicht über sich erhalten, zu glauben, oder zu behaupten, daß die Besuche des Präsidenten wirklich so unschuldig wären, sondern es wurden bald Gerüchte über mich ausgestreut, die meiner Ehre sehr nachtheilig waren, und diesen Gerüchten mußte, wie ich Ihnen schon gesagt habe, meine unschuldige Arbeitsamkeit Eingang verschaffen helfen.

Der Präsident kam zuweilen während unserer Arbeitsstunden; ich wollte dann aus Ehrerbietung die Arbeit weglegen, aber er gab dieß durchaus nicht zu, sondern die Stunde mußte jedesmal wie gewöhnlich gehalten werden, mit allen den Unterhaltungen, die ich

für meine Mädchen unter die Arbeit mischte. Er hatte daran eine grosse Freude, und ich muß bekennen, daß er sie sogar noch lehrreicher zu machen wußte, als ich selbst, denn er hatte einen feinen Verstand und schöne Kenntnisse, die er immer am rechten Orte anzubringen wußte.

Nachdem er uns so einigemale zugesehen hatte, so ließ ich einst mein ältestes Mädchen ihm ein von ihr verfertigtes Uhrband anbieten. Er nahm es mit vielem Vergnügen an, gab ihr aber ein Geschenk dafür, das so groß war, daß ich erschrak, und von nun an keinen ähnlichen Versuch mehr machte. — Ein andermal traf er mich, als ich eben ein Stokband, von hellblauer Seide, mit Silberlahn durchwirkt, zu Ende gebracht hatte.

„Für wen soll dieses Band?" fragte er.

Für meinen Mann, antwortete ich.

„Nun," fuhr er fort, „dem können Sie ja wohl wieder ein anderes machen. Aber ich möchte gerne auch einmal etwas von Ihrer Arbeit haben, also bitte ich mir es aus. Sie treten mir doch Ihr Recht daran ab, lieber L.?

O mit dem grösten Vergnügen, Ew. Excellenz, antwortete mein Mann.

„Nun denn," sagte der Präsident, „so geben

Sie's immer her. Es wird mich auf jedem Spaziergange an unsre Unterhaltungen erinnern."

Wenn es Ewr. Excellenz nicht zu schlecht ist, erwiederte ich, indem ich es ihm überreichte, so ist es die gröste Ehre für mich, es in Ihren Händen zu sehen.

Er nahm es also, und knüpfte es sogleich in seinen Stok. Wo er nachher hinkam, pflegte er denn das Stokband sowohl, als das Uhrband, vorzuzeigen, vornehmlich vor Frauenzimmern, (und dieß gerade schadete mir am meisten) und ihnen dabei zu sagen: Sehen Sie einmal, solche artige Sächelchen macht die Räthin L., und das da (indem er das Uhrband zeigte) hat sogar ihre Tochter, ein Mädchen von eilf Jahren, gemacht. Das Uhrband hat mir das Mädchen geschenkt, und das Stokband habe ich mir von der Mutter selbst ausgebeten; und bekennen Sie, daß ich mich nicht schämen darf, es zu tragen, denn es ist wirklich geschmakvoll.

Nun war Feuer im Dache; denn die Eitelkeit aller der Damen, die das nicht auch konnten, war beleidigt, und der Neid sprüzte aufs neue seinen giftigen Geifer aus allen Mäulern auf mich. „Seht doch," hieß es nun, „darf er nicht sogar öffentlich mit den Geschenken prangen, die er für seine Gefälligkeit er-

hält, und die die Beweise von Gegengefälligkeiten, und die Trophäen seines Sieges sind? Nun ja, wie man's treibt, so geht's. Der Herr Präsident findet Gefallen an dem Lärvchen der Räthinn, wiewohl man eben nicht weiß, was er denn besonders daran finden kann, dafür erhält er Stok= und Uhrbänder zum Geschenke, und was noch obenein in Kauf? das läßt sich denken; und zum Danke meublirt er dafür das Haus;" (sehen Sie hier, wie boshaft?) „denn man weiß ja, wie blos sie hieher gekommen sind, und nun haben sie Meubles, beinahe schöner als unser eines."

So wurde ich in CaffeeVisiten, Pikeniks u. dgl. herumgetragen, und meine Ehre unbarmherzig zerrissen, ohne daß ich jemand das geringste zu Leide gethan hätte. — Die Präsidentinn selbst trug das ihrige treulich dazu bei, denn sie wurde immer eifersüchtiger, weil ihr Mann, unerachtet er ihre Schwachheit kannte, sie nicht genug schonte, und vor ihr selbst das Vergnügen rühmte, das er in meinem Umgange genösse, in der Absicht zwar, um sie zu überzeugen, daß sie nichts von ihm zu befürchten hätte, aber es war denn doch etwas unvorsichtig, denn er hätte bedenken sollen, daß ein eifersüchtiges Herz dadurch am wenigsten geheilt werden kann. — Sie ergriff also dergleichen Verläumdungen mit heisser Begierde als

Gelegenheiten, Rache an mir unschuldigem Weibe zu nehmen.

Lange erfuhr ich von dem allem nichts, weil ich nur selten in Gesellschaften gieng; aber als es mir endlich zu Ohren kam, that es mir doch sehr wehe, unschuldigerweise so verunglimpft zu werden, denn es ist um die Ehre eines Weibes eine kizliche Sache, die leicht durch den geringsten Stoß zertrümmert werden kann.

Indessen machte ich bei dieser Gelegenheit eine Erfahrung, die mir nachher wohl zu Statten kam, und die ich deswegen auch Ihnen mittheilen muß, weil sie unter die fruchtbarsten für Lebensweisheit und Glükseligkeit gehört. — Ich fand nämlich, daß Verborgenheit eines der nothwendigsten Mittel ist, um uns unsre Ruhe und Glükseligkeit zu sichern. Das Weib ist nun einmal nicht zum Glänzen bestimmt; sein Beruf weist es in einen Wirkungskreis hin, in welchem es seine Pflichten im Stillen, ohne Aufsehen und Prunk, verrichten soll, der aber nichts destoweniger, oder vielmehr eben darum nur desto mehr, ein sehr ehrwürdiger Beruf ist. — Aus diesem Kreise kann sie nie ohne Schaden für ihre Ruhe und Glükseligkeit heraustreten; sobald sie ihn verläßt, und in einen fremden hineintritt, worin sie Aufsehen erregt,

so rächt sich ihre eigene Bestimmung an ihr. Der Neid wird gegen sie geschäftig, wie er es gegen alle die Menschen wird, die über andere entweder ohne daß sie es wollen, hervorragen, oder sich selbst vor ihnen hervordrängen, denn die Menschen wollen nun einmal nicht haben, daß jemand besser seyn soll, als sie; — und es ist in so fern eine sehr richtige Bemerkung, die ich irgendwo gelesen zu haben mich erinnere, daß die besten Weiber gemeiniglich diejenigen seyen, von denen man am wenigsten spricht.

Nun war ich mir zwar bewußt, daß ich nicht aus dem Kreise meiner Bestimmung herausgetreten war, ich glaubte im Gegentheile, mich mehr als andere auf denselben eingeschränkt zu haben, aber daß ich Aufsehen erregt hatte, wiewol ohne meine Schuld, wenn man nicht etwa das Schuld nennen will, daß ich mich der herrschenden Mode nicht fügte, jeden Abend ausser dem Hause in Gesellschaften zuzubringen, das konnte ich mir selbst nicht läugnen.

Was war nun zu thun? Das Gerede so fortdauren zu lassen, dazu war ich durchaus nicht entschlossen, vielmehr war es mir darum zu thun, es je eher je lieber verstummen zu machen. — Zwar ein Glük war es, daß mein Mann aus den Besuchen des

Präsidenten und aus dem Gerede darüber nichts Arges nahm, sondern mich vielmehr selbst aufmunterte, die elenden Lästerungen zu verachten; aber meine Ehre war mir doch auch zu lieb, als daß ich sie der Geisel dieser giftigen Zungen noch länger hätte Preis geben mögen.

Indessen fiel mir nicht so gleich ein Mittel ein, dieß zu verhindern. — Den Präsidenten zu bitten, daß er seine Besuche abbrechen oder einschränken mögte, das gieng nicht wohl an, denn theils hätte dieß die Ehrerbietung verboten, theils wäre es ungerecht und unklug zugleich gewesen. — Ungerecht, — denn sein Betragen berechtigte ja doch jene Lästerinnen durchaus nicht zu ihren Verläumdungen; unklug, — denn sagen Sie selbst, hätte dieß nicht eine Annährung vorausgesezt, die ich mehr als jemals geflissentlich vermeiden mußte? hätte ich ihm nicht dadurch, wenn er irgend einen unrechten Gedanken gehabt hätte, die Waffen gegen mich selbst in die Hände gegeben? hätte eine solche Bitte nicht vorausgesezt, ich fürchtete mich vor ihm sowohl, als vor mir selbst und meiner eigenen Schwachheit?

Doch endlich fiel ich nach einigem Nachsinnen auf einen Gedanken, den ich ergriff. Eben jene obige Erfahrung, die ich gemacht hatte, leitete mich dar-

auf. In dem ich nämlich von der herrschenden Art zu leben, da wo ich sie für häusliches Glük nachtheilig fand, entfernt hatte, so hatte ich mich zugleich auch zu sehr von denen entfernt, mit welchen und unter welchen ich doch leben sollte. Dieß war es vornehmlich, was den Neid gegen mich erregt hatte, denn man hatte mein Betragen, für wegwerfenden Stolz genommen. Diesen Fehler also beschloß ich, wieder gut zu machen. Zwar gieng ich nicht viel mehr als zuvor in Gesellschaften, aber ich fieng an, mehr als bisher in meinem Hause Gesellschaft zu haben, wozu ich nicht blos meine Freundinnen, sondern auch solche bat, mit denen ich zwar nicht sympathisiren konnte, die es aber doch für Unhöflichkeit hätten nehmen können, wenn ich sie übergangen hätte.

Der Präsident kam nachher wie zuvor in mein Haus, und wunderte sich zwar anfänglich, so oft Gesellschaft bei mir zu finden, weil es bisher etwas ungewöhnliches gewesen war, aber er schien damit eben nicht unzufrieden zu seyn, vielmehr war er in unsern Zirkeln recht heiter, und belebte mit seiner Munterkeit und Artigkeit die ganze Gesellschaft. — Dabei schränkte er, was mir gerade am liebsten war, seine Unterhaltung nicht blos auf mich ein,

sondern gab sich mit allen übrigen Weibern, vornehmlich mit denen, an welchen er Verstand bemerkte, eben so viel ab, wie mit mir, und sagte ihnen allen immer viel Schönes und Verbindliches.

Das wirkte. — Die Weiber lernten nun bald einsehen, daß man mit ihm ohne Gefahr umgehen könnte, die Aufmerksamkeit, die er ihnen eben so gut wie mir widmete, schmeichelte ihnen, und bewies ihnen zugleich, daß er auf mich keine besondere Absichten haben könnte. — Nun fieng der Neid an, zu verstummen. „Der Präsident," hieß es nun, „ist doch wirklich ein recht artiger Mann, wo er hinkommt, da gewinnt gleich alles eine andere Gestalt, und es ist eine Freude, bei der Räthin L. zu seyn, wenn er auch da ist. Seine Frau ist eine Närrin, daß sie ihn mit Eifersucht plagt, denn von ihm hat sie nichts zu befürchten, oder meint sie denn, er solle gar niemand ansehen als sie?"

Ich mußte lachen, als ich dieß hörte, und daraus sah, wie schnell sich das Blättchen gewendet hatte; aber ich hatte nun doch Ruhe, denn der Neid war befriedigt. Zwar ein paar Caffee-Schwestern lärmten noch, dann gerade mit ihnen gab sich der Präsident, wenn er sie bei mir traf, nie oder selten ab, weil sie entweder alberne Gänse oder giftige Drachen waren; aber niemand hörte sie mehr.

Nun erst begann für mich eine, wiewohl kurze Reihe von Jahren, von denen ich Ihnen nichts zu erzählen weiß, ein Beweis, daß ich gerade sie am zufriedensten durchlebte. — Wir sezten unter den schon angegebenen Einschränkungen unsre vorige Lebensweise fort, dabei gedieh unser Hauswesen, die Erziehung meiner Kinder, blühte Zufriedenheit und Familien-Glük, und — sehen Sie, wie wunderbar sich das fügen mußte — als mein Mann starb, so waren neben unserm noch übrigen Vermögen gerade die dreitausend Thaler wieder erspart, die ich einst aufgeopfert hatte, um seine Schulden zu bezahlen, und kein fremder Pfenning war mehr unter meinem Gute.

Hier schliesse ich, denn was nun folgt, sticht zu sehr gegen das bisherige ab, als daß ich es im Zusammenhange mit diesem erzählen könnte. — Auch werde ich alle meine Standhaftigkeit zusammen nehmen müssen, um es Ihnen mit Ruhe erzählen zu können. Also leben Sie wohl bis auf ein andermal.

Cäcilie L.

Zwanzigster Brief.

Cäcilie an Lilla.

Ich komme nun auf die lezte traurigste Periode meines ehlichen Lebens, eine Periode, von der ich wünsche, daß Sie dieselbe in dem Ihrigen nie erleben mögen. — Lassen Sie mich so kurz darüber hinweggehen, als es die Absicht unseres Briefwechsels erlaubt, denn ich fühle, daß mir die Erzählung mein Herz zu sehr angreifen wird, als daß ich lange dabei verweilen könnte.

Wir waren etwas über drei Jahre zu St., als mein Mann einmal mit dem anfangenden Frühlinge von einem, wie es anfänglich schien, blos katarrhalischen, aber sehr hartnäkkigen Husten befallen wurde, der ihn bald so ermattete, daß er sich zu Bette legen mußte, und nach und nach sehr abgezehrt wurde. Er zwar machte sich nicht viel daraus, und hielt den Husten für nichts anders, als für einen blossen Katarrh, daher er ihn auch nur mit den gewöhnlichen Hausmitteln behandelte, und nicht zu bewegen war, einen Arzt rufen zu lassen. — Mir aber ahnete gleich nichts Gutes, und ich hatte deswegen keine Ruhe, bis ich — wiewohl ohne Vorwissen meines Mannes, weil dieser es durchaus nicht haben wollte — Gelegenheit gefunden hatte, mit unserm Hausarzte darüber zu sprechen. Dieser zukte die Achseln, nachdem ich ihm alle Umstände erzählt hatte, und befürchtete selbst, daß aus dem Katarrhe leicht etwas schlimmeres entstehen könnte, wenn nicht in Zeiten vorgebeugt würde.

Ich bat ihn nun, da mein Mann von ferne keine Gefahr ahnete, und deswegen auch nicht zu bewegen war, einen Arzt rufen zu lassen, nur gelegentlich einmal ihn zu besuchen. Er that es, und es gelang ihm doch, ihn zu bereden, wirksamere Arzneimittel, als bisher, zu gebrauchen, und sich den regelmässigen Verordnungen eines Arztes zu unterwerfen. Durch diese kam es denn auch wirklich so weit, daß er, so wie die anhaltend wärmeren Tage des Mai eintraten, von seinem Husten befreit wurde und es auch den ganzen Sommer über blieb. Jedoch behielt er im=

mer noch eine mir sehr verdächtige Mattigkeit, und im Herbste kehrte der Husten mit erneuerter Gewalt zurük. Der darauf folgende trokkene Winter nahm ihn hierauf zwar abermal hinweg, aber mit dem Frühlinge war es auch schon wieder da, und nun mit einer solchen entsezlichen Heftigkeit, daß mir die Haare zu Berge standen, wenn ich ihn Stundenlang mit der grösten Anstrengung seines ganzen Körpers husten hören mußte.

Anfänglich zwar beruhigte mich bei allen schlimmen Zufällen, der grossen Entkräftung, der schnellen Abzehrung u. dgl. doch immer noch die Versicherung des Arztes, daß die Lunge nicht angegriffen wäre, weil mein Mann ausser dem Husten leicht und ungehindert athmete, und sein Auswurf auch bei der grösten Erschütterung der Lunge nie mit Blut oder Eiter vermischt war, allein ich fand bald zu meinem grossen Schrekken, daß es auch Schwindsuchten giebt, welche die Lunge nicht unmittelbar angreifen, und doch nichts desto weniger tödtlich sind. In eine solche gieng die Krankheit meines Mannes bald über.

O meine Liebe, was ich da ein halb Jahr lang empfunden und ausgestanden habe, das übertrifft alle Beschreibung. Ich sage nichts von den mancherlei Arbeiten, welche die Pflege des Kranken nothwendig machte, von den schlaflosen Nächten, die ich an seinem Bette durchwachte, von der Unruhe und den Beschwerlichkeiten, welche seine, bei Schwindsüchtigen so gewöhnliche Ungeduld verursachte, denn ach! ich wollte ja dieses alles gerne noch zehnmal

durchgemacht haben, wenn ich ihn damit hätte retten können! und welche liebende Gattinn wird sich nicht die sorgfältigste Pflege des kranken Mannes zur heiligsten Pflicht machen? — Aber qualvoller als dieses alles war das einschneidende Mitgefühl bei der Pein, die mein theurer Kranker litt, und die fürchterliche Aussicht, ihn bald zu verlieren, und Wittwe — ein schrekliches Wort! — Wittwe zu werden. — Und doch mußte ich meine Empfindungen in mich selbst verschliessen, denn sie ihm vorzuklagen, und dadurch seine Leiden noch zu erhöhen, wie hätte ich dieß über das Herz bringen können?

Oft konnte ich jedoch den Anblik des Leidenden nicht mehr aushalten, ich mußte mich zuweilen auf eine Zeitlang von ihm entfernen, um mich zu erholen, und in der Ausübung meiner übrigen Pflichten nicht zu erliegen. — Dann strich ich einsam auf den Fluren umher; ich hoffte im Genusse der freien Natur Balsam für mein verwundetes Herz zu finden, aber ich kam meistens mit schwererem Herzen zurük, denn das Marterbild des theuren Leidenden, meine bangen Besorgnisse, und die dunkeln Aussichten in die Zukunft, die ich vor mir hatte, begleiteten mich auf jedem Schritte, verschlossen mein Herz den wohlthätigen Einflüssen der lachenden Natur, und stimmten es nur zu melancholischen trüben Empfindungen.

Auf einigen dieser einsamen Spaziergänge sezte ich nach und nach — Sie wissen, daß ich zuweilen ein bischen in die Dichtkunst hineinpfusche, folgendes Bruchstük eines Gedichtes zusammen, das ich Ihnen, weil ich nun einmal gewohnt bin, Ihnen alles mittheilen, hieher abschreiben will:

Wie fällt mein Blik so trübe
In Gottes Schöpfung hin!
Nichts ist mehr, was ich liebe,
Umwölkt ist ganz mein Sinn;
Und in der weiten Gotteswelt
Sind alle Freuden mir vergällt.

Trübsinnig ach! verachte
Ich deinen Reiz, Natur!
Ich härme mich und achte
Nicht mehr der schönen Flur.
Der Aether ist mir nicht mehr blau,
Schwarz dünkt mir selbst die Blumenau.

Des Baches sanft Geflüster
Seufzt mir ein Klagelied;
Die Lerche singt so düster,
Die hoch in Lüften zieht,
Der Waldbewohner froher Ton
Spricht meiner tiefen Wehmuth Hohn.

Du einzig Philomele,
Stimmst meiner Seele zu;
Du ziehst aus tiefer Kehle
So bange Klagen, du;
Wenn du um deinen Gatten girrst,
Und einsam durch Gebüsche irrst.

Der Menschen froh Gewimmel
Auf dieser Sommerflur,
Das emsige Getümmel
Im Schoose der Natur,
Nichts rührt, nichts reizt, nichts freut mich mehr,
Der Kummer drükt mein Herz zu schwer!

Des Landmanns Jubellieder
Und fröhlicher Gesang
Durchzittern meine Glieder,
Wie Trauerglokken-Klang;
Das Roß nur, das am Pfluge keucht,
Gleicht meinem Gram, der nimmer weicht.

So weit war ich damit gekommen, als meine Spaziergänge durch die immer steigende Krankheit mei-

nes Mannes unterbrochen wurden. Ich habe es nicht vollendet, und werde es nie vollenden, denn schon die Erinnerung an die schrekliche Stimmung meiner Seele, in welcher ich es anfieng, ist mir zu traurig.

Von jezt an machte die Schwindsucht Riesenschritte bei meinem Manne. Der Husten wurde immer heftiger, und es gesellten sich nun oft Krämpfe dazu, die eine Erstikkung befürchten liessen; die Entkräftung nahm immer mehr zu; und er war so abgezehrt, daß er einem nur mit einer dünnen Haut überzogenen Gerippe glich. — Natürlich daß nun auch der Arzt seinen Zustand für gänzlich hoffnungslos erklärte. Zwar verbarg er dieß meinem Manne immer noch, aber dieser fieng selbst an, es zu fühlen. — Einst redete er, da wir gerade allein beisammen waren, und ich an seinem Bette saß, mit folgenden Worten, wiewohl unter vielen Unterbrechungen, denn er war zu schwach, um anhaltend sprechen zu können, mich an:

Ich fühle es wohl, liebe Cäcilie, so sehr auch du und der Arzt es mir zu verbergen suchet, daß meiner Tage nur noch wenige sind. Ich bekenne es dir, ich scheide ungerne von dir und unsern lieben Kindern, denn ich habe an deiner Seite so manche Freuden genossen, und du hast die Pflichten der Gattinn an mir redlich erfüllt. Gott wird es dir vergelten. — Aber ich blikke hin auf eine bessere Welt, und dieser Blik macht mir das Scheiden leichter, weil er mir zugleich die Hoffnung giebt, daß wir dort einander wieder finden werden.

Hier brach mir das Herz, und ein Strom von Thränen entstürzte meinen Augen. Ich stand auf, um meine Empfindungen vor ihm zu verbergen, und ihn nicht noch mehr dadurch anzugreifen, aber er bemerkte sie dennoch, und fuhr fort:

Sei ruhig! Gott wird dich nicht verlassen, und wird dir vielleicht künftig ruhigere Tage schenken, als du in manchen Zeiten unsrer Ehe gehabt hast. Nur Eines bekümmert mich noch. Es ist in gewissem Betrachte meine Schuld, daß

was ich dir hinterlasse, keine grössere Summe ist. Die mancherlei Unfälle, die du weist, und dann meine langwierige Krankheit haben unser Vermögen vermindert, von welchem du bequem und anständig leben könntest, wenn es noch wäre, was es im Anfange war.

Ich bitte dich, fiel ich hier ein, höre auf, und quäle dich nicht mit Besorgnissen, die unnöthig, und mit Vorwürfen, die ungegründet sind. Ich werde gewiß nicht Noth leiden, und du bist ja unschuldig an allen den Unfällen und an deiner Krankheit. Ich hoffe, du werdest mir keinen unwilligen Gedanken darüber zutrauen, denn es war ja dein, was du brauchtest, wie könnt' ich unwillig darüber werden, verloren zu haben, und weder durch deine noch meine Schuld verloren zu haben, was nie mein war? — Und dann wem habe ich denn zu danken, was kürzlich erworben worden ist, als deinem Fleisse und deinen Verdiensten?

Gutes, edles Weib! fuhr er fort. Ja, Gott wird dich segnen, und wird dir's wohl gehen lassen. Unsre Kinder empfehle ich dir nicht, du bist Mutter, und hast bisher schon mehr an ihnen gethan, als ich that und thun konnte; du wirst sie auch künftig so erziehen, daß du mir sie einst froh wieder entgegen bringen kannst.

Diese und ähnliche Unterredungen mit mir, der ächt religiöse Sinn, den er besonders in seinen Gesprächen mit dem Geistlichen, der ihn von Zeit zu Zeit besuchte, blikken ließ, das geduldige zutrauungsvolle Hingeben an Gott, das feine sittliche Gefühl, womit er seine eigene Unvollkommenheit schmerzhaft erkannte, und sich einzig auf Gottes Gnade verließ, und dann nachher der frohe Blik, womit er in ein besseres Leben hinüber sah, — das alles nöthigte mir noch eine Achtung gegen ihn ab, die freilich meine Trennung von ihm auf der einen Seite mir nur noch schmerzlicher machte, aber auf der andern doch zugleich auch mich tröstete, weil ich nun mit Gewißheit hoffen konnte, daß sein Schiksal nach dem Tode ein glükliches seyn würde.

Immer näher und näher rükte nun die traurige

Stunde des Scheidens heran. Mir graute davor, um so mehr, weil ich befürchtete, sein Tod mögte auch mit so harten Kämpfen verbunden seyn, wie der meines Karls. Aber meine Furcht war vergeblich. Nach einigen, freilich noch schreklichen Anfällen seines Hustens, und einer Unruhe, die ihn immer umher trieb, so daß er immer von einem Bette in's andere gebracht zu werden verlangte, fiel er in einen Schlummer, aus welchem er nach ein paar Stunden wieder erwachte. Er blikte heiter um sich her, sprach laut und deutlich mit allen, die um ihn waren, viel deutlicher und leichter wieder, als er seit mehreren Tagen gekonnt hatte, athmete frei, und lächelte sogar unter seinen Gesprächen, so daß ich wirklich versucht wurde, neue Hoffnung zu schöpfen. — Aber auf einmal zog er seinen Ehering, den er bisher noch immer getragen hatte, vom Finger, und reichte mir ihn mit den Worten hin:

Hebe ihn auf, und gieb ihn einst einem Manne wieder, der seiner und deiner würdig ist.

Bei diesen Worten entfiel mir aller Muth auf einmal wieder, und mein Herz wurde so beklemmt, daß ich meinem Manne nicht einmal antworten konnte. Gleich darauf fiel er wieder in den vorigen Schlummer, das Athmen wurde nach und nach immer schwächer und kürzer, bis endlich einige lange tiefgeholte Athemzüge langsam auf einander folgten, nach welchen er ohne die geringste Zukkung sein Leben endigte.

Ich kann hier nicht weiter fortfahren. Sie haben nun die ganze Geschichte meiner Ehe. — Lassen Sie mich hier abbrechen, damit ich meinen Schmerz nicht zu schreklich wieder erneure, und leben Sie wohl, beste Lilla. Der Himmel bewahre Sie vor allen Erfahrungen dieser Art, und lasse Sie die Freuden der Liebe und Ehe länger geniessen, als mich. — Grüssen Sie Ihren lieben Münter von

Ihrer

aufrichtigen Freundinn,

Cäcilie L.

Werner.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Cäciliens Briefe an Lilla ein Handbuch für Bräute, Gattinnen und Mütter oder solche, die es werden wollen

Bd.: 1

Tübingen (1803)

P.o.germ. 176 m-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10106333-1